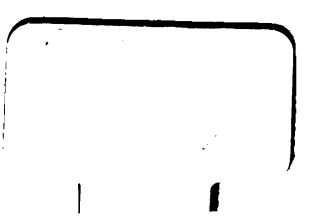
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030352540

ALDERMAN LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA



ROMANTIK

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

PT
361
.R6
Jahr. 3-4, 6
1920-1925

Gedruckt nach einem Original der Staatsbibliothek
Preussischer Kulturbesitz, Berlin

Jg. 5 nicht erschienen

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Romantik

3. Jahr 1920 Heft 1

Liebespsalmen / Von Peter Bauer

I

Da deine Augen aufblühten zu mir,
jauchzte mein Herz wie der Vogel,
den Frühling geweckt zu schmetterndem Lied.

Deine Blicke strömen in meine Seele
wie Gnade des Himmels.

Nimmer traur' ich verblassendem Tage nach,
und die Öde des Abends schreckt mich nicht.

Deine Nächte schenken mir Wunder und Sterne.

II

Deine Stimme rieselt Musik in mein Herz,
wie ein Lockvogel flattert sie meinem Wege voran.

Aus lärmendem Taumel hastender Tage
führst du mich heim.

Du bist die schimmernde Brücke, gespannt
aus gähnendem Abgrund zu Gott.

III

Wenn uns die Nacht wie Kinder entkleidet,
wollen wir zueinander flüchten.

Schmiege dich tief in den lodernden
Mantel meiner Liebe.

Ein Leib wollen wir sein und eine Seele,
lächelnd verglüh'n
in der göttlichen Flamme.

Die Legende von Slavina / Von Carl Hauptmann

Slavina war an einem Tage im Oktober geboren. Und hatte den darauffolgenden harten Winter und alle Wetterlagen des Lebens fernerhin gut überstanden.
Sie war wie aus Kraft und Üppigkeit modelliert.
Frau Buntfutter, deren älteste Tochter sie war, lebte als Frau eines Malers. Trachtete das Leben lang immer nach ganz unbestimmten Dingen. Und alles, was sie begriff, war nie das, was sie eigentlich begehrte.
Aber vielleicht war Slavina und blieb Slavina für Vater und Mutter doch das ersehnte Ereignis.
Elias Buntfutter malte Landschaften und Porträts. Recht und schlecht. Überraschungen waren da nicht zu holen. Er sah die Welt aus einem baumlangen, schwerlastenden Körper an. Auch seine Hände waren massiv. Und sein Kopf ging mit dem breiten Nacken zusammen. So daß seine Drehungen faul waren. Und auch seine großen, törichten Augen faul im Kopfe standen.
Da ging Land und Leben nur ohne Zittern und Flimmern ein. Liebloſe, harte, gemeine Dinge, die auf jeder Straße billig und nichtig verstreut sind.
Bis er mit einer größeren Erbschaft in der Nähe einer großen Industriestadt ein mitten im Lande hochragendes altes Ritterschloß, das seit dreißig Jahren leerstand, billig hatte kaufen können.
In Elvershöh war da keine Fürstenherrlichkeit mehr.
Herr Buntfutter war der späte Sohn eines uraltgewordenen Landpastors. Und auch Frau Buntfutter hatte nur eine kurze Ahnenreihe. Sie war die Tochter eines Bürgermeisters in einer Landstadt gewesen, als sie der junge Buntfutter heiratete. Aber beide hatten eine gute Bildung. So daß auch ihre vier Töchter in Bildung aufwuchsen. Aber Slavina, die Älteste, war und blieb doch für Mutter und Vater das eigentliche Ereignis.
Slavina trug den Kopf leicht zur Seite genommen, schritt mit Kraft, lachte obenhin. Und hatte schon mit vierzehn Jahren zu den höchsten Geschäften berufen geschienen. Sie wußte schon damals aus dem Leben zu greifen, was ein irrender Sinn aus den Lüften fängt oder aus einem stürzenden Bachwasser mit der Hand schöpfen kann.
Die anderen drei Töchter, die scheu und keusch heranwuchsen, galten den Eltern als unbegabt.
Wenn man (wie sagt man heute?) den siderischen Pendel hätte über dem hohen Ritterschloß, darin die Buntfutters hausten, hin- und herschwingen lassen, würde man schon in dieser Zeit bemerkt haben, daß weder von dem baumlangen, sich träge bewegenden Malersmann,

noch von der wie eine Ranke im Winde unbestimmt in alle Lüfte greifenden Frau Buntfutter noch irgendeine Kraft ausging. Und daß die drei anderen Mädchen um Slavina nur lächelnde, liebende Statisten in diesem Mysterium waren.
Damals schon ragte das alte Ritterschloß wie eine einzige, einsame, weit sichtbare Blüte im weiten Lande, weil Slavina dort wohnte.
Ins Schloß kamen bald viele junge Männer und Frauen.
Das Schloß war jetzt mit allerhand alten und neuen Bürgermöbeln vollgestellt. Nur da und dort noch stand ein Stück mit irgendeinem unbekannten Wappenzeichen.
Aber Slavina ging darin. War wie aus Kraft und Üppigkeit modelliert. Sie war bald eine Jungfrau.
Sie schien jetzt Sehnsüchte zu tragen wie Sulamith. Sie sang ihr Verlangen schon in selbstgemachten Versen aus, wie die flüggen Mädchen der Ukraine. Sie griff auch wie sie zur Laute.
Sie las schon den lateinischen Tacitus. Sie las auch schon den griechischen Homer. Und wenn sie von ihrer Gelehrsamkeit aufsprang, schien sie schön und entschlossen. Hatte Laune, in die losesten Tanzschleier hineinzuschlüpfen. Und tanzte zu ihrem eigenen, psalmodierenden Gesange vor aller Blicken, wie aus Kraft und Üppigkeit modelliert.
Man saß dann um den alten Kamin im Rittersaale, wo über den messingnen Feuerstangen das gewaltige Wappen derer von... irgendeines alten Fürstengeschlechtes, in Stein gehauen prunkte. Man wußte dann nicht, daß diese Tänzerin eine von den vier Haustöchtern war. Man dachte an eine junge, schmachtende ägyptische Frau, die nach Männern schreit. Oder gar an ein fremdes, wunderliches Vogeltier, das geheimnisvoll aus einer fernen Wildnis fremde Erregungen und Glut in Vater und Mutter, in Schwestern und Freunden schürte.
Und wenn Slavina dabei ihren stahlharten, geschmeidigen Körper wand, schien eine schöne, buntschillernde Schlange sich manchem wie durch die Finger zu winden. Und das Lachen aus Slavinas feuchtem, weichem Munde klang nicht wie Mädchenlachen, sondern wie ein seltsam gezwungener, widerstrebender, neuer Ton.
Aber Slavina war doch ein Mädchen. Niemand anderes.
Nur wäre Picassos Harlekin da nicht buntschillernd genug bemalt gewesen.
Denn Slavina schrieb auch Artikel, als wäre sie selber ein gewiegter Historiker. Und Slavina sprach fünf lebende Sprachen, Griechisch und Latein nicht mitgerechnet. Und wenn sie ihre Tanzschleier wieder achtlos fortgeworfen, diskutierte sie mit dem ersten besten Gelehrten in der Gesellschaft scheinbar leidenschaftlich über die goldene Latinität.
Slavina war ein Ding, daran alle tausend Triebe der Menschenseele zum Staunen aufgeschossen waren. Wie die üppigen Triebe einer

Kartoffel, die schon im Keller nach allen Richtungen hin Keime wirft. Slavina war einfach ein Wunder.
Und je länger Elvershöh so mitten im weiten Lande ragte, desto mehr wurden der Maler Buntfutter und die immer suchende und nie findende Frau mit den drei anderen lieblichen, keuschen Töchtern vergessen. Und man sah im weiten Lande diese alte Ritterfeste nur noch wie das Prunkgehäuse für Slavina an, darin die junge, wie aus Kraft und Üppigkeit modellierte Frau in veledischen Schleiern brünstige Tänze vor der Göttin der Weisheit und Schönheit tanzte.
Allmählich hatten sich auch die drei Schwestern Slavinas in die Weite verloren. Zuerst scheu und schüchtern jede mit einem lebensvollen jungen Manne in eine Heckenlaube im Burggarten. Dann ganz hinaus in irgendeine behagliche Lebensstellung.
Eines Tages, wie Slavina erst vierundzwanzig Jahre alt war, verloren sich auch Herr und Frau Buntfutter. Man trug sie innerhalb weniger Tage unter der Ritterburg in das verfallene fürstliche Erbbegräbnis.
Und wenn jetzt Männer kamen, lag Homer in Urschrift aufgeschlagen auf Slavinas mächtigem Arbeitstische. Darauf durchs Bogenfenster wie in einer gotischen Kirche Licht schien. Eine alte Handschrift des Tacitus lag aufgeschlagen daneben. Und auch die Veden mit ihren altindischen Zauberzeichen. Denn Slavina hatte sogar Sanskrit gelernt. Und sie nahm wieder die Laute. Sang ihre Sehnsuchtslieder. Und ihr Tanz wand sich in den Augen der Freunde, wie Schlangen sich winden. Aber niemand erkannte mehr, wo in Slavina der Funke glimmte, daran sich die schlichte Liebesgemeinschaft entzündet.

* * *

Nie hat je ein Mann Slavina aus Elvershöh als Geliebte in seinen Arm gehenkelt herausgeführt.
Slavina ist nie aus dem alten Burgtore herausgetragen worden wie eine Tote, bleich und schön im Sarge liegend.
Slavina ist auch nicht ausgefahren wie eine heiße Lohe, von der gar die ganze alte Burg sich entfachte und verbrannte.
Über dem Mädchen Slavina sind langsam alle Trümmer alter Weisheiten und neuer Gaukelkünste zusammengestürzt und haben sie erstickt und begraben.

Die Sprache / Von Gustav Sack †

Sprachlos willst du die nackte Welt genießen
und tief einfühlend dich in ihr verlieren,
ohne in Worten sie zu porträtieren
und sie in hohle Klänge umzugießen?

Doch aus der Sprache deine Wunder ſpießen,
in deiner Sprache nur kriſtalliſieren
die jähen Bilder, die gleich wilden Tieren
chaotiſch wütend durcheinander ſchießen,

zu deiner ſchimmernd feſtgefügten Welt.
Und daß dich dieſe Worte ſelbſt nur malen,
klag ſie nicht an, denn ohne ſie zerfällt

des Daſeins Klang und ſiebenfarbig Strahlen
in ewig wüſte Nacht, ſchaurig erhellt
von aller Nöte flammenden Fanalen.

Zwei Bruchſtücke / Von Edlef Köppen

Freunde fallen ab, und hart verhallen in der Ferne die Schritte der Gefährten.
Brücken vermorſchen, geſchlagen von Seele zu Seele, und an den Stegen der Herzen nagt der träge Wurm der Vergängnis.
Wolken erſticken das Singen gemeinſamer Wanderung, zu ſtarrendem Eis erfriert der Ton aus brüderlichem Munde.
An welkenden Bäumen hangen die Kränze verſchwendeter Jugend: dumpfe Wiege für die grauende Mumie der Einſamkeit.
Schmaler wird der Pfad und dürrer das ſpärliche Moos — ſteiniger knirſcht das Geröll, und gieriger zerren die Dornen — blaſſer wird der Mohn — in ackerlichen Halmen kniſtert das Bangen.
Und immer neu regnen Scherben auf die Straße unſeres Leidens.
Kalt ſchlagen letzte Geſpräche an unſer Ohr.
Wenn die Sonne den Brand ſchürt in unſerer Füße zerrenden Wunden — beizt klirrender Schnee das müdende Haupt, und aus den Stichen winternächtiger Kälte rinnt das Blut.
Die Tiere der Landſchaft jagen in bangender Flucht an uns vorüber. Kein Reh mehr, das aus rührenden Augen Gebete für uns ſchickt — kein Vogel mehr, der mit bebender Kehle uns ſegnet. Die Füchſe heulen bei unſerem Anblick, und die Eulen hüllen ſich ins tiefſte Grau der Not. Die Käfer ſchlagen ſich tiefer in den Staub, und die leuchtenden Farben der Falter tropfen wie Tränen aus ihrem Fluge und vertaumeln.
Wie tief bin ich beſchloſſen in den Fluch meiner Geburt: Frau zu ſein! Am Wege zu ſtehen, armſeliges Gewächs den Gewalten des Himmels, und zu harren der Entwerdung.
Mein Krug iſt gefüllt mit köſtlichen Waſſern, und auf ſeinem Spiegel kreiſen die Sterne. Daß man trinke von ihm und ihn ausſauge in ſeinen Atem und ihn leer mache von ſeiner Fülle, betet die Stimme

meiner Erfüllung. Der Strauß in meinen Händen blüht tausendfältige Blumen. Aber der Wind ist nicht heiß genug, den Kelch ihrer Bestäubung zu schütteln. Daß ich sie von mir werfe, die Fülle der Farben, nahm ein Gott mir die Kraft. Sie zu brechen, wartet nun meine Seele auf das dunkle Los der Bestimmung.
Oh — wohin schlug mich mein Blut!
Meine Füße sind stark zum Schreiten, und der Saft ihrer Muskeln gärt.
— Wann naht mir die führende Güte!
Meine Augen sind heiß zum Sehen, und das Weiß ihrer Kugeln sucht Licht.
— Wann kommt mir der gütige Führer!
Mein Herz pocht den großen Schlag der Verschwendung, und sein Blut harrt des suchenden Kelches.
— Wann wächst mir der Altar seiner Befreiung!
Oh — wohin treibt mich mein Los!
Ich habe die Schwere der Fülle — aber leer erst trage ich Frucht.
Ich habe das Leuchten der Sonne — aber beschattet erst gebe ich Strahlen.
Ich habe das Fluten der Meere — aber erschöpft erst werfe ich Wellen.
Ich habe das Ragen der Berge — aber entgipfelt erst hebt sich mein Haupt.
Mann: ich warte der Vergehung in dir!
Mann: ich warte des Sterbens in dir!
Mann: ich warte, daß du auflöfest die Atome meines Bestehens und die Wurzeln mir nimmst, dann endlich zu blühen.

Sommer / Von Walter Eidlitz

Wie ein Sommerregen sind auf mich deine Küsse gefallen.
Ich denke an dich.
An jeden zärtlichen Wiesenrand,
Gegen Menschen und Winde gewölbt,
Jeden Blick übers spiegelnde Feld
Zu den badenden Kindern,
An die Tannenschonung,
Wo wir lagen schwesterlich
Keusch in der Sonne.

Aber wenn Herbst kommt
Und Farbe wild und stark
Stößt in die Bäume,
Daß zu Boden fällt schwer
Jede reife Frucht,

Werd ich mutig ſein,
Wirſt du mir ſchenken
Die letzte Süßigkeit.
Wie du mir ſchon gabſt
Schneeige Bruſt,
Sitteſt die Hand
Im Aphrodiſiſchen,
Niederbogſt deinen Mund,
Feuchtes, treues Aug
Zu einem Knaben.

Und ich ſchenk dir dafür
All meine Jugend.
Ich bin überſtrömt von dir.
Wie ein goldener Brunnen will ich aufbrechen,
Widerſpiegeln dich,
Widerklingen dich,
An mich geſchmiegte,
Innig gefühlte,
O Herz bei Herz.

Sehnſucht / Ein Pſalm von Franz Alfons Gayda

Ich will dich künden, Segensreiche; ich will dein Schwert dir vorantragen, du überwindende Macht; ich will, ein Prieſter, deine Worte am Altare ſprechen, tiefſtes Gebet...
Sehnſucht...
Welch Menſch litt am Leben wie ich —
Wer war allein und blieb verlaſſen in unergründlichen Wirren ſeiner ſelbſt — wie ich.
Schönheit war meines Wollens Unbewußtheit — grauenhafte Häßlichkeit war meiſt um mich;
Friede war mein Denken — wildeſter Kampf um die kleinſten Dinge tobte durch meine Tage, alle Blüten vernichtend;
Größe war mein Magnet — in engſte luftleere Kreiſe iſt mein Daſein eingeſpannt.
Wie alles doch zerbricht... wie aller edle, kunſtwerkverheißende Ton vom Leben roh geknetet wird zu ekligen Klumpen; wie alles Menſchenliebende-Freundliche verlaſſen im Leben ſteht und vergeht, oh, ſo ſchaurig verlaſſen.
Was war des Jeſus verlorene Wüſte, da er doch wenigſtens vom Teufel dreimal beſucht, verſucht wurde, wo er doch Wege wußte — da ich inmitten meiner eigenen Wüſte keine Wege mehr ſah — da mich ſelbſt der Teufel nicht verſuchen kam. —

Wie das Herz nun trocknet, wie die Tauben Hoffnung und Glauben davonfliegen über die Sintflut der Verlassenheit in Qual und Not und Grauen und nur die Liebe bleibt, die letzte, tiefe Weltenliebe, als Wanderstab und einziger Halt.
Doch da kamst du mit dem Ölzweig und weistest mir die Furt und den Weg und das Land...
Sehnsucht...
Segensreiche, überwindende Sehnsucht, tiefstes Gebet!
Nun ich dich bete, öffnen sich die Himmel mir und ich sehe Schönheit; spricht die Erde in Bruderliebe zu mir und ich habe Frieden; eint eine Liebe und Erkenntnis Gott und mich und Leben und Welt — und ich weiß Menschengröße in mir.
Nun ich dich künde, ist all dein reicher Segen bei mir, nun ich dein Schwertträger bin, bahne ich mir und dir sonnige Wege ins Leben, nun ich an deinem Altare als Priester stehe, kann ich dich in hohen Worten fassen, gleichwie das reine Gold den köstlichsten Stein umschließt, gestaltloses, tiefstes Gebet des Gottes im Menschen.

Die kommende Dichtung

Die jüngste Dichtung hat im schroffen Gegensatz zu dem unerträglich gewordenen l'art-pour-l'art-Bekenntnis, zur Goldschnittlyrik, die noch unsterblich scheint, und zur Oberflächenkunst des Impressionismus eine jähe Wendung zum Ethischen genommen. Wenn auch überlaute Mitläufer — Reklamegepflogenheiten des Maschinenzeitalters übernehmend oder durch verlegerische Maßnahme künstlich über ihre wahre Bedeutung hinausgehoben — den eigentlichen Sinn dieses Willens verfälschen, so bleibt dem Einsichtigen dennoch der Kern als hoher Wert und historische Notwendigkeit fest vor Augen. Eine Literatur, die nur der Unterhaltung diente — oft noch auf Kosten gepflegten Stiles und dichterisch-persönlicher Sprache —, wird überwunden. Flammende Jugend tritt an. Der Überschuß an Kraft, die Verworrenheit der Prinzipien, die geballte Sehnsucht und die wirklichkeitsfremde Weltverlorenheit der Ziele sind allerdings Ursachen eines wilden Lärmes, der sich in Extremen austobt. Der Most aber ist guter Vorbote edlen Gehalts. Und ein feines Ohr hört auch die Erfüllung jener Dichtung, die noch still beiseite steht und schon abgeklärt den Sinn des jungen Ethos mit vollendeter neuer Sprachkunst und den Vorzügen alter Meister eint.
Die zarte Lyrik erhält neuen Blutstrom, der dem tatsächlichen Leben entquillt. Leid hat uns berührt. Die belanglosen Autosuggestionen und Selbstbespiegelungen der Ich-Poeten sind in ihrer ganzen Leere und Nutzlosigkeit enthüllt. Das Kunstgewissen, das tiefe Gefühl jener

literarischen Verantwortung, durch das ästhetische Leben das praktische menschlich zu vollenden, und vor allem das stolze Bewußtsein der Pflicht zur Humanität haben Grundsteine für neue Tempel gelegt. Daß diese Kunst unvergänglichen Gehalt birgt, bedarf keines Erweises. Sie ist gedanklich, dadurch berufen, Sinn des Daseins zu werden — sie ist ethisch und damit Führerin, Ziel, Fackel und Krone! Eine ungeheure, innerlich beschwingte Bewegung ist auf dem Marsche. Es gilt, sie fruchtbar zu gestalten, Dämme aufzuwerfen, daß das Ziel nicht verloren gehe.

Die Pflicht der inneren Berufung und des humanen Gewissens verlangt die wägende Hand des Kritikers nicht nur zur Auslese der schweren Frucht aus der Spreu, sondern zur tätigen Hilfe. Schon vielerorts ist betont worden, daß der menschheitliche Gedanke der jüngsten Dichtung ihrer Form widerspricht. Wer die Idee des Brudertums säen will, darf nicht in Einöden gehen, wo er gegen Stürme stürmisch anschreien muß — nein, er gehe auf die Fluren, in die Täler und spreche seinen Willen wirklichkeitsgebunden aus, daß die Menschen seine Liebe fühlen und verstehen und heimlich hingerissen sind von dem prophetischen Klange, der in den schlichten Worten erwacht. Daß sie staunen, wie sich die Welt unter dem Willen des Dichters wandelt und daß Aufgaben und Freuden jenseits des Alltags ihrer harren!

Alle Übertreibungen des Formalen also, der allzu knappe Stil, der jähe Übergang, die gebrochene Linie muß vermieden werden, damit die Allgemeinheit von der Dichtung das Wissen um die Gemeinsamkeit lerne. Lyrische Stimmung muß sich mit buntbewegter Handlung mischen, um eine Romankunst zu schaffen, die der zu tiefst wahren Forderung Scheerbarts entspricht, daß nämlich das „Abenteuer" im Zentrum der Epik gestellt sein müsse. Verzicht auf das Extrem tut not! Dann wird die junge Kunst wahrhaft Führerin, die sie ihrem Ethos gemäß sein will. Dann nur kann und wird sie zum Volke sprechen und gehört werden.

Vom Statischen einer Psychologie, die schon zur Geheimniskrämerei sich auswuchs, schreitet die neue Dichtung zum Dynamischen einer leidenschaftlich bewegten Handlung, die Abbild und Symbol des rasenden Lebens gibt. Künstlerische Volkserziehung wird erst in den Bereich der Möglichkeit gerückt durch die Neugeburt einer weltzugewandten Romantik, wie sie fernes Ziel der Frühromantik war. Dieser Weg muß beschritten werden, wenn die Kunst recht behalten und unser Glaube an die Berufung der Humanität Zuversicht und Tat werden soll. Politisierung der Dichtung wird nie und nimmermehr dem Volke die Kunst bringen.

Neue Dichtung ist Tat. Golgatha ihr Gleichnis. Schmerzlich kostet

sie die Bitternis aller Leidenstationen um der Erfüllung willen. Jung glüht sie und entflammt von Willen, grauenhaften Abgrund der Welt mit Liebe zu überbrücken, in Qualen Vereinsamte aufzurufen zu öffentlichen Menschen, deren räriger Geist dem suchenden Schritte Sterne in die Nacht heftet.
In der Form aber übersah sie bisher das Ziel der Wirkungsabsicht: die Seelen der weiten, breiten Menschheit — und in der Haft ihrer Welteinstellung blieb sie jenseits der Straße, die des Volkes Denken beschreitet. Kühn leugnet sie den Mittlermund des Naturalls, obwohl sie seine stete Predigt der Vereinigung vernimmt, und hebt die menschliche Forderung steil vom Geiste zu Gott.
So wurde aus Einsiedeln nun die Gemeinde der „Männer vom Turme", der Brüder vom Geiste, deren Güte noch nicht die tiefste Kraft der Selbstentäußerung und ganzer Hingabe ans Ziel fand. —
Ein anderer Weg zum gleichen, lenzumstürmten Gipfel:
Wir wissen nur einen Abgrund, den Zeiten gruben — und dahinter ewige Schönheit der Welt!
Wir wissen nur einen Haß, den Fesseln weckten — und darunter verwunschen grenzenlose Güte wahrer Menschlichkeit!
Wir wissen nur ein Grauen, von der Tyrannei der Sache auf uns herabgeschattet — und darinnen unendliche Sehnsucht nach Reinheit, Lichtdurst, Treue — und Geist, der Wille zu lächelnder Liebe ist!
Erweckt den wahren Menschen, und der harte Harnisch zerfällt!
Wir alle wissen tägliche Gebete um den hohen Tag der Erlösung, der verstehende, verzeihende Hände ineinanderfügt zum Kranze um unsere Erde, auf daß die Seele des Alls wieder Sonne sei, überall wie in uns, nach dem Worte des Novalis:

„Gott will Götter!"

Deutsche Mystik. Eckehart / Von Friedrich Märker

Alle menschliche Lehre ist bedingt von dem Gesetz des Förderlichen, von dem Gesetz des Widerspruchs. Außer den Zeiten oder im Urgrund aller Zeiten ruht eine ewig gleiche Weisheit, in der Zeit aber ist alles Wissen um das Wahre bedingt durch das Wissen um das Angemessene. —
So durchzieht die orientalischen Religionen, die deutsche mittelalterische Mystik, das gegenwärtige, von Nietzsche bereitete religiöse Leben ein Gemeinsames, das gefaßt werden kann: als die Lehre von der Menschwerdung der Gottheit in allen Dingen — und dem Ziel des Menschen in der Einswerdung mit Gott. —
In der Ausprägung aber ergeben sich äußerlich bedingte Unterschiede:

der weit mehr vom Sinnlichen beherrſchte Orient war notwendig darauf verwieſen in ſeiner Religion, in ſeinem geiſtigen Streben ſtark gegen das Irdiſche, Leibliche zu ſprechen. Unter heißer Sonne von Blutleidenſchaften mehr getrieben, von Sinnenluſt leichter dem Geiſtigen entzogen, ging er im Kampfe gegen das Tieriſche zu weit und verneinte alles Irdiſche als grundſätzlichen Gegner. So iſt ſein Ziel das körperloſe, von allem Realen losgelöſte Nirwana, das Einſtrömen der Seele ins Weſenloſe, das Einswerden der Seele nach der völligen Vernichtung alles Menſchlichen in unirdiſchen Himmeln. Dagegen zeigt die germaniſche Urreligion einen unbewußten Einklang von Erſcheinung und Geiſtigkeit. —

Hinter dieſer Erde wird ein anderes, ein höheres, reineres Leben geahnt, das nach Vernichtung der Gegenwart aufſteigen wird. Aber dieſes neue Leben iſt nicht, nach Art des Oſtens, ein Überwirkliches, Unkörperliches, es iſt nach dem Maß des Gegenwärtigen geartet, nur höher, reiner. Die germaniſche Seele entſtrömte nicht wie die orientaliſche, aus Verzweiflung je das Tier bändigen zu können, in ein anderes, rein-geiſtiges, weſenloſes Leben, ſie ſah vielmehr den Sinn der Erde in ihr ſelbſt, ſie ſah ihre Erfüllung in einem, wenn auch höheren, ſo doch gleichgearteten Leben: nachdem die Götterdämmerung, der Kampf ewiger Gegenſätze ausgetragen iſt, ergrünt der Lebensbaum von neuem.

Dieſer Glaube iſt im Grunde gleichlautend mit Nietzſches Zarathuſtra-Worten: „Ich liebe die, welche nicht erſt hinter den Sternen einen Grund ſuchen, unterzugehen und Opfer zu ſein: ſondern, die ſich der Erde opfern, daß die Erde einſt des Übermenſchen werde — der Übermenſch iſt der Sinn der Erde."

Aber in der Germanen natürliche, ungefähre Einheit von Geiſtigem und Sinnlichem wurde die, unter fremder Sonne gewordene Lehre von der Erfüllung in reiner, überirdiſcher Geiſtigkeit getragen. Der Glaube an den Sinn der Erde in ihr ſelbſt wurde vernichtet von der aus Verzweiflung am Sinnlichen ſteigenden Hoffnung auf eine überkörperliche, überirdiſche Welt. Das Leben wurde zu einer Folterkammer, zu einer Zuchtanſtalt mit unbekannten Zielen. Der Menſch ſollte vernichtet, die Erde überwunden werden. Das Göttliche war in den Himmel verſetzt und die Erde gleichgenannt mit dem Ungöttlichen, Sataniſchen. Sofern der Menſch ſich ſelbſt vernichten konnte, war er gewürdigt zu himmliſchem Leben. —

Gegen dieſe Erden- und Menſchenfeindlichkeit des zum Katholizismus gewordenen Chriſtentums erhoben ſich endlich in den mittelalterlichen Myſtikern Gegner.

Sie ſagten: „Alle Kreaturen ſind ein Fußtapfen Gottes. — Verginge das Bild, das nach Gott gebildet iſt, ſo verginge auch das Bild

Gottes. — So wahr das ist, daß Gott Mensch geworden ist, so wahr ist der Mensch Gott geworden." (Eckehart.) —

Ihnen war Gott nicht eine außerirdische Person, sondern die tiefste unfaßbare Kraft des Lebens. Der Mensch fand für sie die Erfüllung nicht erst im außermenschlichen Sein. Er konnte gottgleich werden — soweit ein Mensch göttlich zu werden vermag. Er konnte in diesem Leben von Gott erfüllt werden, Gott vermochte in ihm geboren zu werden, soweit als der Mensch sich selbst überwand. „Soweit du selber ausgehst aus den Dingen, genau soweit, keinen Schritt weniger oder mehr, geht Gott ein mit allem, was sein ist. — Der Gerechte lebt in Gott und Gott in ihm. Gott wird geboren in dem Gerechten und der Gerechte wiederum in Gott." (Eckehart.)

Durch diese Wandlung der einmaligen Geburt Gottes in Christo: in eine ewige Geburt, „in ein stetes Sichgebären in der Seele" gewann der Mensch wieder Selbstbewußtsein und das irdische Leben: Selbstwert. Ja, das Leben, der Mensch wurde im schroffen Gegensatz zum Katholizismus, der seine Vernichtung ausrief, damit Gottes Reich kommen könne, die notwendige Voraussetzung des Gottesreiches. „Die Seele ist gleich geschaffen mit der Gottheit. — Die Seele ist das All. Sie ist es, indem sie ein Bild Gottes ist. Als solches ist sie auch das Reich Gottes. — Dermaßen, sagt ein Meister, ist Gott in der Seele, daß sein ganzes Gottsein auf ihr beruht." (Eckehart.)

Damit ist nicht nur eine Versöhnung, sondern ein notwendiges Bündnis zwischen Himmel und Erde, zwischen Überirdischem und Irdischem geschaffen. Gott ist nicht außer dem Menschen; der Mensch muß nicht vernichtet werden, um zu Gott zu kommen. Sein Tiefstes: sein Wesen ist Gott. Jeder Mensch, soweit er zu seiner Seele gekommen ist, hat teil an der Gottheit und hat Gott in sich.

Allerdings ist auch die mittelalterische Mystik noch nicht ganz befreit von der orientalischen Aszese, von der christlichen Selbstvernichtung und der katholischen Erdenfeindschaft. Sie sagt zwar: „Verginge das Bild, das nach Gott gebildet ist, so verginge auch das Bild Gottes." Aber sie sagt nicht: so verginge auch Gott. Und vor allem: so sehr sie von der Gottwerdung des Menschen spricht und dem Menschen dadurch Selbstbewußtsein gibt, im Tiefsten ist auch ihr der Mensch etwas Vernichtenswertes. Nur um seine Seele ist es ihr zu tun. „Die Seele ist das All. Sie ist es, indem sie ein Bild Gottes ist. Als solches ist sie auch das Reich Gottes." (Eckehart.)

Also nicht das All des Seienden, des Geschaffenen ist das Bild Gottes, nur das Bewegende, das als Lebengebendes in die Dinge Geflossene: die Seele, das heißt im Grunde nichts anderes als: Gott hat sich in die Dinge gegeben, er ist Mensch geworden, aber trotzdem sind die

Dinge, der Menſch nur göttlich, ſoweit ſie ſich ſelbſt vernichten; ſoweit ſie ſich ſelbſt aufgeben, ſoweit ſie das Göttliche, die Seele wieder freilaſſen. Sie ſagen zwar: „Gott iſt in allen Dingen.“ Aber als Ziel meinen ſie, daß Gott wieder aus den Dingen befreit werde, daß die Seele weſenlos im Weſenloſen aufgehe. —

Jedenfalls iſt nirgends bei Eckehart, Tauler oder Suſo die Rede von einem Selbſtwert des Menſchen, von einer Heiligung der Erſcheinung als Kelch der Gottheit. Nicht die Erſcheinung, ſondern das Unſichtbare, die Seele iſt ihnen Bild, Name der Gottheit. Sie ſprechen nur von dem „Sichſelbſterträumen des Menſchen in dem grundloſen Meere der Gottheit“ und „von dem einigen Einswerden eines Nichts (der Seele) im andern Nichts (der Gottheit)“ (Tauler), aber ſie ſprechen nie davon, daß die Seele, daß Gott nicht Menſch, nicht Erſcheinung zu werden vermöchte, ohne den Körper.

Im Gegenſatz zum Katholizismus, der das wahre Geiſtige erſt über der Erde annimmt, bejahen ſie zwar das Geiſtige im Menſchen und damit — die Erde. Aber nur die Erde, ſoweit ſie Geiſt iſt. Alles Stoffliche, alle Form iſt auch ihnen Hemmnis, Vernichtenswertes, zum mindeſten Gleichgültiges. Während das Chriſtentum Körper und Geiſt übereinander in Himmel und Erde ſchied, iſt ihnen die Welt eine harmoniſche Zweiheit nebeneinandergefügter, aber noch nicht gegenſeitig durchdrungener, gegenſeitig bedingter Körperlichkeit und Geiſtigkeit. Der Geiſt wäre auch hier noch mehr, wenn er ohne Leib wäre, denn ſie unterſcheiden noch nicht zwiſchen der zum Tieriſchen ſtrebenden und der zum reinen Behälter des Geiſtigen gereinigten Körperlichkeit. Sie waren noch ſo weit in aſzetiſcher Sinnenfeindſchaft befangen, daß ſie nicht ſehend wurden für den Unterſchied des zur Materie ſtrebenden Tieriſchen und der zum Mittlertum gereinigten ſinnlichen Form. Sie ſahen nur des Leibes Sucht zum Ichſein, zum Genießen am Leibe, ſo bedachten ſie nicht, daß die Seele, die ſie Bild Gottes nannten, ein Bildloſes wäre ohne die Kriſtalliſierung des Leibes. Daß die Seele klanglos wäre ohne die Namen der Worte. Daß das Licht nur zu leuchten vermag an den Spiegeln.

Sonſt hätten ſie, wie ſie die Seele göttlich nannten als Bild Gottes, den vom Tier zu reinem Dienſt befreiten Leib göttlich nennen müſſen als Träger, als Bild der Seele, als Mittler zwiſchen den Seelen, als Mittler zur neuen Bildloſigkeit der Gottheit durch die Liebe all ihrer Bildungen.

So erſt hätten ſie die Erde wahrhaft bejaht. Hätten ſie geheiligt genannt als Verkörperung der Gottheit. Hätten als Ziel gewieſen: die immer reinere (ſchönere) Verkörperung der Gottheit.

Sie hätten geſagt: das Tier muß überwunden werden, aber der Menſch iſt der Spiegel, ohne den Gott nicht zu leuchten vermag. Es

ist Gotteslästerung zu lehren, der Geist, die Seele läutere sich im Leben. Vielmehr: der Geist läutert sich die Materie um einen reinen Kelch zu haben. Der Geist ist ewig-rein als Wesenloses. Er ist nichts, weder warm noch kalt. Er kann nicht gekühlt, noch erwärmt werden. Die Kraft ist ewig-gleich. Aber die Kraft vermag nur zu wirken am Nicht-Wesenlosen: an der Materie. Die Gottheit ist wesenlos und ist doch nicht, wo sie nicht zum Nichtwesenlosen wird, wie kein Gedanke lebt, ohne Wort zu werden. Die Gottheit ist Werden. Die Gottheit ist All. Und daher wesenlos und gleichzeitig Werden, das heißt: ins Nichtwesenlose gehend. Die Gottheit ist ohne Erscheinung und ohne Name, und doch ist sie nur, wo sie Erscheinung ist, wo sie genannt wird. Daß sie, die Nichtseiende, alles ist, daß sie, die Bildlose, in allen Bildern ist, das ist ihr Wesenloses. Wer in allen Bildern ist, der ist kein Bild. Aber da das einzelne Bild nicht Gott ist, ist das einzelne Bild etwas Ungöttliches. Die Gottheit wurde, als sie sich in Bilder gebar, vermischt mit Nichtgöttlichem. Ja, sie gab dem Nichtgöttlichen, der Materie, erst Kraft, wirkend zu werden, gegen es aufzustehen. Die Sehnsucht der Gottheit, zu wirken, zu werden, aus Wesenlosem nicht Wesenloses und damit erst All zu werden, führt sie in Kampf mit der Materie.

Alle Erscheinung ist träge, ist in ihrem natürlichen Zustand ruhend (leblos, tot sagt die belebte Materie: der Mensch). Auf Grund dieser Ruhe ist sie in sich selbst beschlossen, ohne Sehnsucht zur Weite: einzig. Wenn nun die Gottheit mit ihrer wesenlosen, nirgends beendeten und nie ruhenden Kraft in die Materie eingeht, ersteht der Kampf zwischen dem zum All strebenden Geiste, zwischen der in alle Bilder verteilten und nach Verschmelzung aller Bilder strebenden Gottheit — in der nach Einzigkeit, nach dem Tod, nach dem Ich strebenden Materie. Die Materie ist lieblos, ist ohne Drang nach dem zweiten. Doch der Geist, der sie nun durchdringt, führt sie mit seiner Überredung in zweifacher Liebe aus sich: zum anderen und zum All. Er gibt ihr die Lust — in einem Anderen aufzugehen, die zunächst nichts ist als die Lust des Leibes. Diese körperliche Lust soll den Weg bereiten. Aus der Liebe vom Mann zum Weibe soll die Liebe von einem zu allen werden. Die Materie soll immer mehr lernen, sich innerlich mit anderen Bildungen zu verschmelzen, damit in der Einheit aller Bilder wieder die Bildlosigkeit Gottes hergestellt werde. Dieser Kampf, dieses Werden ist Sinn alles Lebens. Reinigung der Materie, von ihrem Selbstsein, von ihrem Insichbeharren ist Ziel des Lebens. Jede Geburt ist Schritt zur Vollendung, ist eine beginnende Vergeistigung der Materie. Jedes Leben ist weitendes Einsaugen des Alls, mehrendes Ausstoßen des Ichs, ist ein Aufwachsen zu seltenen Augenblicken, da die Materie ohne Trägheit und Selbstbefangenheit, da der Mensch ein Bild Gottes

und doch konturenlos in die Bildlosigkeit der Gottheit gegossen. Der Tod endlich ist Aufhören des Kampfes. Die Materie sinkt, wieder leblos, nieder, um in neuer Bildung vollkommener belebt zu werden. Der Geist entflieht zu neuer Geburt, in neuen, reineren Körpern.
Dies Werden und Vergehen wird dauern, bis aller Geist sich in vollkommene Erscheinung gesetzt hat, bis aller Geist zu Bildern wurde, die konturenlos ins Bildlose geöffnet sind, bis aller Geist vollkommene Körper fand, in denen seine Liebe nicht zum Kampf zu entbrennen braucht, in denen sie daher unerschöpflich zu walten vermag: vollkommene Körper, die in unendlicher Liebe in sich verschmolzen sind. Bis aller Geist zu Wellen wurde, die sich im Meere verbunden fühlen, zu Ähren, die wissend sind, um den einen, allewigen Acker.

Bücherschau

Kurt Pinthus, Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Kurt Pinthus hat unter dem Titel „Menschheitsdämmerung" eine Sammlung jüngster Dichtung herausgegeben. Das von ihm befolgte Prinzip, möglichst wenige Dichter mit möglichst vielen Gedichten sprechen zu lassen, hat sich bewährt. Es ist ein Buch entstanden, das sich nicht nur im konventionellen Sinne Sammlung nennt, das vielmehr auch seinem Wesen nach Sammlung bedeutet. Es entsteht das Bild einer Dichtergeneration, die, von den äußersten und schmerzlichsten Ausstrahlungen einer mechanisierten Zeit verfolgt, sich zurücksehnen mußte nach den Grundforderungen menschlichen Wollens, umschrieben in den Assoziationen „Mensch, Welt, Bruder, Gott".
Man kann gegen die getroffene Auswahl im einzelnen Bedenken haben, kann die Aufnahme dieses oder jenes Dichters für überflüssig erachten und wird doch zugeben müssen, daß von den wesentlichen Trägern jüngster Dichtung kaum einer vergessen wurde. Oder doch vielleicht der eine, dessen Stimme in der Musik des Jüngsten einmal als die süßeste erklang: Ernst Blaß (jener heute schon historische E. B. des südlichblau gebundenen — und nicht nur gebundenen — Gedichtbuches, nicht der spätere Alexandriner). Daß dem Buche eine Reihe von Dichterporträts und ein aufschlußreicher biographischer und bibliographischer Anhang beigegeben wurde, sei mit Dank vermerkt.
Karl Schönberg.

Rolf Engert, Frühfeuer. Gedichte. Verlag des dritten Reiches, Dresden.

Dieses Buch steht im Zeichen Max Stirners, äußerlich und innerlich. Der Weg zum Ich führt über das erste Ahnen der ureigenen Kraft und der Macht eigenen Willens, kämpfend gegen alle Engen, auflodernd gegen alle Begrenzungen zur endlichen Erkenntnis eigenen Herr-Seins, um endlich zu münden in eine selbstgewollte Einsamkeit. In eine Einsamkeit, weit über der Masse, die Gott-Gleichheit wird. In eine Einsamkeit, die doch nicht leer, die erfüllt ist vom eigenen Ich. In eine Einsamkeit, die ausgeprägte Ruhe ist und unberührt von allem, was fremd und äußerlich ist. Einige

der Gesänge, andere Gedichte aus dem dritten Teil, hieraus besonders das zweite und vor allem auch das Auguste Rodin gewidmete: Eisgipfel sind klangvoll und von ausgedrückter Klarheit. Einige, wenige bleiben dagegen zu sehr privates Erlebnis und sind dichterisch nicht zur öffentlichen Angelegenheit gestaltet. Hans Roger Madol.

Kasimir Edschmid, Die sechs Mündungen, Novellen. Kurt Wolff, München.

Edschmids Sprache ist nur selten ins Gewollte gesteigerte reine Anschauung. Seine manchmal förmlich telegraphierende Art meidet die banale Fläche. Das Selbstverständliche bleibt natürlich, weil ungesagt. Die Zucht der Form erhebt den schmückenden Einfall zum Besonderen. Das Motiv rast dahin, trunken vor eigener Kraft.

Cowboywetten und Jahrmarktsschicksale, geldgierige Mönche und Amerikafahrer, immer sind es in sich geschlossene Ausschnitte aus dem Alltag. Das Mosaik der einzelnen Begebenheiten wächst zu machtvollem Gesamteindruck, der in kraftschwere Gebärden, in rasenden Taumel, in maßlose Gier oder in mönchhafte Ekstase mündet.

Edschmid: der leidenschafttrunkene Enthüller der Offenbarungen des dunkel kreißenden Seins. Hans Sturm.

H. Clauren, Die Rutschpartie. Banas & Dette, Hannover 1920. Geh. 4 M.

Der alte, von W. Hauff einst so unsterblich lächerlich gemachte H. Clauren erlebt in dem vorliegenden, ganz reizvoll ausgestatteten Neudruck, eine fröhliche Auferstehung. Die „Rutschpartie" enthält eine anspruchslose, aber geschickt erzählte Liebesgeschichte mit fröhlichem Ausgang. Ein Kammerpräsident stellt sich der Herzenswahl seines Sohnes entgegen, aber er wird bekehrt, als er bei Glattheit auf einem Schlitten, der mutwilligen Jugend ganz wider Willen, eine Rutschpartie unternimmt, dabei verunglückt und von Lamberts Linchen die erste Hilfe empfängt. Die Klatschbasen beim Tee, besonders die Frau Konsistorialrätin, sind, will mir scheinen, recht naturgetreu geschildert, und ihre Art ist heut noch nicht ausgestorben. Alles in allem hatten wir ein hübsches Bildchen aus der Zeit der Spätromantik vor uns. Wir empfehlen es Liebesleuten zu frohem Geschenk.

Raimund Steinert.

Julius Kühn, Der Dichter und das All. E. Riemann, Coburg. 4.00 M.

Sind schon die drei Aufsätze des Buches „Der Dichter und die Zeit", „Der Dichter und der Raum", „Der Dichter und Gott" außergewöhnlich wertvoll als überraschend neu und tief aufhellende Charakteristiken der Dichter Adalbert Stifter, Wilhelm von Scholz und Franz Werfel, so ist Wert und Gewinn doch ungleich höher durch die Einreihung dieser drei als Typen für dichterische und allgemein menschliche Möglichkeiten, das All zu fühlen und zu begreifen. So ist das Buch ein unerschöpflich reicher Freund, der zu geliebten Dichtern und darüber hinaus: in uns selbst und die Wirksamkeit des ewig Unfaßlichen geleitet. K. B.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bock, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 7.
Verlag: Banas & Dette, Hannover. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Romantik

3. Jahr 1921 Heft 2

Pſalm / Von Leo Sternberg

Siehe, auf blutiger Geißlerfahrt windet die Menſchheit ſich durch die Jahrtauſende...
Aber Gott lächelt — und die Schmerzen ſingen!

Unter den Füßen der Büßer, im Herzen der harten Felſen,
taubenblut-rot und ſmaragden funkeln die bunten Kriſtalle.
Nacht ſcheint den Augen
— doch ihre Sohlen wandeln auf Regenbogen des Lichts.
Wie lächelt die Tiefe!

Das Schlachtfeld der Erde bedecken die Rümpfe der Kämpfer
— aber Geiſterſcharen ſchleiern hervor
mit Kronen von Sternen und ſchweben
über der Freude Geburt.

Denn die Schlange am Weltenbaum hat ſich längſt in die ewigen Feuer geſtürzt
und die Wälder ſchießen mit flatternden Wipfeln herauf und die Donner der Schöpfung läuten:
Die Sünde iſt tot!

Ums ſchwarze Gitter des Kerkers ranken ſich Lilienreben
und ſchimmern ins Fenſter: Rein ſeid ihr von Schuld!

Siehe, zwei Menſchenkinder ſind auf der Höhe des Berges
auf die Knie geſunken und küſſen ſich kniend...

Um Gott in der Mitte
rauſcht der Planeten Geſang:
Auf Freude ruhet der Grund der Welt!

Die fliegenden Lichter / Von Theodor Däubler

In einer ſehr ſchwer verwickelten Angelegenheit wurde ich von meinen Eltern nach Wien berufen. Sofort brach ich von Neapel auf; wurde aber dann durch ein ſehr großes Unglück ſechs Wochen in

Birke drüben bewegt — melancholisch haben sie ihre Köpfe zur Erde gesenkt. — —

In der verschwommenen Schwere dieser Stunde gleiten die Gedanken tief am Boden, haltlos, schmerzlich, ohne Heimat, ohne Heim; wie Schwalben tief an der Erde huschen in schwüler Stunde, wenn sie ihr Heim, ihr Nest nicht mehr finden, das mitsamt den Jungen ein dummer Windstoß, ein tückischer Bengel ihnen entriß, zerriß — — Nichts kann, nichts will emporfliegen in wolkenfreien, sternblühenden Raum.

Ein falbe Dämmerung schon um die vierte Stunde. Es will nicht regnen und nicht sonnenscheinen — es lastet nur dumpf und traurig. Das Grün ist staubig, abgenutzt, schäbig — und trocken starren gelblich-braun schon viele Blätter — vertrocknet wie vom heißen, dunklen Leben ausgesogene Herzen. Stumpf und arm brüten die Farben der paar Blumen, die sonst so brennend, so märchenreich geleuchtet. Alles Angenehme, Leichte, Fröhliche, alle Eleganz und Formenschönheit ist dahin — —. Wie Kästen, plumpe steinerne Kästen hocken die noch so schönen Häuser in dem leblosen Tage, seine Starre noch erhöhend. — Jetzt greife noch zu Immensee —, zu einem Lied vom Niembsch von Strehlenau — und greife dir dein Herz aus der beengten Brust, stelle es mit all seinem zerbrochenen Kram, mit all seinem beschmutzten, hohen Wollen — mit all seinem kalt gewordenem, heißem, heiligen Hoffen — in diese kalten, schweren Traurigkeiten — —

Ja — kalt ist es auch — erschauernd füllt diese von keinem Sonnenstrahl, von keinem Lachen, von keinem Glück durchwärmte Luft das Zimmer. Unglaublich, daß irgendwo das törichte, vergebliche, vernichtende Spiel des sogenannten vernünftigen Lebens weitertaumelt. — Daß diese tiefe, nachttiefe Traurigkeit dieses Augusttages nicht wie innerlicher Nebel alle Herzen umschauert. — —

Sondern du allein in die Armut deiner Tage gehüllt, hörst die Tränentropfen innen in dein Herz dir fallen — schwer und leis ins Herz dir fallen; bei dem es auch nicht mehr regnen und nicht mehr sonnenscheinen will.

Bis Nacht verschüttet schlafgesegnet deine Not.

Die alten Brunnen / Von Curt Schreinert

Die Brunnen rinnen nun in allen Fernen.
In alten Städten, die von Fabriken fast erstickt,
Ist plötzlich aller Lärm in blaue Nacht erdrückt,
Und leuchtend stehen sie im Glanz von Sternen.

Ich ſehe wieder Tore ſchräg erhellt von hängenden Laternen.
Die ich nur eußig in gemeiner Not erblickt,
Sind abendlich auf einmal wie zum Feſt geſchmückt,
In ihren Gängen brauſt es wie Choral von Sternen.

Wie wunderſam! In matten Straßen webt der Mond,
Und Giebel neben Giebel iſt von Licht umfangen,
Des Kirchturms gotiſches Geſtühl vom Silberglanz umthront,
In den Kaſtanienbäumen ſelbſt iſt ſchäumend Prangen.
Die alten Brunnen — o ſo laß uns ſelig lauſchen —
Sie ſind längſt wach .... Vernimm ihr Rauſchen!

Der Becher des Königs Anuſchar / Von Werner Dreiſt

I.

Schön war der Becher des Königs Anuſchar. Purpurn und wild lachte in ihm der Wein beim ſchäumenden Feſtgelage. Nur der König trank aus ihm und ſeine Lieblingsfrau. Schön war Ninturun, die Lieblingsfrau des Königs Anuſchar. Purpurn und wild lachte der Wein in ihr nach dem ſchäumenden Feſtgelage, wenn der König des Nachts bei ihr ruhte. Denn wie die Roſe ſich nach der Sonne ſehnt, ſo ſehnte ſich immer Ninturun nach ihrem Herrn, dem König Anuſchar.

Aber nicht ſein Becher und nicht ſeine Lieblingsfrau konnten den König Anuſchar ſchützen vor ſeiner Torheit. Der Stolz pochte an die Tür ſeines Herzens, und die Torheit tat ihm auf und ſprach: „Sei willkommen," und als die Geſandten des mächtigen Königs Uſchurſag, des Gebieters über viele Länder, zu König Anuſchar kamen und den jährlichen Tribut von ihm forderten, da ließ er ſie mit Peitſchen züchtigen und ſandte ſie heim zu ihrem Herrn ohne die Abgaben, die ſie von ihm verlangten.

Darüber ergrimmte der König Uſchurſag, der Gebieter über viele Länder, und er ließ Nebuhaddon zu ſich rufen, ſeines Bruders Sohn, der nach ihm die Krone tragen ſollte, weil ihm ſelbſt die großen Götter keinen Erben beſchert hatten. Nebuhaddon aber war jung und von Geſtalt ſchön. Seine Tage floſſen ihm dahin wie die Wellen eines Bergſtroms, die in der Sonne funkeln, und wie die Klänge einer Harfe, die zu fröhlichen Tänzen geſpielt wird. Trefflich verſtand er zu jagen, zu reiten und mit dem Bogen zu ſchießen. Und wie die Hirſche im Walde, ſo ſchnellfüßig waren ſeine Gedanken. Wenn die Töchter ſeiner Vaterſtadt ihn lächeln ſahen, ſo war es ihnen, als ſtrahle die Sonne noch einmal ſo reich und als dufteten die Blumen auf dem Felde noch einmal ſo heiß.

Sekunden. Dann löschte sie aus. Alles finster!" Nach dem, was ich soeben erlebt hatte, konnte ich fürwahr nicht ungläubig sein. „Und dann?" fragte ich atemlos. „Das Licht war weg: ich hab auch bis heute keins mehr gesehen, nur der Brückenwärter und seine kleine Tochter haben auch einmal so eine ähnliche Lichtjagd erlebt. Ein paar Tage darauf ist ihnen ein Verwandter gestorben. Nun, und mir, als ich damals nach Hause kam, lag meine Mutter zu Bett. Während ich zur Bahn war, hat sie der Schlag gerührt. Zwei Tage darauf ist sie verschieden. Der Frau, mit der ich die Laterne gesehen habe, ist der Mann bald darauf auf einer Hochtour in den Karawanken verunglückt: also auch dort ein Todesfall!" Von da an schwiegen wir beide. Zuerst gings ein Weilchen langsam bergan, dann noch eine Strecke, ganz leicht und schnell dem Bahnhof zu. „Grüßen Sie in Völkermarkt, gut nach Hause!" verabschiedete ich mit Händedruck den Kutscher. Am nächsten Morgen war ich in Wien.

Nach etwa einem Jahr kam ich wiederum in Völkermarkt an. Bei Tag. Am Bahnhof erwartete mich ein Wagen: der gleiche Kutscher. Ich erkannte ihn sofort, obschon ich ihn erst damals bei Sonnenlicht genau besehen konnte. Er war noch sehr jung, hochaufgeschossen, nervös: das Auge verriet Geisterseherei. Sofort gab ich ihm die Hand. Er blickte mich sehr wehmütig an. „Ihre Frau Tante!" lispelte er. Mir wurde dabei ein Zusammenhang, den ich früher nicht beachtet hatte, klar. Meine Tante war, nach jenem gespenstischen Erlebnis gestorben. Da ich krank zu Bette lag, konnte ich nicht zu ihrer Beerdigung. Erst damals war es mir möglich geworden, ihr Grab zu besuchen. „Ja, meine arme Tante!" gab ich zur Antwort und blickte ihn fest an. Eine Träne stand in jedem seiner merkwürdigen Augen und er schluchzte, brachte nur atemlos hervor: „Noch eine Woche, bevor Ihre Frau Tante von uns gegangen ist, habe ich meine einzige Schwester verloren!"

Vor dem Schreiben / Von Walter Harlan

Ach Allmeister,
Meines Lebens Zweck ist Einer!
Helft mir, alle guten Geister,
Daß ich nun das Eine schaffe,
Das nur ich kann, weiter keiner,
Das nie sein wird, wenn ich nun in Minne
Und in andrer Narretei erschlaffe!
Ach Allmeister,

Dein allein ſind alle meine Sinne,
Heiz mein Herz in weiße Funkenglut,
Daß ich nun dies Eine ſchaffe
Ganz aus blauem Traum und ganz aus Blut!

Der Knabe / Von Kurt Heynicke

Ich bin eine ſonnenentzündete Fackel.
Ein brauner Knabe bin ich,
auf grüner Wieſe ſpielend die helle Flöte bei Tag.

Steigt einer hervor aus dem Morgenrot
ſchwer die Fauſt an dem Pferd und am glänzenden Pflug,
ſchwebe ich lächelnd voran über die wartende Scholle,
ach, wie wird blühen das Korn,
doch auch das blaue Unkraut wird ſchüchtern der Felder Ende umträumen.

Und die Senſe wird ſingen.
Wie meine Flöte,
die nun vom Waldrand ertönt.

Ich bin der Frühling, der Sommer und der geſegnete Herbſt.
Meine Hüften ſind ſchwer von der Sonne
aber mein Mund iſt ein Tanz
und meine Flöte die Lerche über dem Feld.

O, laß mich doch Lächeln ſein und das Lächeln Umarmung!
Denn es iſt Demut,
und ich beuge mich küſſend zur Erde,
ſolange die Seele noch nicht
ſich in den Himmel gebar.

Kurt Heynicke und das Weltbild des Novalis

Von Erich Worbs

(Eine Bemerkung zur heutigen romantiſchen Dichtung)

Seine Verſe ſind gotiſche Dome, unendlich ſich ſehnend durch das Dunkel der Nächte in die Süße wirklichkeitsfernen Himmels, des Himmels, der in ihm iſt, nicht außer ihm. Die Seele iſt er. In ſie blüht das Roſengezweig ſeiner gotiſchen Dome. Sie will der Dichter

der Zeit entreißen. Seine Heimat ahnt er dort, wo sie zeitlos, dem irdischen Kerker entflohen, weilt. Heimweh ist sein Leben. Und wie Novalis einst vernimmt er wieder fern „den leisen Ton einst süßer und doch nie gestorbener Musik." Nun haßt er die Wirklichkeit, die die Seele unter ihrem Eisengerümpel kriechen läßt. Erst noch leidet er durch sie.

„Meine ewige Seele stößt sich wund an den Dingen."

Aber schon ahnt er, daß seine Seele sich der Erde entringen wird.

„Ich friere inmitten der brausenden Tage,
Bald, o verwundete Seele,
Wirst du frohlocken am Sarg meines Leibes."

Novalis verzückte sich einst ähnlich in die Musik seiner Seele (beider innig süßer Marienkult ist doch nur Kult der reinsten, aller Erdenschwere freien Seele), lachte einst ähnlich seines Leibes, der die ewige Schuld ihm war, daß seine Seele nicht hier wie dort im Reigen der Sterne klang, daß sie im Tode erst, wenn der Leib vernichtet, erlöst werden muß aus ihrer Einzelheit in die Allheit. Auch Novalis Weg auf dieser Erde ist ein ähnliches Gehen „nach Hause". Beider Sehnsucht geht nicht nach irdischen Dingen. Es ist die Sehnsucht, die ein leiser Glockenklang in uns ruft, ein hinweinender Abendhimmel, die Sehnsucht nach Einem, das wir nur ahnen, die romantische Sehnsucht. Sie singen von keinem irdischen Leid. Das Leid, ausgestoßen zu sein aus dem All, übertönt ihnen alles andere Leid. Im Traum freilich umspannen beide manchmal die Welt, schauen in mystischer Verzücktheit in sich „den namenlosen Menschen — Gott", jauchzen im Brudergefühl aller Welt Hymnen an die Freude. Das Licht ist es, das die Wesen immer wieder trennt, sie, die in ahnender Dunkelheit zusammenflossen. Novalis flieht in sehnsüchtiger Nachtbegeisterung den Morgen. Und Kurt Heynicke ahnt freudig:

„Einst sind wir ewig Abend, Dämmerspiel,
Und eines Bootes milde Fahrt wiegt uns ins Licht,
Einst,
Wenn die Sterne um uns kreisen."

Der Romantiker weiß, daß nicht das grelle Licht des Verstandes, daß nur die dunkel ahnende Liebe das Tor zur Welt öffnet. Novalis war jede Liebe ein göttliches Abendmahl, in dem der Liebende vom Leib des Herrn ißt. Auch Heynicke weiß, daß nichts wie die Liebe die Seele läutert, allen Erdenstaub von ihr lösend, sie im reinen göttlichen Licht leuchten läßt. Heynickes schönste und tiefste Lyrik von einer unerhörten Innigkeit und Zarthart singt von der Liebe, nicht

von der ganz erdhaft sinnlichen, nein, von der Liebe, die gemeinsames sich Lösen ist von der Erde, gemeinsames Suchen nach Reinheit, Zuwachsen den Sternen Arm in Arm. Seit tausend Jahren wartet er auf die Eine. Seit tausend Jahren strömt ihre Sehnsucht ihm zu. Romantischer Glaube ist hierin wach, der Glaube, daß Gott, der die unbewußte Harmonie des Alls war, sich in tausend Seelen aufteilte, um aus ihrer Sehnsucht wieder zur bewußten Harmonie aller aufzuklingen. In jedem Menschen sehnt sich Gott und ist „unsagbar groß Leid". Und „wir sind Teil. Wir leiden klein". Ähnlich meinte einst Novalis, der Mensch selber sei der Mittler zwischen Gott und allem Geschaffenen.

In der Liebe flüstert dem Romantiker Gott, der in ihr zu sich selbst, zur Harmonie des Alls, zurückstrebt. Heynicke weiß „wer tausend Lieben hat, hat tausend Schmerzen". Aber er muß lieben: Christi Blut ist in ihm wie in Novalis. Wie mußte ein solcher Dichter den Krieg anklagen! Von Mitternacht bis Mitternacht hört er den Schrei der Welt. Aber seine Seele stand doch wieder auf „aus den durchlebten Toden". Von dem großen Aufbruch ins Licht jubelt er. Wie einst Novalis nach Sophiens Tode seinen Willen ins All bohrte, so ist nun auch Heynicke nicht Träumer mehr, ganz Wille. Er weiß: „Man findet das Ewige nicht, wenn man spielend dahinsingt und tanzt, das Ewige will erworben sein, denn nichts schenkt uns das All ohne Tat." „Wer da leuchten will, der muß Kraft haben."

Am reinsten aber ist seine Sehnsucht, aus der individuellen Begrenzung ins All zu münden, die „Tore der Welt zu zerreißen" wenn sie die ethische Schönheit gebiert, wenn sie „zermilliont sich senken will in die hungernden Herzen der Geschöpfe der Welt". Eine ethische Kraft wird in dem Dichter wach, die dem Romantiker fehlt. So die Sehnsucht ins Ethische erhebend ist der Romantiker Heynicke von der Nachfolge Novalis doch über aller Romantik.

Der Künstler / Von Ernst Ludwig Schellenberg

Er wuchs herauf am Horizont
und wurde wie ein Sommer reif und weit.
Hoch war sein Haupt besonnt;
breit
fiel sein Schatten in den Raum zurück
und legte auf den Schritt, den er gekommen,
lichttrunkene Vergangenheit.
Gesegnet wie ein Stern ist er verglommen —:
er ging durch Nächte, doch sein Weg war Glück.

Symphonisch / Von Herbert Saekel

Als führe er geradenwegs in den Himmel hinein, steigt der Sandweg den Berg hinan in den wolkenlos grauen, weißlich überschimmerten Himmel dieser meernahen Ebene, in den unmerklich am Horizont das weißgelbe Geleucht hinüberdämmert, das über ihm liegt. Mögen rechts und links Weiten auch locken mit schönen Ausblicken auf schlanke Kirchtürme zwischen dunklen Waldkulissen, über kräftigem Unterbau herbtöniger Ackerbreiten — der Blick muß immer wieder das schmale Wegband entlang wandern bis zu jener Stelle, wo es in den Himmel mündet. Und sehnsüchtige Unrast läßt die Füße nicht ruhen, so beschwerlich auch der Aufstieg durch den tiefen Sand.

Am Ziel jetzt, vor der Himmelspforte! Wenige Schritte noch — trauerst du, daß wieder, da du sie getan, da du die Höhe erreicht, der Himmel fern ist, nach weiter, weiter Wanderung erst in Besitz zu nehmen? Warum trauerst du? Du kannst ihn nie erwandern, den Himmel — aber diese Erde hier, die dein sehnsüchtiger Schritt so tapfer anstrebte, diese Erde hier, die der Himmel küßte, als du von ferne sie sahest, sie hast du erwandert, sie ist dein!... Genügt sie nicht deinem Sucherdrang, deinem Schönheitsstreben, deinem Glücksverlangen? Laß deine Blicke nur auf ihr ruhen, statt in stets neu sich entrückende Ferne zu schweifen, laß sie nur recht erfassen diese Vermählung Himmels und der Erden hier um dich — so wird auch deine Seele Ruhestatt hier finden. Auf Erden und doch im Himmel!

Sieh, dieses Meer von violettem Wohlklang! Wie das zart hingehaucht ist in allen Tönungen, vom blassesten Weißlila über rötliche Zwischentöne bis zum sonoren Braunviolett, über erdnäheres Filigran von grünem, braunem, grauem Gezweig! Wie heimlicher Abglanz davon ausgeht und leis überflutet das Grauweiß der flachen Himmelsschale darüber! Und dort, wie über dichtem bräunlichem Gefüge der Buchweizenhalme sich herb weiß der Blüten keusche Schlichtheit im Winde wiegt! Und wie in diese männliche Symphonie von Violett und Braun, Grün und Weiß keck überall sonnenüberglitzerte Tigerflecken einsprengt des Sandwegs gewundener Lauf!

Hier ist Erde, Heide, nicht jene süße, sentimentale Schönheit, die jahraus, jahrein als „Heidezauber" Maler uns präsentieren — herbstlicher Ernst, schwerer Schollenbruch. Aber dennoch Schönheit, dennoch von Glanz umflossen, dennoch vom Kuß des Himmels gestreift! Wenn jetzt, gleißend in Gold und Purpurrot der Baldachin, die Prozession heimkehrte von der Gnadenkapelle, hier müßte sie Halt machen, hier müßte der Priester den Segen spenden dem knienden

Volk. Hier hat der Himmel die Erde selbst zum Altar bereitet, zur friedvollen Andachtsstätte.
Laß auch du, Freund, Blick und Seele hier ruhen und nicht ferne Himmel erwandern wollen, die immer unerreichbar dir bleiben!

Nacht auf dem Meer / Von W. A. Kaſtner

Schon ſchmückt die Nacht mit hellen Diamanten
Die dunkle Wölbung und der Wolke Saum.
Es gleitet hin mein Boot wie Traum
Zu Fernen, jenen unbekannten . . .
Nur Flut und Schimmer iſt der Raum.

Kein Ruderſchlag! Kein Erdeton! Verſchweben!
Vergeſſen zwiſchen Dort und Hier.
Die Sterne ſind die Perlenzier,
Die dort im Glanz und hier im Abglanz beben
Im Meergrund unter, über mir.

Es iſt kein Rauſchen wie von Erdemeeren,
An Nachtgeſtirnen brandet nur das Licht.
Welch überirdiſch Traumgeſicht
Von Ewigkeiten und Sonnenheeren . . .
Welch wunderbares Weltgedicht!

Entſchweb' ich in dem weltentrückten Kahne
Auf Ätherwelle, die ſich endlos ſchwingt?
O ſtill! Urferne Melodie erklingt
Aus jenem ewigen Ozeane,
An deſſen Strand der Seraph ſingt.

Rhea / Von Hans Jaquemar

Nacht klebt im ägyptiſchen Rohr. Der Nil taucht in ſich umſternte Pyramiden. Die Krokodile ſpielen, ſchielen in die Wüſte und kriechen in die große Einfaltigkeit, die mich nicht ſchlafen läßt. Warum ſchlafe ich nicht unter ägyptiſchen Wolkenpaläſten? Warum bin ich nicht bei der Tochter Pharaos, die Lotos um Lenden gürtet? Warum ſterbe ich vor Sehnſucht, die meine grünen Augen nie ſchaut? Schöpfräder rieſeln immer neuen Schmerz in meine Nacht und ich ſtürze im Wahnſinn aus jedem der hundert Tore Thebens gegen die Sterne. Hänge Granatäpfel an ihre Zacken und ſinge nubiſche Lieder und falle in deinen Schoß.

Ägyptische Finsternis wird unsere Liebe decken, Rhea, uns Märchen erzählen. Wir werden feurigen Wein trinken und in der Nacht allein sein. Wir werden ineinandertauchen das Weiß und Elfenbein der Leiber. Deine rosa Brüste werden singen. Dein schwarzes Haar wird offen sein und mich einspinnen. Wir werden Mensch sein, unendlich gut. Niemand wird darum wissen, denn wir springen durch die Unendlichkeit in die Finsternis, die in ägyptischem Rohr klebt. Bei mir. Morgen Nacht wandern wir über die Milchstraße zurück. Die hundert Tore Thebens werden rot zerfallen. Die Pyramiden unserer Liebe umsonnen gelbe Bogenlampen. Wir irren über Asphalt in die Wüste der grauen Häuser. Die weißen Tücher haben wir abgerissen. Unsere Sandalen liegen am Rande der großen Stadt, auf hoher Schwelle, von der wir hernieder stiegen. Wir sahen irr aneinander vorbei. Unser Herz jubelt. Wir leben in einer großen Stadt. Wenn wir uns lieb haben, entfliehen wir der Wüste. Wir baden im Nil, du Tochter Pharaos und ich, der ärmste Fellachim. Wenn die Menschen von unserer geheimen Liebe wüßten, würden sie unsere verschwiegene Finsternis einschlagen und den letzten Winkel mit Scheinwerferaugen durchleuchten. Man würde uns mit Moral steinigen. Wir aber fahren an den Nil. Stellen die Pyramiden um uns und die hundert Tore Thebens werden offen sein und die Menschen werden nicht wissen, in welches sie einschreiten sollen, uns zu finden. Konstantin wird uns die weißen Hengste satteln, die werden uns ins Brautbett tragen. Die Wüsteneinsamkeit wird tot sein. Ganz Nubien zittert vor der Heiligkeit, von der deine Tempel überfließen.

Das Paradies / Von Karl Peltzer

Unwirklich fast tönt über Morgenschleier,
In dem des Frührots erster Strahl sich bricht,
Brennt tiefe Menschensehnsucht, — stille Feier, —
Zu fernen Sphären urentflammten Licht.

Zerstäubend legt sich Tau auf zarte Blüte,
Verzehrend strömt die weite Einsamkeit
Ins erste Menschenherz, auf sein Gemüte
Ein kalter, später Nachtreif leise schneit.

Und dann die schweren, bleichen Traurigkeiten,
Wie trostlos ist des Paradieses Pracht.
Und dann die dumpfen, nachtzerrißnen Zeiten
In Tempeln heißer Inbrunst durchgewacht.

Nun ist ein Büßerkleid der Edengarten.
Die Sonnenmelodien sind verblaßt,
Und Freuden-Silberbäche jäh erstarrten,
Die Rosenträume sind verhaßte Last.

Doch tief im Innern Flammenströme glühen,
Von aufgestiegner Sehnsucht wild entzweit; —
Bis daß ein gütiger Gott läßt sanft erblühen
Ein Ebenbild in dieser Einsamkeit.

Ein Abend / Von Carl Lange

Der Abend trägt durch die Stille den Klang einer Flöte an mein Ohr. Die Töne, bald ferne, bald näher, berühren und erfüllen wundersam die Seele. Der goldene Mond, der durch das Dunkel der Zweige blinkt, lockt mich aus meinem Garten. Da trete ich nun aus dem Schatten heimlich flüsternder Bäume ins Freie. Was leuchtest du, Mond, heut so hell, du abendlich vertrauter Gefährte stiller Wandergänge? Gab dir die Sonne hellen Widerschein vom Tage? Lebt auch in dir die Wonne vergangener, sommerlicher Stunden? Als heut' der strahlende Tag in stolzer Schönheit versank, flutete noch einmal die Fülle tiefen Erlebens über grüßende Gipfel. Nun harrt still, in Glück versunken, Berg und Wald, und darüber atmet der Zauber, den der silberne Glanz des träumenden Mondes ausgießt... Und auch du, Tal, in dir wirkt Tag und Abend friedliches Licht. Nie sah ich klarer den grünenden Saft deiner Farben, nie leuchteten reicher Wiesen und Felder! Selig lehnen sich deine Hütten an die sanft steigenden Höhen und tiefer atme ich den Duft weißschimmernder Holunderblüten. Ich breite die Arme aus und erfühle noch einmal die tiefe Schönheit des Tages, der sich in Duft, Klang und Farbe aufgelöst hat. In den Wiesen flackern noch die Kerzen der Feldblumen wie verschwiegene Wünsche.

Ferner . . . leiser wird der Klang der Flöte. Es wirkt des Mondes goldenes Licht, es schattet tiefer. Und sein Glanz wird lichter. Die Zeit der Wandlung kommt. Die leicht verschleierten Berge sind bald nur dunkele Linien; nur einzelne Bäume zeichnen sich noch klar am Himmel ab. Schattenhafte Gestalten erträumt das schärfer blickende Auge.

Durch das Dunkel tönen vereinzelt Stimmen, aber sie klingen fern und es ist, als ob sie den Frieden nicht stören wollen. Ich lehne mich noch einmal am Hang des Berges an grünendes Geranke. Die Bilder des Tages ziehen an meinem Auge vorüber. Welch Glanz lag über den Stunden vom Morgen zum Abend und gab Sinnen und

Denken ewige Ziele! Da hielt ich nun endlich Rast und überschaute vom Gipfel weite Strecken meines Lebens. Waren es nicht immer wieder goldene Fäden, die Tiefen und Abgründe überspannten? Seltsam das Leben! Da kommt ein einziger sonniger Tag und schüttet alle Reichtümer in eine kleine Menschenseele, die nun beschwingt durch das All fliegt, die sich wie die Blume auf dem Felde oder wie die Krone des Baumes dem Lichte entgegendrängt. Und immer, zwischen weiten, öden Strecken kommt ein leuchtender Tag, der Dämmern, Nebel und Dunkel überstrahlt. Der tiefere Schatten gibt das hellere Licht und das hellere Licht gehört zu den ewigen Dingen.

Heller Morgen / Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Als ich schläfrig heut erwachte,
— Und es war die Kirchenzeit, —
Hörte ichs am Glockenklange,
Daß es über Nacht geschneit.

Denn in meinem hellen Zimmer
Klang so hell der Glockenschlag,
Daß ich schon im Traume wußte:
Heute wird ein heller Tag.

Und ich ging und stand am Fenster,
Trug die Welt ein weißes Kleid,
Und mir ward die ganze Seele
Glänzend weiß und hell und weit.

Legende / Von Kurt Heynicke

Alle Seelen brannten. Keiner ging die Straßen ohne Wehr. Frauen und Kinder verbargen sich hinter verbaute Türen, und der Hunger setzte sich in alle Stuben. Die Gestirne rasten am Himmel, und das Blau des Tages verschlangen Flammen, die aus dem Lande die Anhöhen emporkrochen. Die Sonne drehte ihre Bahn zurück, und die Erde sprang in Jahrtausende, die längst vergangen waren, da hob sich im Osten ein Regenbogen, und aus dem westlichen Abendrot trat der „eine" Mensch, der Vollendete, und hatte Glanz um Schultern und Angesicht.
Die Sterne stießen hervor. Mond schwamm mild. Er aber ging zur Stadt, die im Feuer war. Da fiel ihn ein Weib an und brachte ihr Herz in offenen Händen. Das Herz war zerrissen, Blut entfloß zuckend seinen Schlägen.

„Die Flammen haben den Mann gefreſſen, der mein guter Gatte war. Seine Hand war mild, wenn ſie mich nächtlich umfing, ſein Arm ſtark, denn er gab mir Nahrung, ſeine Seele war eine reiche Gabe, denn ſie hob mich empor zum Allmächtigen, der uns verlaſſen hat."
Sie kniete, und ihr Schluchzen zerſtörte ihre Worte. Der Vollendete hob ſeine Hand und ſtrich über des Weibes Geſicht.
„Biſt du zur Ruhe geboren, o Weib? Sind deine Tränen der einzige Schrei dieſer Erde? Bring mir ein Herz, das ohne Wunde iſt. Anklopfe jedes Haus, und mein Willen wird mit dir gehen, auf daß du behütet ſeiſt und man dir Antwort ſteht."
Das Weib erhob ſich und eilte durch das Land. Ihre Qual gab ihr tauſend Füße und tauſend Stimmen, aber in Höhen und Tiefen, in Gaſſen und Paläſten, nirgends lebte ein Herz, das noch nicht die Qual des Verluſtes, den Schmerz des Todes gelitten hatte.
Sie lief im Kreiſe, Gram verwirrte ihr Weg und Geſicht — und wieder ſtand ſie vor dem Vollendeten.
Ihr Weinen warf ſie nieder. Aber er hob ihr Angeſicht ſich zu, und ſeine Güte überſchien ihren Schmerz:
„Du biſt ein Menſch. Und mit dir leiden alle Menſchen. Jeder trägt Leid. Nimm Gemeinſamkeit auf die Schultern und teile Leid wie Liebe. Größer, Weib, als Leid iſt die Liebe, die ſich hingibt an das Unendliche in uns — erwecke ſie zur Flamme und du wirſt ſein wie ich!"
Da hob ſie ihre Hände: „Laß mich dir nachfolgen, Mitmenſch!" Er aber lächelte: „Meine Nachfolge iſt in deiner eigenen Bruſt. Geh!"
Und er wandte ſich und ging gen Oſten. Da riß ſich ein Mann vor ſeine Augen, deſſen Hände und Lenden Blut waren. Er warf das Meſſer von ſich und beugte die Stirn in Staub. Aber ſein Mund war Anklage und rief: „Haſt du meine Seele zerbrochen, daß ſie ein Tier wurde und meine Fauſt dahinraſte mit wildem Meſſer? Ich war mild und hatte ein Haus, die Flammen fielen es an, daß es barſt, ich hatte ein Weib, und ihre Stimme war das Abendläuten meiner Arbeit. Jäh aber ſprang das Tier mich an, hetzte ſich mit feurigen Krallen in meinen Nacken, daß ich Mörder wurde mit tauſend andern, und nun kann ich nicht weiter — Wahnſinn frißt mich auf! Hilf mir, Herr, ich finde mich nicht wieder!
Der Vollendete neigte ſich voll Mitleids. „Du Korn Saat, du Korn Hagel im Gewitter, was bäumſt du dich, Wurm? Bald iſt der Regen vorbei. Die Erde, vom Pflug zerwühlt, trägt neue Frucht. Tauſend Verwandlungen gehen durch die Welt! Bald weht eine große Sichel und du ſinkſt dahin. Aber aus deiner Verweſung blüht neue Frucht! Du kannſt dich nicht ſelber ermeſſen, wie groß erſt muß das ſein, deſſen Teil du biſt!"
Und er wandte ſich abermals gen Oſten. Morgen brach auf. Er

ſchmückt mit Radierungen von Hannes M. Avenarius, die die Verſe umrahmen und in beſonderen Blättern ihr Weſen, ihre Höhen und Tiefen aus gleichem Urgrund des Herzens heraus mitempfinden, die dumpfe Erde und die befreit aufleuchtende Erde in ſichtbare (oder nur fühlbare) Formen zu bannen verſtehen. Um heiße Mauern, um die der Wind in Mittagsgluten klagt, wie um die Freude, die blendend und erlöſt aus allen Finſterniſſen bricht, ſchmiegt ſich des Künſtlers Seele gleicherweiſe, gemeinſam mit dem Dichter durch das Leben der Erde ſchreitend und es aufwühlend mit all ſeinem kriechenden und fliegenden Getier, mit allem, was da auf ihm glüht und ſprüht und keimt. Wenn auch der Gott im alten Götterbild tot und verſchleiert bleibt, die Erde erwacht immer aufs neu aus ihrer dunſtigen Schwüle und zieht die Sonne zu ſich hernieder.
Die Form der Sonette iſt nicht die meiſt übliche, ſie klingen über das gewöhnliche Maß terzinengleich in eine Abſchlußzeile aus, um die mithin der Umfang des ganzen Gedichtes vermehrt erſcheint.
Es gereicht dem Verlage zu hoher Ehre, wie er Bild und Wort in künſtleriſchem Einklang zuſammengefaßt und damit ein graphiſches Kunſtwerk geſchaffen hat, das aller, die ſich darin zu gemeinſchaftlicher Tat vereinigt haben, in hohem Maße würdig iſt. Es ſcheint nicht zuviel geſagt, wenn man das, was auf ſolche Weiſe entſtanden iſt, als erleſenes Werk deutſcher Buchkunſt bezeichnet.
Man kann die Herausgabe dieſes Bandes als würdigen Auftakt zu den Feierlichkeiten betrachten, mit denen Deutſchland den ſechzigſten Geburtstag ſeines großen Dichters im nächſten Jahr begehen wird. Ihm aber und uns wollen wir ſchon heute wünſchen, daß er auch über dieſen Gedenktag hinaus noch „neu erklinge im Jubelchor erfriſchter Wieſengründe"!

Richard Hirſch.

Erich Bockemühl, Muſik der Träume. Verlag Erich Matthes.
Wer religiöſe Inbrunſt und Glauben an das Licht ſucht, der ſollte an dieſem Versbuch nicht vorübergehen. Lieder ſelig trunkener Allverlorenheit ſind es, die der dem „Charon" naheſtehende Dichter ſingt. Alle Landſchaft wird ihm Gebet, Andacht und Jubel vor Gott. Des Dichters tiefſte Schönheit iſt ein frommes kindgläubiges Gottvertrauen, ein Glaube, der weiß: Gott will in mir wie in allem Sein emporblühen und wird mich allvereint ins Licht heben. Die beiden Zyklen: „Die Melodie" und „Vom Tode" liebe ich beſonders. Melodien von ergreifender Schlichtheit und Reinheit findet hier der Dichter, ſeinen Glauben zu offenbaren.

E. Worbs.

Hans Roger Madol, Stadt, Berg, Land. Gedichte. Wir Verlag. 10.— M.
Tiefes Gefühl der Verſunkenheit in das Grauen nächtlicher Straßen, in die trunkene Süße einſamen Landes rauſcht auf in Bildern, denen eine wunderbar herbe Kraft eigen iſt, die holzſchnitthaft, in dramatiſcher Knappheit des Dichters eigene Melodie von Stadt, Berg und Land geſtalten.

E. Worbs.

Carl Lange, Strom aus der Tiefe. Furche-Verlag.
Aus der Tiefe des Eins-ſeins mit dem göttlichen Herzen quillt dieſer Strom

wie eine Musik — Musik auch dort, wo der Dichter mit zartem Farbstift heimatliche Landschaft gestaltet. Klänge von Traum, leiser Wehmut und lichter Verklärung sind es, auch im Schmerz noch reif und süß wie die Trauben, gereift an den Leuchten einer innigen Liebe zu Gott, Volk und Natur. Wohllaut der Melodie geeint der Innigkeit deutschen Empfindens, Musik vom Geist des unvergeßlichen Mozart gebannt in Strophen edelster und schlichtester Sprach- und Verskunst.

Henny v. der Decken, Schicksal — Mensch — Gott. Gesänge und Klänge. Edda-Verlag, Cassel 1922 (Vorbestellungen an d. Verf.: Hannover, Manteuffelstr. 4. 11.— M.). Voranzeige: Auch dieser neue Band zeichnet sich durch geistigen Gehalt und große Formreife vor den meisten Dichtungen der gegenwärtigen Frauentalente vorteilhaft aus durch Vertiefung der Lebensanschauung. Manche Gedichte wie „Schicksal oder Unabwendbares" offenbaren eine höchst auffällige männliche Kraft der Darstellung und eine nichtalltägliche Formung der Gedanken, die von höchstem Reiz ist. Zauberisch schöne Gedichte sind „Capris Klippen", „Nach dem Besuch des Goethe-Hauses", „Vermählung", „Ich und Du", „Elisabeth" und „Feuertanz". „Feuertanz" beispielsweise ist von einer so herrlichen Leidenschaft durchglüht, wie ich sie bei Frauenlyrik noch nicht antraf.
Auch die Vorsprüche zu den Abteilungen „Sterne", „Wogen" usw. sind köstlich nach Form und Inhalt. Dr. Adolf Schaer.

Der Gralsbote. Monatsschrift fur Kunst- und Geistesleben, Verlag Die Gralsburg, Medingen.
Walter Mett legt das erste Heft (Januar 1922) dieser Zeitschrift vor. Es ist ein Geist darin, der neuromantischem Geist nicht fern ist. Auch hier wächst aus tiefstem Seelentraum die reine erlösende Tat. Die Gralsburg: die Seelenheimat des erlösten Menschen. Zu ihr werden (in Wort und Bild) Wege gelegt voll klarer Reinheit und feierlicher Schönheit. Auf ihnen begegnet man einem Gedicht, das in seiner köstlichen Schlichtheit den Geist der neuen willkommenen Zeitschrift offenbaren mag:

Wir Menschen / Mara Lieselang

Ein wenig Erde, Güte, Zeit,
Ein Regenbogen Glück,
Ein tiefer Tropfen Herzeleid,
Und dann zu Gott zurück.

Durch Liebe werden weltenweit,
Und tief wie Sommernacht,
Und voll von klarster Einsamkeit,
Wie der Kristall im Schacht.

E. Worbs.

Oscar Ludwig Brandt, Helle. Wir Verlag. 12.— M.
Die schönsten Verse in diesem Buch sind kleine Miniaturen von einer kristallenen Klarheit und einem dunklen Leuchten. Man erinnert sich der hellen Glasfenster von Domen, deren leuchtende Farben die Leidenschaft alter Meister schuf. Zwischen diese Verse gestreut sind Balladen, die in dramatischer Knappheit plastische Eindringlichkeit erzielen. Das Buch eines reifen Dichters voll bemerkenswerter Selbstkritik. E. Worbs.
Clara Berg, Zu den Müttern. Verlag Englert & Schlosser, Frankfurt a. M. 1919. Geb. 8.— M.
„Ein Buch vom Leben" nennt es die Dichterin. Aus dunklem Urgrund

Bei Timmermans fühlt man das Kindliche, Einfältige. Hier wächst ein Humor, der manchmal so saftig ist wie auf einigen Bildern von Jordaens. Manchmal Bilderbuchhumor. Bei Thoma fühlt man den Bayer. Bei Timmermans atmet man und riecht man und sieht man Flandern. Anton Kippenberg hat das Buch prachtvoll übersetzt. Jedes deutsche Weihnachtslicht muß über diese liebliche Geschichte strahlen. J—l.

Carl Spitteler, Gottfried Keller. Eine Rede. Eugen Diederichs, Jena 1920. Tatflugschriften 37.

Vielleicht die eigenartigste, aber auch nachdrücklichste Rede, die Gottfried Keller im Vorjahr feierte. Spitteler zeigt, wie um 1869 nur wenige Keller trotz „des grünen Heinrichs kannten" und wie erst die Schuttdecke der Mittelmäßigkeit, die sich über Kellers Werk gelagert hatte, weggeräumt werden mußte. Nicht Kellers Leben will Sp. erzählen. Dafür weist er auf dessen vornehmste Eigenschaften hin, auf seine Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit, sein Malerauge und seine nie fehlgreifende Sprache. Aber er glaubt auch vor einer Vergötzung des Dichters warnen zu müssen, denn diese ist allem Weiterstreben feind. In dem zweiten Teile der lesenswerten Rede spricht Spitteler über Keller als Patrioten und Politiker.

Raimund Steinert.

Friedrich Märker, Lebensgefühl und Weltgefühl. Einführung in die Gegenwart und ihre Kunst. Delphin-Verlag, München.

Ich kann mir nicht helfen — dieses köstliche Buch geht zwischen all den wissenschaftlichen Abhandlungen über Impressionismus und Expressionismus hindurch, wie ein singender Bub an Fenstern vorüberzieht, hinter denen einer den Frühling beschreibt. — Es ist nicht Wissenschaft, es ist ein Psalm, ein Hymnus vom Menschen, der auf der Insel seines Erdenlebens die Einheit verlor mit dem All und brünstig aufs neue sie sucht in schaffender Tat. Jede Stufe, die sein Tasten sich baut, wird Märker zur fruchttragenden Erde, aus der ihm tiefstes Verstehen — sei's der ägyptischen, sei's der griechischen, sei's der Renaissanceseele — erblüht.

Sinn alles Lebens ist Vergeistigung der Materie. Nicht ihr Zertrümmern. Über alle Ismen hinweg muß der schaffende Mensch zum letzten Ziel alles Werdens gelangen: zum Eins-sein von Leben und Welt; zur großen Versöhnung von Werden und Sein, von Körper und Geist, von Mensch und Gott.

Und wer die seltsam extatischen Wege jüngsten Kunstschaffens — über das die Welle einer höheren Erkenntnis bereits hinwegzuspülen beginnt — nicht mitzugehen vermochte, dem ganz besonders sei Märkers Buch in die Hand gegeben. Er wird mit ihm eintauchen lernen in eine Tiefe des Verstehens, in der das leuchtende Jasagen auch zu scheinbaren Verirrungen liegt. Er wird über allen Wegen, die das menschliche Schaffen ging — sei's in brünstigem Umarmen, sei's in asketischem Zertrümmern des Stoffes — den Stern seines kosmischen Heimwehs aufleuchten sehen. E. Meinhard

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bock, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 7.
Verlag: Banas & Dette, Hannover. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Romantik

3. Jahr 1921 Heft 3/4

Hölderlins letzte Aufzeichnungen

Nur wenig Berichte sind uns über die Jahre Hölderlins überkommen, in denen er umnachteten Geistes bei einem Tübinger Tischler wohnte. Knapp nur sind die Erinnerungen Uhlands und von Poesie stark durchsetzt die Zeilen Kerners und Bettinens. Das Tagebuch aber eines Mörike- und Platen-Freundes, Wilhelm Waiblinger, im Auszug jetzt mitgeteilt von Dr. Arthur Schurig als Anhang des Romans „Phaethon" von Wilhelm Waiblinger, eines vergessenen Romantikers (Dresden-N. 6, 1920, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung), erzählt erschütternd wahrheitsgetreu von vielen Besuchen, deren erster am 3. Juli 1822 stattfand, als Waiblinger noch Primaner war. Hierbei erbat sich und erhielt der junge Dichter eine Rolle von Papieren, auf die Hölderlin, wie auch sonst oft, Aufzeichnungen gemacht hatte, meist „voll mit einem schaudervollen Unsinn", nach den Worten in Waiblingers Tagebuch, „der aber dann und wann einen unendlich sonderbaren Scheinsinn hat. Ich traf hier ganz metrisch-richtige Alkäen ohne allen Sinn an. Merkwürdig ist das nach pindarischer Weise oft wiederkehrende ‚nämlich'".

Sofort nach diesem ersten Besuch begann Waiblinger seinen Roman „Phaethon", den er schon am 15. Oktober vollendete und im Frühjahr 1823 bei Franckh in Stuttgart veröffentlichte. Das Buch birgt des Dichters Selbstbildnis, umkränzt von einem völlig deutsch romantisierten Griechenland und durchwebt vom Geiste Byrons, — ein Selbstbildnis, das gegen Ende des Romans die Züge Hölderlins annimmt, auch Hölderlins Lebensgeschichte benutzt und seine letzten Aufzeichnungen wiedergibt — sicherlich in teils unveränderter Gestalt. Sie mögen hier folgen, das Werk Hölderlins ergänzend, zugleich eine Werbung für den neu erstandenen Roman des zu Unrecht verschollenen Wilhelm Waiblinger, dessen unstätes Leben allzufrüh (1830) endete. Er ruht in Italien, an der Pyramide des Cestius.

Phaethons letzte Aufzeichnungen

In lieblicher Bläue blüht mit dem metallnen Dache der Kirchturm. Den umschwebt Geschrei der Schwalben; den umgibt die rührendste Bläue. Die Sonne geht hoch darüber und färbt das Blech im Winde; aber oben stille kräht die Fahne. Wenn einer unter der Glocke dann herabgeht, jene Treppen; ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgesondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen. Die Fenster, daraus die Glocken tönen, sind wie Tore an Schönheit. Nämlich, weil noch der Natur nah sind die Tore, haben diese die Ähnlichkeit von Bäumen des Waldes. Reinheit aber ist auch Schönheit. Innen aus Verschiedenem entsteht ein ernster Geist. So sehr einfältig aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben. Die Himmlischen aber, die immer gut sind, alles zumal wie Reiche, haben diese Tugend und Freude. Der Mensch darf das nachahmen. Darf, wenn lauter Mühe das Leben, ein Mensch aufschauen und sagen: So will ich auch sein? Ja. So lange die Freundlichkeit noch am Herzen, die reine, dauert, mißt nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit. Ist unbekannt Gott? Ist er offenbar wie der Himmel? Dieses glaub ich eher. Des Menschen Maß ist's. Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnt der Mensch auf dieser Erde. Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch; der heißt ein Bild der Gottheit.

Gibt es auf Erden ein Maß? Es gibt keines. Nämlich es hemmen den Donnergang nie die Welten des Schöpfers. Auch eine Blume ist schön, weil sie blüht unter der Sonne. Es findet das Auge oft im Leben Wesen, die viel schöner noch zu nennen wären als die Blumen. O, ich weiß das wohl! Denn zu bluten an Gestalt und Herz und ganz nicht mehr zu sein, gefällt das Gott? Die Seele aber, wie ich glaube, muß rein bleiben; sonst reicht an das Mächtige auf Fittichen der Adler mit lobendem Gesange und der Stimme so vieler Vögel. Es ist die Wesenheit, die Gestalt ist's! Du schönes Bächlein, du scheinst rührend, indem du rollst so klar wie das Auge der Gottheit durch die Milchstraße. Ich kenne dich wohl; aber Tränen quillen aus dem Auge. Ein heiteres Leben seh ich in den Gestalten mich umblühen der Schöpfung, weil ich es nicht unbillig vergleiche den einsamen Tauben auf dem Kirchhofe. Das Lachen aber scheint mich zu grämen der Menschen; nämlich ich hab ein Herz. Möcht ich ein Komet sein? Ich glaube. Denn sie haben die Schnelligkeit der Vögel; sie blühen am Feuer und sind wie Kinder an Reinheit. Größeres zu wünschen, kann nicht des Menschen Natur sich vermessen. Der Tugend Heiterkeit verdient auch gelobt zu werden vom

ernsten Geiste, der zwischen den drei Säulen wehet des Gartens. Eine schöne Jungfrau muß das Haupt umkränzen mit Myrtenblumen, weil sie einfach ist ihrem Wesen nach und ihrem Gefühl. Myrten aber gibt es in Griechenland.

Wenn einer in den Spigel sieht, ein Mann, und sieht darin sein Bild wie abgemalt; es gleicht dem Manne. Augen hat des Menschen Bild; hingegen Licht der Mond. Der König Ödipus hat ein Auge zu viel vielleicht. Die Leiden dieses Mannes, sie scheinen unbeschreiblich, unaussprechlich, unausdrücklich. Wenn das Schauspiel ein solches darstellt, kommt's daher. Wie ist mir's aber, gedenk ich Deiner jetzt? Wie Bäche reißt das Ende von Etwas mich dahin, das sich wie Asien ausdehnt. Natürlich dieses Leiden, das hat Ödipus. Natürlich ist's darum. Hat auch Herkules gelitten? Wohl. Die Dioskuren in ihrer Freundschaft, haben die nicht Leiden auch getragen? Nämlich wie Herkules mit Gott zu streiten, das ist Leiden! Und die Unsterblichkeit im Neide dieses Lebens, diese zu teilen, ist ein Leiden auch. Doch das ist auch ein Leiden, wenn mit Sonnenflecken bedeckt ein Mensch, mit manchen Flecken ganz überdeckt zu sein! Das tut die schöne Sonne; nämlich die zieht alles auf. Die Jünglinge führt die Bahn sie mit Reizen ihrer Strahlen wie mit Rosen. Die Leiden scheinen so, die Ödipus getragen, als wie ein armer Mann klagt, daß ihm etwas fehle. Sohn Laios, armer Fremdling in Griechenland! Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben.

Die Nacht / Von Friedrich Hölderlin

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquellend und frisch, rauschen an duftendem Beet,
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh'! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond

Kommet geheim nun auch, die Schwärmeriſche, die Nacht kommt:
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erſtaunende dort, die Fremdlingin unter den Menſchen
Über Gebirgshöhen traurig und prächtig herauf.

Hyperions Schickſalslied / Von Friedrich Hölderlin

Ihr wandert droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling, atmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab.

Hölderlin / Von Erich Worbs

Ein Sonnenſtrahl klang durch die Roſenweite.
Im Abendglühen ſprang die goldne Saite,
Zerrißner Ton irrt durch die Welt,
Lauſcht . . eine Glocke . . in die Nacht in frommen Schauern —
Trunken verglüht das Weinlaub an den roten Mauern
In Dunkel, das wie heilger Wahnſinn auf die Erde fällt . . .

Dem Sonnengott / Von Friedrich Hölderlin

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gesehn, wie, müde seiner
Fahrt, der entzückende Götterjüngling

Die jungen Locken badet' im Goldgewölk',
Und jetzt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm;
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Dich lieb' ich, Erde! trauerst du doch mit mir!
Und unsre Trauer wandelt, wie Kinderschmerz,
In Schlummer sich und, wie die Winde
Flattern und flüstern im Saitenspiele,

Bis ihm des Meisters Finger den schönen Ton
Entlockt, so spielen Nebel und Träum' um uns,
Bis der Geliebte wiederkömmt und
Leben und Geist sich in uns entzündet.

Friedrich Hölderlins irdische Heimat / Von Erwin Reiche

Dir, meiner Madonna von Schwaben,
und unserm reinen Kinde Clemens.

Wo der holde, stille Neckar friedereich das breite, hellgrüne Tal durchläuft, da, kurz ehe das verschollene Zabergäu die eine Seitenfläche stumpfer Weinhügel unterbricht, ist auf dem sonnigen Erdboden die Menschensiedlung Lauffen gelegen. Ein begüterter Weingutsbesitzer hat sich dort ein weißes Haus hinbauen lassen, und in der Ummauerung und in dem Obstgarten wächst Vergangenheit aus verstreuten Klosterbogenresten — diese Steine und eine neue Relieftafel sagen von dem heiligen Friedrich Hölderlin, dessen Geburtshaus an diesem sanften Teilchen der irdischen Welt gestanden hat — hier flossen die ersten Atemzüge eines Dichters, den die Leute das Kind der Johanna Christiana Heyn, Tochter des Pfarrers zu Cleebronn, mit dem Lauffener Klosterhofmeister Heinrich Friedrich Hölderle nannten. In dem breiten, stillen Tale zu Lauffen am Neckar. Ein Fleck ist es in der Weite am Fluß: nicht eine stolze Terrasse an einem Strom, sondern ein sonntägliches Örtlein in zwei Hälften. Schon nahe am Kloster kommt des Neckars leise, kleine Windung herangeströmt, und Buben und Mädchen hüpfen vor einer schweren, hohen

Mauer in das milde Wasser — oben am Kopf der Mauer blickt alt und edel die Regiswindiskirche über die Ufer und in die schwebende, gerundete Landschaft hinein — über das jenseitige Ufer, wo in der braunen Burg vergangener und heutiger Aktenstaub sich mischt. Vom Wartturm wiederum schaut man über den Fluß mit den badenden Kindern zurück, auf die Mauer, zu deren Häuptern die strebende Kirche den Jahrhundertblick in Himmel und freundlich begrenzte Ferne richtet, und dort — ein wenig zur Rechten — lugt des neuen Weingutsbesitzers weißes Haus aus den Pflaumenbäumen vor — leichte und schwarze Wolken strömen oben vorbei und verfließen in das Grün der weichen, ruhsamen Hänge — und die Strudel der Luft pfeilen durch die leeren, kleinen Spitzbögen der Regiswindiskapelle neben dem Mutterbau und umfliegen als wehende Schwingen der Sage den rührenden, steinernen Kindersarg, der dort oben hineingestellt ist. —

Das heißt Lauffen am Neckar, und hier stieg träumend und hell das geweihte Kind, Friedrich Hölderlin mit irdischem Aktenzeichen, aus dem sanftbegrünten Schwarzboden der Heimat — all dies spürte es wohl einmal in den wenigen Jahren, die es hier verblieb, sah es an, wenn es Nachmittag war oder Sonntagsfrühe — und weinte. Und es war in ihm, merkbar oder am verschleierten Rande seines Fühlens, als er größer ward und zwischen anderen Höhen — und der gleiche Fluß, in den, von der alten Mauer begleitet, die Mädchen und Buben fröhlich und unbewußt sich stürzten, rann während eines Endens von vierzig Erdenjahren an seinem Fenster vorüber — (ein Zucken seiner Brust nur, die wild verklang und dalag, sprang zu Zeiten hinunter in die ruhigen Fluten und floß ein Stück an der Fläche, bis es zerging) — der gleiche Fluß strömt vom Beginn bis zum Ende und darüber hinaus, und der Himmel ist immerdar oben, und ein mildes, grünes Land ist wie ein geschlossenes Bett, so tief und hell und vieltönig still es auch rauscht und klingt.

Hölderlins hymnische Bruchstücke

aus der Handschrift zum ersten Mal übertragen, hier nach der Buchausgabe des Verlages Banas & Dette Hannover 1921 im Auszuge mitgeteilt / Von Hermann Kasack

Man hat bisher angenommen, daß Hölderlin seit der Rückkehr von Bordeaux nach seiner Heimatstadt Nürtingen (im Juni 1802) dem Wahnsinn verfallen gewesen sei. Erst durch Norbert von Hellingraths Ausgabe, die das Werk der Spätzeit (von etwa 1801 bis 1804) erschlossen hat, läßt sich einwandfrei erkennen, daß von einem

Verfallen der dichterischen Kraft erst vom Herbste 1806 an deutliche Spuren vorhanden sind. Wie der Jugendzeit die reimgebundene Strophe und der mittleren Zeit (1797—1800) die Ode das charakteristische Gepräge gaben, so bildet die in Pindar vorbildlich gesehene, in deutscher Sprache neu-entdeckte, strophengeschlossene Hymne die zentrale Form der Spätlyrik Friedrich Hölderlins, während die typischen „Wahnsinnsgedichte" sich in einem monotonen Reim und einer stereotypen Wiederholung gleicher Vorstellungen und Vokabeln halten.

Wohl der letzten Schicht der hymnischen Sprachzeit angehörend sind die hier zum ersten Male veröffentlichten Stücke der Homburger Handschriften. Wenn auch der Inhalt eines Bruchstückes durch das Nennen von Amberg und der bayrischen Hochebene seinen Ursprung in der Reise Hölderlins mit Sinclair nach Regensburg, im Herbste 1802, unzweifelhaft offenbart, so ist die Frage der Datierung damit noch nicht gelöst. Denn wie sich in Briefen, so in dem an Seckendorf vom März 1804, und in späten Dichtungen noch lebendige Wirkungen seines Aufenthaltes in Frankreich finden, so kann auch hier das stofflich-gegenwärtige einer nach Jahren erweckten Erinnerung verdankt sein. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wird durch die Schrift gestützt, die in allen hier veröffentlichten Bruchstücken, mit Ausnahme des ersten, von einer späteren Hand stammt. Ebenso spricht das typisch-fragmentarische dieser Dichtungen für eine Datierung in die letzte Nürtinger und vielleicht schon zweite Homburger Zeit (vom Juni 1804 an).

Das „ewiglebendige", das der Dichter der Oden und Elegien in Hellas allein verwirklicht fühlte, sieht der Hymnen-Dichter in dem Dasein hervorragender Menschen aller Zeiten. „Wir bringen aber die Zeiten untereinander," heißt es in einer Randbemerkung zum Entwurf der Hymne auf Kolumbus. Der „hesperische Orbis" bedingt die Wendung zum „Nationellen", sofern es von dem Griechischen verschieden ist. „Die verschiedenen Schicksaale," so fährt Hölderlin in jenem Briefe fort, „der Heroen, Ritter und Fürsten, wie sie dem Schicksaal dienen, oder zweifelhafter sich in diesem verhalten, hab' ich im Allgemeinen gefaßt." Immer inniger wird das Hinweisen auf Deutschland. „. . . o, mein Herz, wo / Das Licht sich weidet immer von Deutschland" steht, ohne direkten Zusammenhang mit früherem, am untersten Rande der Folioseite, die unser Bruchstück „Germania" enthält.

So sind die hier gesammelten Dichtungen Zeugnisse für den Kosmos des spätesten Hölderlin vor Ausbruch des Wahnsinns, Entwürfe, ausgeführte, in sich geschlossene Einzelheiten geplanter Hymnen, unverkennbar in dem Rhythmus, der nur Hölderlin eigen

ist, und in Einzelheiten zum schönsten gehörend, das in deutscher Sprache dichterisch gesagt worden ist. Denn nur in Einzelheiten liegt der dichterische Wert dieser Stücke, die nicht mehr zu einem Ganzen gesetzmäßig komponiert sind, sondern es bei einer assoziativ gewonnenen Aneinanderreihung bewenden lassen. Sie enthalten das Material einer letzten Schicht von der Welt des hymnischen Dichters, ohne zu einer zusammengefaßten Gestaltung zu gelangen. So bilden diese letzten bisher unbekannten hymnischen Beiträge, in denen nicht das poetische Gefühl, wohl aber die Umsetzung in die Sprache ermattet, eine Ergänzung, die für das Verständnis des lyrischen Gesamtwerks Hölderlins unerläßlich ist.

Unseren Texten liegen die Handschriften der Homburger Stadtbibliothek zugrunde. (Wasserzeichen C. & J. Honig.) Wie sehr wir uns bemüht haben, die Übertragung der Manuskripte, die zu den schwerstentzifferbaren Hölderlins gehören, buchstabengetreu zu halten, muß doch die Lesart einzelner Stellen als zweifelhaft angemerkt werden. Lücken im Text geben im Entwurf freigebliebene Stellen wieder.

Hymnische Bruchstücke / Von Friedrich Hölderlin

Denn über der Erde wandeln
Gewaltige Mächte,
Und es ergreiffet ihr Schicksaal,
Den der es laidet und zusieht,
Und ergreiffet den Völkern das Herz.

Germania

Ein milder Hügel aber stehet über dem Abhang
Meiner Gärten. Kirschenbäume. Scharfer Othem
aber wehet
Und die Höhe des Felses. Allda bin ich
Alles miteinander. Wunderbar
Aber über Quellen beuget schlank
Ein Nußbaum sich und Beere, wie Korall
Hängen an dem Strauch über Röhren von Holz,
Aus denen
Ursprünglich aus Korn, nun aber zu gestehen,
Bis zu Schmerzen aber der Nase steiget
Citronengeruch auf und das Öl, auf der Provence,
Und Natürlichkeit.

Griechenland

Wege des Wanderers!
Denn Schatten der Bäume
Und Hügel, ſonnig, wo
Der Weg geht
Zur Kirche,
Reegen, wie Pfeilenregen
Und Bäume ſtehen, ſchlummernd, doch
Eintreffen Schatte der Sonne,
Denn eben ſo, wie heißer
Brennt über der Städte Dampf,
So gehet über des Regens
Behangene Mauren die Sonne
Wie Epheu nemlich hänget
Aſtlos der Reegen herunter. Schöner aber
Blühn Reiſenden die Wege
im freien wechſelt wie Korn
Avignon waldig über den Gotthardt
Taſtet das Roß, Lorbeern
Rauſchen um Virgilius und daß
Die Sonne nicht
Unmännlich ſuchet, das Grab. Moßroſen
Wachſen
Auf den Alpen. Blumen fangen
Vor Thoren der Stadt an, auf geebneten Wegen,
Gleich Kryſtallen in der Wüſte, wachſend des Meers
unbegünſtiget.
Härten wachſen um Windſor. Hoch
Ziehet, aus London,
Der Wagen des Königs.
Schöne Gärten ſpüren die Jahrzeit.
Am Canal. Tief aber liegt
Das ebene Weltmeer, glühend.

. . . . . .

Die Natur
Und gelber die Sonnen und die Monde,
Zu Zeiten aber,

Wenn ausgehn will die alte Bildung
Der Erde, bei Geſchichten nemlich
Gewordenen, muthig fechtenden, wie auf Höhen
führet
Die Erde Gott. Ungemeſſene Schritte
Begränzt er aber, aber wie Blüthen, goldene, thun
Die Kräfte ſich der Seele zuſammen,
Daß lieber auf Erden
Die Schönheit wohnt und irgend ein Geiſt
Gemeinſchaftlich ſich zu Menſchen geſellet.

Leben

Der Halbgötter oder Patriarchen, ſizend
Zu Gericht. Nicht aber überall iſts
Ihnen gleich um dieſe, ſondern Leben, ſummendheißes auch von
Schatten Echo
Als in einen Brennpunct
Verſammelt. Goldene Wüſte. Oder dem Feuerſtrahl wohlunter-
halten des lebenswarmen
Heerds gleich, der in Nacht ſchlägt Funken, aus geſchliffenem Geſtein
Aus hartem wohl des Tages, und um die Dämmerung noch
Ein Saitenſpiel tönt. Gegen das Meer ziſchet
Der Knall der Jagd. Die Agypterin aber, offenen Buſens ſizt
Immer irgend wegen Mühe gichtiſch das Gelenk
Im Wald, am Feuer. Recht Gewiſſen bedeutend
Der Wellen in den Seen des Geſteins
Rauſcht dann in Schottland oder andren Seen
Lombardas oder, ein Bach vorüber. Knaben ſpielen
Reinen perlfriſchen Lebens damals gewohnt, ſo um Geſtalten
Der Meiſter, oder der Leichen, oder es rauſchet ſo um der Thürme
Kronen
Raſcher Schwalben Geſchrei.

Wie wahrhaftig der Tag
Bildet die
Menſchenformen. Aber erſtlich
Ein alter Gedanke, Wiſſenſchaft,
Elyſium.

Friedrich Hölderlin an die Prinzessin Auguste von Homburg / Ein Brief erfunden von Fritz Ebers

Sehr verehrte Frau Prinzessin,

Sie haben mich vor vielen, vielen Jahren mit einer Zuschrift, den „Oedipus tyrannos" und die „Antigone" des Sophokles zu übersetzen, ermuntert. Lange bin ich die Ausführung schuldig geblieben. Da schon damals bei uns ein Dichter auch sonst etwas zum Nötigen oder zum Angenehmen tun mußte, hatte ich doch endlich das Geschäft des Übersetzers gewählt, weil es zwar in fremden, aber festen, historischen Gesetzen gebunden ist und diese griechischen Dramen meinen Ansprüchen an Kunst und Natur entsprachen. Natur und Kunst sind sich nämlich im reinen Leben nur harmonisch entgegengesetzt. Die Kunst ist die Blüte, die Natur die Vollendung. Wenn ich von hier oben herab die moderne, besonders die dramatische Kunst betrachte, so muß ich sagen, es fehlt ihr besonders an der Schule und an dem Handwerksmäßigen. Ich meine, auch die Verfahrungsart in den Künsten muß gelehrt, und wenn sie gelernt ist, in der Ausübung immer zuverlässig wiederholt werden. Da erscheint mir Sophokles immer wie ein Lichtstrahl. Es ist so schade, daß ich von seinem „Oedipus auf Kolonos" nur das schöne Chorlied vollenden konnte. Mit diesem Dichter verglichen, fehlt allen anderen Kunstwerken eben diese Zuverlässigkeit. Ich finde, sie mangelt sogar seinen neuen Übersetzern. Sie entbehren jedes sophokleischen Geistes. Schon der Rhythmus! In der rhythmischen Aufeinanderfolge der Vorstellung wird nämlich das, was man im Silbenmaße Cäsur heißt, das reine Wort, die gegenrhythmische Unterbrechung notwendig. Es muß ja dem Wechsel der Vorstellungen auf seinem Summum so begegnet werden, daß alsdann nicht mehr der Wechsel der Vorstellungen, sondern die Vorstellung selber erscheint. Da man nun leider in Deutschland jedes Stück nur nach den Eindrücken und nicht nach dem gesetzlichen Kalkül beurteilt, hat man diesen Fehler auch bei den Neuübertragungen übersehen. Sie dürfen es daher, holde Prinzessin, nicht für Eigenlob halten, wenn ich behaupte, ich wäre dem Geiste des Griechen in meiner Verdeutschung am nächsten gekommen. Ich, der ich das Land der Griechen mit der Seele suchte und — nicht fand! Deshalb muß ich mich wundern, daß erst heute mein „Oedipus" in Darmstadt seine Uraufführung erlebt. Es ist schade, daß wir nicht dabei sein können. Ich glaube, seit ich mit den Worten: „Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tief unfähig jedes gött-

lichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glücke der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos wie die Scherben eines zerbrochenen Gefäßes ... Es ist ein herbes Wort, und dennoch sage ich's, weil es Wahrheit ist: ich kenne kein Volk, das zerrissener wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinanderliegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt? —" ich meine, seitdem ich mit diesen Worten meine Selbstbiographie „Hyperion" schloß, habe ich mich ganz unmöglich gemacht. Ich darf es ja heute sagen, diese Anklage des Barbarentums, die ich eigentlich gegen den rohen Patron von Mann meiner angebeteten Diotima erhob, die mir auch Nietzsche nachhub, habe ich manches Mal bereut — man schalt mich deswegen weltfremd. Aber trotzdem scheint es mir, als ob ich schon durch meine Vorliebe für antike, undeutsche Formen niemals Gemeingut des deutschen Volkes werden kann. Und ich habe doch mein Vaterland so sehr geliebt, daß ich im wirklichen Griechenland doch nicht hätte leben mögen und mich am Ende aller Dinge nach den Klößen und dem Sauerkohl meines Kollegen Heine zurückgesehnt hätte. Sie kennen, Edle, sicher meinen „Gesang der Deutschen", der zwar in den Ausgaben meiner Gedichte von 1826 und 1846 nicht enthalten war. Der beginnt so:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldulden gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allerkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben. — — —

Übrigens war es schade, daß ich Ihnen meine Übersetzungen im Druck nicht mehr überreichen konnte, denn:

— — — — versengt von Sonnengluten
kam er zu der Heimat Lande,
da schlug ihn, der Mann geworden,
Irrsinn bald in schwere Bande.

Wissen Sie, gnädigste Augusta, Herr Georg Jäger schrieb mir zur Einweihung einer Gedenktafel an meinem Geburtshaus in Lauffen 1873 diese jämmerlichen Verse. Der sonst so tüchtige Philipp Reclam, Sie müssen seine schüchternen Verlagsanfänge noch miterlebt haben, druckte sie als biographische Einleitung zu meinen Gedichten geschmackloser Weise ab. Leider ist die ganze Ausgabe mit

Fehlern gespickt und zwei Gedichte Ihnen unterschoben, die ich der Erbherzogin von Anhalt-Dessau gewidmet habe. Seltsamerweise haben, wie auch Georg Jäger, meine besten Freunde angenommen, ich hätte über die Frau Suſette Gontard den Verstand verloren. Unsinn, es lag in meiner Natur! Weder die Wirrnisse der Zeit, noch die Not meines Vaterlandes, oder gar meine Liebe zu jener Göttlichen, die ich Diotima nannte, haben mich in den Wahnsinn getrieben. Das war bei mir eine Naturnotwendigkeit. Für solche metaphysische Naturen, wie ich eine war, gab es keinen Frieden! Gewiß hat mein unseliges Verhältnis zu meiner Diotima den Kreislauf meiner verängstigten Nerven gesteigert, denn noch vor ihrem Tode rannen mir aus dem Ätherblau meiner Augen die Tränen, die ich in Worte übersetzte:

Aber ahn ich es nicht? Wehe von dir, von dir,
Schutzgeist! Ferne von dir spielen zerreißend bald
alle Geister des Todes
auf den Saiten des Herzens mir.

Ich ahnte ja also den Ausgang, sonst hätte ich mein Gedicht „An die Parzen" nicht so anfangen können:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättigt, dann sterbe!

Der eigentliche Vesuv der Umnachtung wurde aber erst durch jenen fürchterlichen Fußmarsch in der glühendsten Sonnenhitze 1802 von Bordeaux gen Heimat zum Ausbruche gebracht.
Lasen Sie mein dramatisches Fragment: „Der Tod des Empedokles"? 1797 entwarf ich ihn in Frankfurt am Main. Lesen Sie es einmal in der schönen Umstellung von Wilhelm von Scholz nach. In dem Titelhelden finden Sie gleichfalls einen Teil meines Selbst. Auch in mir lösten sich die Probleme des Schicksals nur scheinbar. Der Ätna verschlang uns beide.
Heut abend plant man hier oben zu meinen Ehren eine große Feier. Der herrliche Klopstock dichtete den Prologos, Schiller, Kleist und Hebbel das Festspiel. Die Herren Platon, Hegel, Kant, Fichte und von Schelling verfaßten ein Buch: Ideen zur philosophischen Entwicklung Hölderlins; Hölty, derselbe, der die schönen Verse fand:

Ihr Freunde hängt, wenn ich gestorben bin,
die kleine Harfe hinter dem Altar auf . . .

will mir das horaziſche „Carpe diem“ jugendlicher und unmittelbarer denn der alte Römer vorſingen, und mein Jugendfreund Chriſtian Ludwig Neuffert brachte mir ſchon in aller Frühe eine ſeiner reizenden Idyllen an mein Wolken-Bett.
Nun leben Sie wohl, denken Sie meiner!

Friedrich Hölderlin.

Im Olymp, den 20. März 1920.

Bücherſchau

Rahel Varnhagen, Ein Frauenleben in Briefen. Herausgegeben von A. Weldler-Steinberg. Guſtav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin. Geb. 22 M.

Es iſt nur der Briefwechſel der zweiten Hälfte ihres Lebens mit Varnhagen, den dieſer Band der groß angelegten Sammlung ihrer Briefe enthält. Allein ſie laſſen den günſtigſten Schluß darauf ziehen, daß mit dieſem, von dem Herausgeber Weldler-Steinberg mit unermüdlichem Fleiß und peinlicher Genauigkeit geführten Werk der literariſchen Welt ein wertvolles, immernenes Geſchenk dargeboten wird. Die ſieben Bildbeigaben wirken mit dem Druck ſowie der übrigen Ausſtattung impreſſiv und geben den Eindruck eines harmoniſchen Ganzen. O. K. Wirtz.

Hans Franck, Sideriſche Sonette. Delphin-Verlag, München.

Ein Gedichtbuch, das eine beſondere Stellung einnimmt. Nicht auf Schönheit, Stille, Rhythmus oder Wohlklang zielend — ſondern voll von gedanklichem Ringen und heftigem Willen in einer barocken Schale. Ein Buch, das man nicht äſthetiſch, ſondern nur ſeinem Gehalt nach, d. h. als perſönliches Dokument werten kann. Die ſieben „Kreiſe“ ſind durchwellt von dem verzweifelten Leid leiblicher Gebundenheit — von Ekſtaſen ertrotzter Vereinigung — von der letzten Zielſetzung: die wirkenden Kräfte des Alls im eigenen Leben zu entketten. Vorbilder (Dichter und Muſiker) ſtehen wie Markſteine auf dem Weg zu dieſer Vollendung — auf einem Weg, den dieſes Buch hoffentlich manchen Unſchlüſſigen mit zwingender Geſte weiſt. . . Julius Kühn.

Elſa von Bonin, Die Verſuchungen des Herzens. Roman. Landhausverlag, Jena 1920.

Der Tagebuchroman erzählt die Geſchichte eines ſtillen Mannes, der ſeiner elfenhaften Frau nachtrauert; der ſich ohne Liebe wieder verheiratet; der zu der einzigen Frau, die ihm noch gemäß wäre, nicht gelangen kann; und der ſchließlich auch durch die flackernde Leidenſchaft einer ſchönen Ruſſin, der er ſich bedingungslos hingibt, nicht dem Leben zurückgewonnen wird, weshalb er ſtill daraus ſcheidet. Das Buch iſt an manchen Stellen reichlich unwahrſcheinlich. Die männlichen Perſonen ſind alle ein wenig verzeichnet, während die Frauen gut gelungen ſind. Das Milieu der märkiſchen Güter

hat etwas Anheimelndes und Verſonnenes, ſo daß man bald darin zu Hauſe iſt. Manch guter Satz leuchtet in den gleichförmigen Reihen der durchſchnittlichen auf, an dem man ſeine Freude hat. — Im ganzen: ein geruhiges Buch, das in ſeiner gedämpften Abſeitigkeit ein willkommener Gefährte für ein paar einſame Stunden ſein kann, das man aber bald wieder aus dem Blickfeld verliert. Julius Kühn.

W. Michel, Friedrich Hölderlin. R. Piper, München.

Der Darmſtädter W. Michel hat eine tiefe Sehnſucht, das Problem Hölderlin auf eine klare Form zu bringen. In ſeinem Buch Friedrich Hölderlin deckt er die ſymboliſche Bedeutung ſeines Lebens auf, erkennt ihn als Herold der Menſchheit, deſſen äußeres und inneres Bild nichts Perſönliches trübt, der wie Chriſtus „im Auftrage der Menſchheit einen ſtellvertretenden Tod litt". Das urſprünglichſte Leid aller Menſchheit iſt es, das er in dem Widerſpruch zwiſchen der notwendigen Begrenzung alles Lebens und dem Ausdehnungstriebe erleidet. Obſchon er von der Schönheit der Grenzen weiß, ſiegt in ſeinem Leben dionyſiſches Hinausverlangen, oft bis zur Todluſt geſteigert. Und Apollo, der Gott der Form, ſchlägt ihn ſtrafend mit Wahnſinn. Das der Menſchheit ewige Ringen zwiſchen Chaos und Form, das Hölderlin auch das Weſen ſeines Liebeserlebniſſes mit Diotima iſt, offenbart ſich W. Michel in drei Punkten, in Hölderlins Sprache, in ſeinen Göttern, die aus dem Kampf gegen das Chaos geboren, eine dem Chriſtentum in ihren großartigen Gemeingefühlen überlegene Religion werden laſſen, und in ſeinem Kulturideal, das erſt ſchöner Traum nur, dann aber ganz an die Wirklichkeit anknüpft und das Bild einer deutſchen nationalen Kultur entwirft. E. W.

Expreſſioniſtiſche Lyrik und was mehr iſt.

Seit Monaten ſchon hallt nun ein neuer Schlachtruf wieder durch das Deutſchland der Literaten und ihres in ſeinem Senſationshunger nie zu befriedigenden Anhangs von Snobs und ſolchen, die es werden wollen. „Der Expreſſionismus iſt tot, es lebe der..." Ja: „der..." ... Da iſt die Achillesferſe dieſer Leutchen, und ſo ſehr ihre Schamhaftigkeit ſich bemüht, dieſe Bläſſe mit allerhand wahllos aus dem Zettelkaſten kunſtwiſſenſchaftlicher Terminologie herausgeklaubten Begriffen, als da ſind: „Natur", „Objektivität", „Bildhaftigkeit", „Harmonie" uſw., zu bedecken — ſie ſchaffen die Tatſache nicht aus der Welt, daß ſie nichts haben, es an Stelle des ſo raſch in Ungnade gefallenen „Expreſſionismus" zu ſetzen. Freilich, ſolche Verlegenheit könnte ihnen erſpart bleiben, unterzögen ſie ſich einmal nur der kleinen Mühe, bei denen Rückfrage zu halten, die in dieſer Frage zu entſcheiden allein berufen und befähigt ſind: bei den Künſtlern, den Dichtern. Da würden ſie nämlich die (für ſie freilich unangenehme, weil der Möglichkeit ruhmbringender Entdeckerbetriebſamkeit ſie beraubende) Antwort erhalten: daß es gar nicht nottue, den „Expreſſionismus" totzuſchlagen, weil es ihn . . . nie gegeben habe. (Dies natürlich nur in bezug auf wahre, d. h. abſichtsloſe Kunſt — getreu nach Vorſchrift des „Programms" zurechtgeſchuſterte „expreſſioniſtiſche" Maßarbeit gehört für uns nicht in das Bereich der Kunſt.) Daß der Künſtler für ihr Bemühen, die Mannigfaltigkeit

der künſtleriſchen Strebungen in den hinter uns liegenden Jahren in einem Sammelbegriff zuſammenzufaſſen, durch ein bequemes Schlagwort bürgerlich-ſnobiſtiſcher Denkfaulheit das „Fertigwerden" mit dieſer gärenden, ideen- und erſcheinungsreichen Periode zu erleichtern, im geheimen nur ein Lächeln gehabt habe, daß die neue Kunſt, in der gleichen Stunde faſt geboren wie die impreſſioniſtiſch-naturaliſtiſche, herangereift ſei ohne irgendwelche Beeinfluſſung durch Theoreme und Klaſſifizierungen, und daß jetzt erſt die Stunde da ſei, da dieſe neue Kunſt jene andere endgültig abzulöſen ſich anſchickt. Mit anderen Worten: daß der „Expreſſionismus" nicht das ſei, was er nach ihrer, der Literaten, programmatiſcher Formulierung zu ſein ſcheine: eine ſelbſtändige, von eigenen Grundlagen zu eigenen Zielen ſtrebende „Richtung", ſondern Teilerſcheinung nur, Glied einer größeren Entwicklung, Etappe im Werden einer „Richtung". Oder aber: daß in dieſer Formulierung das Weſen des Expreſſionismus gar nicht in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit erfaßt ſei, daß ſie einen kleinen Teil nur der Kräfte, die dies Weſen ausmachen, in enger, allzu enger Begrenzung darſtelle, daß Expreſſionismus, viel größer und bedeutſamer als das, was ſie aus ihm mache, nicht tot ſei, vielmehr jetzt erſt ſichtbar zu werden, zu leben beginne: „Der ‚Expreſſionismus' iſt tot, es lebe der Expreſſionismus!" Doch ſcheint es ganz unnötig, an dieſer unglücklichen verwirrten und verwirrenden neuen Bezeichnung feſtzuhalten. Wir haben für dieſen wahren Expreſſionismus ohne „ " bereits ein ſehr ſchönes, klares und ſinnvoll lebendiges Wort; und warum ſollen wir nicht, da ſchon ſeine erſten Wegbereiter, von ihren im Banne des naturaliſtiſchen Dogmas befangenen Zeitgenoſſen ſich zu unterſcheiden, da die Peter Hille, Carl Hauptmann, Schmidtbonn, der Charonkreis, aus dem Karl Röttger herauswuchs, da auch Dehmel wohl bisweilen und Dauthendey und der unvergeßliche Georg Heym als Romantiker ſich bezeichneten, da unverkennbar Brentano, Jean Paul, Novalis das Denken und Fühlen der jungen Generation ſtark beeinfluſſen. Warum ſollen wir da nicht ſchlichtweg „Romantik" ſagen ſtatt des hochtrabenden „Expreſſionismus"?

Die Kunſt, die Dichtung von morgen wird eine romantiſche ſein — das kann dem, der die Dinge ohne Scheuklappen ſieht und den nicht Ruhmbedürfnis zwingt, alle fünf Jahre einen neuen „ismus" zu „kreiiren", nicht mehr zweifelhaft ſein — und der „Expreſſionismus" war die Vorſtufe nur dieſer neuen romantiſchen Kunſt, die Periode des Formwerdens ihrer überzeitlichen Gehalte im Ringen mit zeitgegebenen Ideen und Problemen. Denn es iſt natürlich nicht ſo, daß dieſe neue Romantik nun einfach eine Rückkehr zu der vor 100 Jahren bedeute, eine Kopie ſein könne. Die Grundlage freilich iſt die gleiche wie damals: Perſönlichkeit, Vorſtoß des Ich bis in die tiefſten Gründe der Schöpfung, Ausſage perſönlichſten, myſtiſchen Welt- und Gotterlebens, ekſtatiſcher Allverbundenheit des Ich; doch blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die aktuelle Ausprägung dieſes Zeitloſen, was wir ſeit Novalis und Eichendorff durch Heine, Schopenhauer, Wagner, Nietzſche, Hartmann, Strindberg, Doſtojewski, Marées, Cézanne, Hodler, van Gogh (um nur einige richtunggebende Erſcheinungen zu nennen) an ethiſchen und äſthetiſchen Werten neu heranwuchs, in ſeiner Geſetzmäßigkeit

erschaut wurde: das Gesetz der organischen Form vor allem (Frucht der „naturalistischen" Bewegung), die Lehre von der reinen Idee als notwendigem Ausgangspunkt und Ziel allen geistigen Schaffens (Mittelpunkt des Ringens um den „Expressionismus") und die bittere Erkenntnis, die wir dem Geschehen dieser letzten Jahre vor allem verdanken: daß, den Menschen und das Menschliche, sich selbst und sein Werk gegen die zweifelhaften Segnungen von „Zivilisation" und „Fortschritt" zu verteidigen, der Dichter auf den idyllischen Frieden des „elfenbeinernen Turmes" ein für alle Mal verzichten, daß er politisch (im weitesten Sinne des Wortes) sein muß.
Dies die wichtigsten Einschläge nur, die den Charakter der romantischen Dichtung von heute und morgen bestimmen, von der des 19. Jahrhunderts sie unterscheiden. Bei eingehender Betrachtung wäre auf die Wandlung des Begriffs des Nationalen im Laufe dieser 100 Jahre noch hinzuweisen, auch auf die veränderte Stellung des Historischen in unserem Geisteshaushalt — doch mag das Gesagte hier genügen. Es wird nun der Nachweis nur noch zu erbringen sein, daß in der Tat romantische Dichtung dieser Art schon vorhanden ist oder doch unverkennbar sich ankündigt. In kurzem Eingehen auf einige lyrische Neuerscheinungen wird dieser Nachweis leicht zu erbringen sein.

Da ist z. B. die „Menschheitsdämmerung", eine „Symphonie jüngster Dichtung", herausgegeben und mit einem lesenswerten, wenn auch etwas gar zu dithyrambischen Vorwort eingeleitet von Kurt Pinthus (Verlag Rowohlt, Berlin). Eine Sammlung, die „weder ein Gesamtbild der lyrischen Dichtung unserer Zeit, noch eine nach (lügnerischen) absoluten Maßstäben der Qualitätsbeurteilung zusammengestellte Auswahl der besten zeitgenössischen Gedichte" geben soll, die aber „charakteristische Gedichte jener Jugend, die recht eigentlich als die junge Generation des letzten Jahrzehnts zu gelten hat, weil sie am schmerzlichsten an dieser Zeit litt, am wildesten klagte und mit leidenschaftlicher Inbrunst nach dem edleren, menschlicheren Menschen schrie", vereinen soll. Und die, ihren Bogen von Becher bis zu Stramm, von Däubler bis zu Hasenclever, von Heym bis zu Rubiner spannend, doch so etwas wie ein Gesamtbild der Lyrik unserer Tage gibt, ein Gesamtbild sogar, in dem selbst unerfreulichste Programmdichtung und mißtönige Tendenzreimerei nicht fehlen. Und die ursprünglichste, absichtsloseste Lyrik, die reinsten und hellsten Klänge in diesem, trotz allem, verdienstlichen Buch sind — romantisch. Neben Heym, den ich schon unter den Vorläufern der neuen Romantik nannte, steht Iwan Goll, der, ein anderer Peter Hille („Ich muß die Welt schön haben, sonst lasse ich sie fallen") in persönlicher Schau verklärter Welt Dithyramben singt (seine Bücher: „Der neue Orpheus", Verlag Die Aktion, und: „Dithyramben", Verlag Kurt Wolff.), steht Karl Otten, dessen „Chronerhebung des Herzens" (Verlag Die Aktion) im Titel schon Bekenntnis zur Romantik ablegt, mit Versen von schönster Innerlichkeit, steht der immer mehr von Aussage allgemeingültiger Gedanklichkeit zu persönlich durchbluteter und durchgluteter Ideen- und Schicksalsgestaltung („Der Gerichtstag", Verlag Kurt Wolff) sich hinwendende Franz Werfel, steht Paul Zech, der mehr und mehr die harte Dissonanz der Wirklichkeit in romantischer Ichbeseelung überwindet, steht Kurt Heynicke

vor allem, dessen Versbuch „Das namenlose Angesicht" (Kurt Wolff) all das, was wir als der neuen Romantik wesentlich erkannten, in schönster Ausprägung vereint, mit einigen der besten Stücke aus diesem Buche. Ich weiß seit Dauthendey und Heym keinen Dichter, der so absichtslos und romantisch gedichtet hat wie dieser, und ich brauche die Leser, die ihn kennen, wohl nur auf Gedichte wie „Andacht", „Waldgedicht" oder „Grab der Geliebten" hinzuweisen, um meine Behauptung zu erhärten, daß Heynicke die romantische Dichtung von heute und morgen aufs schönste repräsentiert.
Eine Frau nur ist, aus der es sich in diesen Tagen noch so schlicht und schön singt: Hilde Stieler, die ein von der Kritik fast ganz übersehenes Bändchen „Der Regenbogen" (Verlag Die Aktion) herausgab. Mehr als alle Worte mag für sie, für die romantische Beseeltheit ihrer Verse aus dem Herzen dieses Gedicht dienen:

Abendfahrt.

Rotgelber Schein
auf des Himmels verblassendem Grund.
Schwarze Wolken schließen das Rund —
bald wird es dunkel sein.

O verlöschender Erdenschmerz —
o verglühende Weiten!
Wir fließen, wir gleiten
in Gottes Herz.

Und einer ist, der, gleich dieser Frau in der „Menschheitsdämmerung" nicht vertreten, mit ihr als Repräsentant der neuen Romantik gleich nach Heynicke genannt werden muß: der junge Rheinländer Carl Maria Weber, begnadeter Erbe seines großen Landsmannes Brentano. Man begegnete ihm zuerst in den Kreisen jener Dichter, die, aus dem furchtbaren Geschehen des Krieges die Pflicht des Geistigen zum aktiven Handeln herleitend, dieses Prinzip so sehr in den Vordergrund stellten, daß ihr Dichterisches darunter erstarb. Auch Webers Erstling (Verlag Kurt Wolff) trägt unverkennbar die Züge solcher durch Tendenz um ihren reinen Klang gebrachten Dichtung und das Gleiche gilt von einer kleinen, nur für den Kreis seiner Freunde gedruckten Sammlung „Lieder eines Zeitgenossen". Aber immer ist hier schon in breit fließendem Rhythmus, in hymnischer Diktion etwas, das über „aktivistisches" Programm und Tendenz hinausstrebt, und schon klingt bisweilen romantische Frömmigkeit voll und rein an:

Nicht mehr erkennend gilt es Hände breiten —
doch glaubend sind wir Gottes bestes Stück.

In voller Kraft und edler Beschwingtheit aber entfaltet dies Romantische sich in dem mit einer Reihe von Originallithographien rheinischer Künstler (Janssen, Mohr, Raber, Schmetz) schön geschmückten „Ekstatischen Fluß" (Verlag A. Bagel, Düsseldorf). Der Untertitel „Rheinklänge ohne Roman-

tik" scheint zwar diese Behauptung Lügen zu strafen, — doch ist bei näherem Zusehen unverkennbar, daß dieser abwehrende Untertitel gegen jene in Äußerlichkeiten sich erschöpfende sentimentale pseudoromantische Einstellung nur gerichtet ist, die des sonst so unsentimentalen Zeitgenossen Haltung immer noch bestimmt, wenn er vom „Vater Rhein" spricht oder ihn seines Besuches würdigt. Und es ist niemals das im tiefsten Sinne Romantische dieses Flusses und seiner Landschaft, das schicksalhafte, die überirdische Klarheit, die heitere Größe seiner Atmosphäre ekstatischer geschaut, romantischer gestaltet worden als in diesem Buche. Der an Psalmen gemahnende fließende Rhythmus, die fromme Verklärtheit dieser Verse, die dem Buche in dieser Zeit dokumentarische Bedeutung leihen, mögen in dieser Probe selbst zum Leser sprechen:

Heroische Flußlandschaft.

In leicht gewundenem, zärtlichem Schmiegen —
was trägt der Fluß dahin von Strand zu Strand?
Hingewürfelt an die Bergeswand,
im Morgen schimmernd, Turm und Dächer liegen.

Zyklopenmassen ragen. Brücken fliegen
in weitgespanntem Schwung, den Gott erfand.
Ruine bröckelt. Unsichtbare Hand
zieht schütternd Fahrzeug hin durchs Wogenwiegen

Und greift gespenstisch in das Wälderwehn. —
O wag' ich noch auf diesen Höh'n zu stehn?!
Erfaßt mich schon der Rhythmus der Gewalten . . ?

Bin hingelodert in das große Drehn
des Weltwinds — — Auf zum Wesenlosen sich gestalten ! ! —
Ich muß mich halten . .
Gottes Hauch in meines Kleides wildem Falten.

Kennzeichen der romantischen Strebung der neuen Dichtung: daß nicht hier nur wieder Landschaft zum Objekt der Dichtung, vom Ich aus beseelt, in den Kosmos der Dichtung einbezogen wird — ein Beginnen, für das der „Naturalist" nur ein spöttisches Lächeln gehabt hätte, das dem „Expressionisten" aus Versehen nur möglich ist. Paul Zech, in seinen Anfängen, in seiner Industriedichtung schon um Beseelung der Dinge ringend, gibt uns jetzt einen Versband „Der Wald" (Sibyllenverlag Dresden), der, von Eichendorffs Waldlyrik durch ein gleiches Maß intensiver Bewegtheit und brennender Gedanklichkeit unterschieden wie eben diese Zeit des Flugzeugs und der Relativitätstheorie von jener der Postkutsche und der Griechenbegeisterung, dennoch in seiner Naturbeseelung und in der frommen brüderlichen Hingabe an das „inselhafte Sein" mit Erde, Baum, Himmel und Tier im besten Sinne eichendorffisch, romantisch ist:

Tritt ein, der du verwandert bist und blind!
Wenn einst in Träumen laut war hohes Rufen
um Gott — : die Bäume sind zu ihm die Stufen.

Im Musarionverlag gab der gleiche Dichter unter dem Titel „Der feurige Busch“ (Musarionverlag München) eine Sammlung von Versen aus den Jahren 1912—1917. Vielfach noch im Banne der Städte und Fabriken, ihrer entpersönlichenden Atmosphäre, sind doch auch diese Gedichte immer schon irgendwie leise durchklungen von dem romantischen Drange des Ich, von der Sehnsucht, im All, in der Natur dies Ich einzubetten in den ewigen Fluß der Dinge:

In deiner Hand das welke Blatt
geborgen nun: wie das beglückt,
den ganzen Wald in Stille rückt,
Urwälder über diese Stadt . . .

„Nur diese Nacht noch Birke sein“,
aufschluchzt dein Mund:
nur diese Nacht noch bis zum Grund
des Bluts gekuscht und herzallein . . .

(Aus „Nach dem Ausflug“.)

Und in „Bäume im Fenster“ plötzlich dieser selige Ausbruch:

Ströme des Herzens haben heimgefunden,
und von den Augen stürzt der graue Flor.
Es ist noch Welt! Es ist noch Blaues in der Welt!
Ja, plötzlich fingen alle Bäume
und haben Sterne und den Mond im Samt der Säume.

Und dann wieder solche an Brentano gemahnende freudig gläubige Gewißheit wie in diesem:

Bis wir nichts als eine helle Mitte
brüderlicher Menschheit sind,
über uns und um uns Gottes Osterwind,
und ins Ewige nur zwei, drei Schritte.

Noch ist freilich dieses im Kohlenschacht und vor dem Hochofen hart gefolterten Gefühls Wortwerden erdenschwer und voller Not; aber leise schon klingt hier der fromme Psalm an, der dann in „Der Wald“ hymnisch braust und zart verklingt wie bei Hölderlin oder Novalis:

Gib dich willig hin dem grünen Meer!
Dieses Grün bewegt nur einmal dein Erheben
in ein höheres Entschweben
ohne Wiederkehr.

Expressionistische Lyrik? Ja und nein! Expressionistische Lyrik und was mehr ist: Romantisches Liedwerden, jenseits aller Programme und „ismen“ Q. e. d.

Herbert Saekel.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bock, Berlin NW 87, Elberfelderstr. 24a.
Verlag: Banas & Dette, Hannover. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Romantik

3. Jahr 1921 Heft 5/6

Der Dichter / Von Friedrich Schlegel

Der schwarze Mantel will sich dichter falten,
Die freundlichen Gespräche sind verschollen;
Wo allen Wesen tief Gesang entquollen,
Da muß die stumme Einsamkeit nun walten.

Es darf den großen Flug das Herz entfalten,
Und Phantasie nicht mehr der Täuschung zollen;
Was farbig prangt, muß bald ins Dunkle rollen,
Nur unsichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heilge Nacht, in deinen Schauern!
Es strahlt in dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führ ihn ins große All aus engen Mauern.

Er ist ins Innre der Natur gekommen
Und kann um irdschen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil schon die Binde ihm vom Haupt genommen.

Florette und Marietta / Legende von Friedrich Sebrecht

Florette war allein in dem abendkühlen Zimmer, dessen dunkle Täfelung auf ihr lastete. Sie ließ das Spiel einer silbernen Kette durch ihre Finger gleiten. Und harrte, daß sie gefaßter würde. Sie hörte auf das furchtbar stille Rauschen der Zeit. Ihr war, als ob die Uhr in ihr Herz hackte.

Und sie schauerte, wie die stumpfe Betrachtung der Kette sie zum Weltlichen zurücklenkte. Wie wollte sie gesammelt sein, wenn die Tore des Klosters sie empfangen würden und sie abmauerten gegen das Leben, das morgen Vergangenheit wäre.

Eine unendliche Angst war mit ihr im Zimmer. Hauch von Grabgewölbe wehte aus dem tieferen Winkel. Gewappnet sein! dachte sie jäh, schaute die silberne Kette, die ihr lieb war, und zerriß

Glied um Glied, und jedes, das ſie zerbrach, ſchmerzte in ihren zuckenden Fingern.
Sie kniete vor dem Muttergottesbild. Es ſtand ſtarr im weißen Mond. Keine Antwort kam von ihm.
Wie ſie zitterte! Wie würde ſie umkühlt ſein von trockenen, glatten, jahrtauſendalten Wänden! Würden ſie nicht zuſammenſtürzen über ihrer Jugend? Ketten legten ſich ſchnürend um ſie.
Über Mauern und durch Gitter ſprang ihre Sehnſucht, mitten in das kreiſende Leben hinein.
Sie fühlte noch den Druck ſeines Armes. Der ſie feurig getragen hatte durch blitzende Nächte. Im Frühlingsſchein. Überflutendes Tanzfeſt, ſchwirrende, anbrauſende Muſik von ferne, auch Geigen, leiſer und dunkler — irgendwo Glück! Wie ſie geglaubt hatte an die Unermeßlichkeit des Lebens:
Blumenwege, die in Täler münden. Und Berge bauten ſich auf, und tauſend neue Wege, die auf Höhen führten, und hinter jedem Horizonte breitete ſich hochgeblaut ein anderer Himmel, ſie zu bekränzen.
Einmal wäre ſie ſanfter geworden und gütiger. Mutterſchaft vielleicht hätte ihr Blut gezähmt. Dann gemeinſames Durchſchreiten vieler Kreiſe. — Aber jetzt wäre noch Wirbel geweſen! Noch tauſendſtimmig Ruf der Freude!
Und nun ganz leiſe werden ſollen, ohne Wünſche, nicht mehr ſchön ſein dürfen, nur lautloſe Schweſter, ſchattenhaft mild gleich den Bäumen am Kloſterweg.
Auch in ihr Verwandlung? Wie der Wein Blut des Herrn wird. So durch Marias Hilfe ſie vielleicht ſeine hingegebene Jüngerin? Ihr bangte vor den ſtummen Augen des Bildes.
Eine Glocke läutete fern. Sie fröſtelte. Unruh wehte in den Kerzen auf. Geſtalt fühlte ſie hinter ſich, und kühle Hand ſchien ſich in die ihrige zu legen.
Sie betete. Und jedes Wort entglitt ihr. War nicht ſchon aufkeimend Gedanke von Welt Treubruch am Geiſt dieſes gottergebenen Gelübdes?
Sie fand ſich plötzlich vor dem Spiegel. Ihr Haar umleuchtete ſie in quellender Blondheit. Ihr Leib war ſüß und ſchwer wie die Frucht eines Sommerbaumes: die warme Nacktheit ihres Körpers ſtrömte ihr zu mit berauſchender Gewalt.
Und ſie ſah in das Auge dem Tod, der vor ihr war. Hinter dem ſteinernen Verſchluß des Schwures würde ſie ſterben faſt. Niemals mehr ſein, die ſie war. An frühe Greiſenſchaft preisgeben alles, was ſie lebendig empfand. Wie ſie jetzt wußte die Angſt wilder, ſchöner Tiere, wenn ſie umgittert werden. Fern zerbrach

die hämmernde Totenglocke im Abend: Fieber überrann sie. Totengräber trugen ihren Leib. Es ist nicht leicht, sein offenes Grab zu wissen.
Abgerungen hatte sich Florette das Gelübde in der Umnachtung innersten Not. Nun war es ehernes Band geworden und ließ sie nicht frei. Er, dem sie gehört, hatte mit dem Tode gekämpft. Und der andere, der Dieb ihres Herzens, bestürmte sie, und sie fühlte von Stunde zu Stunde, wie der Widerstand ihrer Treue erschlaffte. Da wollte sie jede Rettung erfinden, sich und ihre müde Treue zu schützen.
Und sie sprach in sich hinein und erschrak vor dem Abgrund, daß sie seinen Tod hätte wünschen können. Starb er, so hatte ihr heimlicher Wunsch ihn getötet. Sie aber klammerte ihre Treue an ihn, der zwischen Dasein und Sterben schwebte.
Und sie betäubte ihr Bangen mit dem Schwur: Wenn er nicht genesen würde, dann erntete sie niemals aus seinem Sterben die Frucht des Lebens. Sie blieb treu. Denn sie band ihr eigenes Schicksal unlösbar an das seine.
So hoffte sie auf Gnade. Wenn er genas, dann würde sich das Verwirrte vielleicht in Friedlichkeit klären.
Und sie gab den Schwur, der sie schützen würde vor sich selbst. Gab ihn hin, ein verängstetes Kind, blind und matt.
Jedoch das Leben entschied gegen sie. Er starb.
Der Schwur beharrte. Und das Kloster wartete ihres fremden schönen Leibes, um ihn zu verbergen vor den Blicken des Lebens.

* * *

Es war um die gleiche Stunde. Marietta, still umdunkelt, kniete. Inbrünstig sich verströmend warf sie die Welt hinter sich. Mit befreiten Sinnen.
Ihr war vieles zertrümmert, und sie hatte Scherben zur Asche getan.
Früh war das Wesen des Heilands in sie gesenkt. Er war mit ihr in ihren Spielen gewesen, mit ihr im Traum ihres erwachenden Mädchentums. Sie erlebte ihn in einer unsagbaren Güte und fand so Geborgenheit vor allem Abspringenden und Jähen. Sie hatte Blumen gewunden um sein Bild und war lichte Wege bergauf gegangen.
Und hatte träumend des irdischen Mannes geharrt, — mit zartem Gehör für die Dinge; denn sie vermochte der leisesten Musik zu lauschen.
Sie hatte den Mann in sich gesehen, der die linden, starken Hände des Erlösers hatte. Er würde sie nehmen wie ein Kind und durch

die ſtaunende Welt führen. Weiche Worte hörte ſie, die wie das Klingen eines Brunnens waren am Abend. Und ſie hätte ſich gebeugt und angebetet. Eines Tages war er vor ihren Augen — ſie glaubte.

Er aber brauſte in ihren Frieden. Er hatte eine Stimme, die Liebe trug und die verſöhnte mit ſeinem Ungeſtüm. Sie erlitt ihn wie ein Naturgewitter. Sehnſüchtig bog ſie ſich nach dem Geſang ſeiner Stimme und ſeiner Augen. Er aber riß ſie in den Wirbel ſeiner ſtürmenden Jugend. Sie zitterte in ſüßen Schauern und vergaß auf Tage ſich ſelbſt.

Der Mann ging und ließ ſie zurück. Und als das Kind, das ihre Verlaſſenheit gebar, an dem erſten Blick in dieſe harte und ſtumme Welt hinſtarb, da kehrte Marietta in die Heimatgefilde ihrer erſten, kindhaften Liebe zurück.

Sie wandte ſich zu dem Geliebten am Kreuze, wie eine Braut nach raſch bereuter Untreue ſich wiederfindet, ſtammelnden Herzens, flehend und furchtſam.

Und immer angſtvoller bebte ſie, daß Chriſtus ihr ſchweigen könnte. Immer feuriger umſchlang ihre Seele ſeine heilige Ferne.

Da nahm ſie ſich den letzten Mut und ſprach: „Geliebter, ich komme. Dennoch, tauſendmal verſtoßen, dennoch! Tauſendmal komme ich, aus meiner Wüſte zu dir!“ Und ſie ging hin, ſteilen Schrittes, blind gegen die Menſchen, die ſie mit unheimlich bohrenden Blicken verfolgten.

Der Kloſterweg war ihr ſteinig, das Tor feſt und ſtreng. Sie wollte anklopfen. Aber ſie konnte es nicht. Die Hand, die ſie anhob, fiel zurück. Ihre Finger erſtarrten. Da zog es ſie nieder und ſie ſtürzte in den Strom ihres Menſchenleides.

* * *

Florette, in unſägliches Harren verbannt, wurde um Mitternacht von jähem Trotz gepackt. Sie warf ſich in ein tiefes Purpurkleid, ließ ihr Haar über die Schultern fallen, entflammte viel Licht, das ſie übergoß, und gab ſich einem wirbelnden Tanz preis.

Dann erſtarrte ſie.

Löſchte alle Lampen. Nacht ließ ſie in ſich münden. In bitterer Ohnmacht blickte ſie Stunde um Stunde nach Oſten, ob ein hellerer Rand in die Finſternis drängte.

Langſam gefoltert zählte ſie Glockenſchläge. Sie ahnte Gericht. Arme aus Stein reckten ſich nach ihr. Dunkles Tor drehte. Umringende Mauern kerkerten ſie härter, daß ſie der Atem verließ. Sie ſah das Haupt von Mördern fallen.

Und Gebirge legten sich auf ihren Traum. Sie mußte wuchtende Felsen ertragen. Gott war grausam. Gedanke an Meineid klirrte. Gelübde werden nicht zerbrochen, anklagte eine Stimme aus dem Meer der Nacht. Wie war sie gestraft! Und ohne Schuld. Sie weinte im Schlaf.

Der Morgen war jäh da. Grell und feindlich. Eine schwere Wolkenwand drohte Einsturz in den blauen sich lichtenden Himmel. Florette machte sich auf, setzte nach einem müden Takte Fuß vor Fuß und ging, gefesselt, willenlos, dem Kloster zu. Aber keine Erschütterung wollte sie mehr hemmen. Ihr Blut war dünner geworden wie die Luft um sie. Das Leben ermattete und verlor seinen Umriß.

Sie fühlte, wie hohe Wege in Täler des Todes münden. Die Glocke des Klosters lockte unaufhörlich. Der Frühling um sie schien durch buntes Glas gesehen und dämmerte in wachsgelbem Scheine. Die Sonne verfinsterte sich.

Da am Wege traf sie auf Marietta, die hilflos erschöpft lag. Florette wollte mit einem guten Worte beginnen. Sie beugte sich zu ihr. So auch entrückte sich ihr die Nähe des Klosters. Und sie kniete neben ihr, die sie nicht kannte.

Und die Frauen sahen das fremde Leid in der anderen Augen und fragten einander. Der Frühling erhob sich geflügelter. Die Wolkenwand löste sich und zerstob. Die Frauen beichteten, jede in der anderen Seele.

Und die beiden, die Schlüssel fanden in der anderen Wesen, klagten sich an, daß ihre Wunden brannten, und so sehr sie einander entgegenlitten, erkannten sie doch, wie ein gemeinsamer Schmerz sie umschließe. Und staunten jäh, daß der Bruch im Leben der einen sich seltsam füge in den der anderen.

Wie sie aber so in wunderbarem Erkennen aufblühten und kein Wort hatten, das Namenlose zu nennen, teilten sich die Zweige eines glühenden Rosenbusches und öffneten sich gleitend vor einem Manne, dessen Gesicht von uralten Runen gekreuzt war und dennoch jung schien. Der Wanderpilger aber hatte ein Lächeln, das umfing die beiden Frauen und führte ihren Schmerz in eine festere Bucht.

Marietta blickte zu ihm empor, als ob die Ahnung ihres Lebens sich unsagbar erfülle. Er nahm Marietta bei der Hand und sprach — eine Geige schien leise über dem Rosenbusch zu singen: „Diese hier wird treu sein wollen!“ Und gegen Florette: „Sie wird dein Gelübde einlösen.“ Dann erhob sich seine Stimme und war ein starker Frühlingswind: „Nicht du und du, sondern der Mensch löst

ſich ein vor Gott. Ihr ſeid eines und alles. Und eine Gewalt iſt in ihr wie in dir."
Und er neigte ſich zu Florette, umfloß ihre Geſtalt, die aufſtrahlte in ſeinem Auge und ſagte: „Du — wirſt dorthin blicken müſſen. In einem anderen Lande dämmert deine Erlöſung. Sei treu der Stimme, die in deinem Blute ſprach!" Und ſeine Hand richtete ſich ſteil und wies abwärts in die Richtung der mittäglich flammenden Stadt. Muſik ſchwebte auf. Die Berge blühten.
Und dann ganz tief, daß es kaum gehört ward: „Beide geht ihr ein in die Schönheit Gottes."
Zu Marietta aber: „Komm mit mir!" Er ſelbſt führte ſie in das ſchmale Tor des Kloſters, das aufſprang vor dem Wink ſeiner mild gebogenen Hand.
Florette ſchaute zurück.
Das Kloſter, gebettet in einen Traum ſich neigender Bäume, ſchien unverwandelt, ewig ſich gleich, als die Flügel der Tür hinter ihm und Marietta zuſammenſchlugen wie dichtes Gezweig. Stumm lag es — ſelige Inſel.
Die Kloſterglocke ſang: Güte!
Florette begriff das Wunder ihrer Löſung noch nicht. Sie ſchaute. Dann ſprang ſie auf, eine Befreite. Der Boden ſchnellte ihre tanzenden Schritte. Sie ſchwebte talwärts. Dem tauſendfachen Leben zu.

Die Welt / Von Guſtav Sack †

Aus eins ward zwei, dann ſtrichen wir die zwei
und ſchrieben: wahrlich! es iſt eine Welt,
die in ſich Stoff und Geiſt zuſammenhält,
und auch kein Pfaffe bricht ſie mehr entzwei.

Dann aber: es iſt alles Bilderei,
was ſich ſo bunt vor unſre Sinne ſtellt,
ein X, von dem niemals der Schleier fällt,
ja unſre Sinne ſelbſt ſind Malerei,

die Welt, das Ding, die Folge, Zeit und Raum
alles ein ſchwerer, rätſelwirrer Traum.
Und heute ſchreit man laut auf allen Gaſſen:

nein, ſie iſt da, iſt harte Wirklichkeit — —
fortrollt die Welt im wilden Strom der Zeit,
wir rollen mit und können ſie nicht faſſen.

Das Purpurlied / Von Gustav Sack†

Und da wir zum siebenten Male hinausgingen und auf einem Hügel standen, der dort frei aus der Ebene ragt, fiel schon die Sonne steil zum Horizont und schickte sich an, unter den Mittelpunkt des sie umgebenden hellen Scheines zu gleiten; des Scheines, dessen oberer und seitlicher Rand, ma chère, in zarteren Rosafarben schimmert als der erste Gedanke einer neuen Liebe, der sich auf Ihre Wangen malt, während sein der Erde zugewandter Teil in goldbraunen Tinten schwimmt, die sogar den Schimmer Ihres unvergleichlichen Haares an samtener Sättigung übertreffen.

Aber gelassen durchsinkt die Sterbende den farbig umrandeten Schein; vom frühen Nachmittage an hat er sie getragen, nun aber, wenn sie als gewaltige, doch schon nicht mehr leuchtende Scheibe von einem tiefen Orangerot in die dem Horizonte auflagernde Nebelbank einsinkt, zieht sich dieser vorher noch einmal hell aufschimmernde und sich breit Ausdehnende in ein gelblich glänzendes Oval zusammen und schwebt so gleich einem Sarge, o ma chère, aus dem die Leiche fiel, verlassen und einsam über der Gruft, in die jene versank.

Nun sehen Sie, nun lauschen Sie — nun wird es klingen! Nun gelangen die Trauerlieder, die der Himmel anstimmt, an Ihr Ohr! Hören Sie, wie aus der Nebelbank Ton auf Ton auf goldenen Stufen emporsteigt? Das ist kein schwarzer Mönchs-Raben-Grabgesang, das ist ein gemessen schreitendes, goldgeschichtetes Lied, das sich gelassen und wuchtig vertieft zu einem brausenden Rot, das von Stufe zu Stufe steigt, um gehalten auszuklingen in der weißblauen Wölbung der Abendkuppel.

Aber Sie hören schon das Lied, das die Erde singt? Sie wenden sich und hören den tiefblaugrauen Streifen, Sie lauschen dem Schattenlied, das die Erde klagend an den Osthimmel wirft? Und hören Sie nicht — o wenn Sie lauschen wollten! —, wie die Gegendämmerung hellrosenrot aus dem Schattenliede der Erde aufsteigt, und jetzt, jetzt mit schnellen rosenfarbigen Fingern in den Himmel greifend tönt? Hörte je einen solchen Ton Ihr kleines Ohr?

Aber Sie wenden sich wieder? Sie haben schon das rauschende Leuchten im Westen gehört? Ihre märchenschönen Augen weiten sich, um das rote Brausen zu trinken? Ihre stolzen Brüste dehnen sich — knistert nicht die Seide über ihnen? Ihr ranker Leib reckt sich — umschwebt mich da nicht ein Duft wie von blühenden Tamarinden? Oder ist es nicht der blühender Edelkastanien? O

ma chère, der Sarg, der weiße Sarg, aus dem die Sonne fiel! Hören Sie denn, hören Sie denn nicht die süße Mollserenade seines weißen hellen Gelbs? Wird es nicht um einen Hauch dunkler? Wie ein Primelngelb? Empfinden Sie denn nicht — o öffnen Sie Ihre Augen weit! —, wie die Luft erfüllt ist wie von dem Sammetduft eines Primelnstraußes? Sehen Sie, in das goldene Stufenlied sind rauschende Orgeltöne gedrungen! Hören Sie, flammend rot steigen sie über die langgestreckten Stufen! Sehen Sie, aus dem dämonischen Ockergelb quillen sie hoch, aus der gelben glümmenden Schicht, die gleich zusammengeschweißten Gewittern über dem bräunlich schwälenden Dunst des Horizontes lagert! Hören Sie die gebändigten Donner? Sehen Sie die gefesselten Blitze? O ma chère, ma chère, Ihr Atem stockt und zwischen Ihre junonischen Brauen hat ein Blitz eine zürnende Falte geschlagen!
Aber glätten Sie Ihre kleine Stirne getrost —: Sehen Sie nicht die Antistrophe? Sehen Sie den herben meergrünen Streifen, wie er widerstreitet dem rauschenden warmen Rot und dieses und die gebändigten Donner zugleich abschließt von dem weißen klagenden Dämmerungsschein, der über dem ganzen Westen liegt? Hören Sie das Alles zueins und fühlen Sie auch, wie die rosenfarbige Gegendämmerung nach ihrem letzten lauten Aufleuchten in einem schwachen blassen Violett leise schnell verklingt, nachdem schon der Erdschatten in dem Getöse der düster heraufrollenden Nacht versunken war?
Still! Hörten Sie den ersten Fanfarenklang? Sehen Sie, wie er dort oben hoch hoch im hellen Blau, hoch über den Stufen des Goldliedes und über den Orgeltönen, die wuchtig über sie schreiten, auf roten Wogen heranschwimmt? Sehen Sie, hören Sie den kommenden — Purpur aus ihm? Oh! nun wird die knisternde Seide über Ihren stolzen Brüsten reißen! Nun werden Ihnen Schauer auf Schauer über den göttlichen Schwung Ihres marmornen Nackens rinnen! Das Purpurlied! Oh! meine Göttliche, das Purpurlied! Sehen Sie, wie es sich leuchtend und unter brausenden Fanfaren niedersenkt? Auf den Sarg, aus welchem die Sonne fiel! Oder fuhr vielleicht die brausende Flamme aus dem Sarg hervor? Der Sarg brennt! Der Sarg sinkt donnernd hinab hinter den Stufen des Goldlieds und ihren tobenden Orgelklängen! Und aus seinen klaffenden Spalten fährt nicht das Feuer in roten Fetzen hervor? Und wandelt das goldne Gelb in glühendes Orange, das Orange in heißes Zinnoberrot und das Rot in düster karmoisinrote Glut! Die flammt und schleudert ihre zischende Lohe heulend hoch — der Himmel brennt! —

Im Einschlafen / Von Ernst Ludwig Schellenberg

Vor den geschloßnen Lidern schwarze Dünen.
Ich überschreite sie. Das hohle Licht
der Wogen flackt. Ein glattes Segel wächst,
schwebend und hoch. Das Boot der Träume landet — —

Im hohen Walde / Von Friedrich Max Roeber

Der hohe dichte Wald schlägt seine dunkeln Wipfel über mir zusammen. Geheimnisvolles Rauschen umgibt mich. Aus allen Zweigen und Blättern raunt es. Ein sanfter Windhauch löst die unzähligen unsichtbaren Äolsharfen in der Natur. Träumend schreite ich aufwärts und bin ganz voll von freien unbeengten Gefühl. Kleine Käfer umschwirren mich und erzählen mir von ihrem Glücke. Kein lauter Ton ist hier zu hören. Die Stadt liegt weit unten im Tale und ist mir durch den Wald verborgen. Einen Augenblick ruhe ich auf einem einsam liegenden Nagelfluhfelsen aus. Mein Atem geht erst schwer, dann immer leichter, bis ich ihn kaum noch spüre. Aus der Ferne schallt ein Gesang von Kindern herüber und wird immer leiser, bis er verstummt. Irgendwo in der Nähe plätschert eine muntere Quelle und lockt mich an. Ich horche ihr zu. Langsam suche ich sie, bis ich sie gefunden habe. Mit beiden Händen schöpfe ich das klare frische Bergwasser und trinke es. Immerzu plaudert die Quelle mit heller Stimme. Ihr Murmeln hält Zwiegespräch mit den säuselnden Bäumen. Eine grüne Eidechse flieht erschrocken vor mir in ein Loch hinein. Ich bleibe reglos. Nach einiger Zeit steckt sie wieder den kleinen Krokodilskopf heraus und züngelt lebhaft. Ich schaue ihr zu. Halb im Traume. Sie kommt ganz aus dem Loch heraus und legt den schillernden Körper in die Sonne. Ich erhebe mich. Aufmerksam schaut mir das kleine Tierchen zu. Es hat seine Scheu verloren. Leise taste ich weiter um es nicht unnötig zu beunruhigen. Bei einer Wegbiegung schaue ich nochmals zurück. Das Eidechslein liegt noch immer am gleichen Fleck. Die dunklen Äuglein glänzen zu mir hinauf. Es ist Mittag. Die Sonne brennt heiß herab. Hier im Walde ist es angenehm kühl. Auf meinem einsamen Wege begegnet mir niemand. Und dieses Alleinsein mit der Natur löst tausend Gedanken in mir aus. Sie kommen, verweilen einen Augenblick, entschwinden wieder. Nichts kann sie halten. Ich vergesse sie wieder bald. Die Sonnenstrahlen winden sich durch das Laub. Sie erscheinen mir wie tanzende Elfen. Ich versuche sie zu haschen. Wie ich sie gefaßt glaube, sind

ſie wieder entſchwunden. Eine freie Lichtung breitet ſich aus vor mir. Ich lege mich ins weiche Gras und ſchaue in die blaue Luft empor. Die Sonne blendet, daß ich meine Augen ſchließen muß. Ich ſpüre, wie ich im Gefühl der Natur verſinke. Immer tiefer. Mein Empfinden iſt unbeſtimmt. Nur ein Gefühl iſt deutlich in mir: Weit weg von der Welt zu ſein, für mich allein. Tauſend Bilder ziehen an mir vorbei. Ein Kommen und Gehen. Vergeſſen. So liege ich zwiſchen Schlafen und Wachen und denke an nichts. Laſſe die Phantaſie willkürlich ſchalten und wallten. Eine Erinnerung naht ſich mir ganz leiſe. Eine Ahnung, daß ich hier ſchon einmal lag, wie jetzt. Da kam eine Waldfee zu mir und erzählte mir alte Sagen und Märchen, die vergeſſen waren. Ihr leiſer Atem glitt über mich hin. Ich ſchaute ſie unverwandt an. Sie hatte große tiefe blaue Augen. Das lange Haar wallte bis auf den Boden herab. Schneeweißes Tuch hüllte ihren Körper ein. Die Füße waren frei. Ebenſo ihre Arme bis an die Schultern. Wie ich ſo den Erzählungen ſtill lauſchte, wurde mir immer wohler in der Seele.

Es war unverſehens Abend und Nacht geworden. Noch immer lauſchte ich der Waldfee. Glühwürmchen tanzten um uns herum und leuchteten auf und erlöſchten. Die Bäume hoben ſich als Silhouetten vom hellen Nachthimmel ab. Tauſend Sterne erglänzten über uns. Die Fee ſchwieg. Lange blieben wir ſtumm nebeneinander liegen. Ein helles Glöcklein erklang in der Nacht. Raſch erhob ſich die Fee, küßte mich und ſchritt über die Lichtung davon. Sie löſte ſich in weiche Schleier auf, die langſam verflatterten. Ich blieb noch lange liegen und ſchlief ein. —

Dies alles fiel mir jetzt ein. Es muß lange her ſein, da dies geſchah. Ich ſpähte umher. Es kann möglich ſein, daß die Waldfee nochmals zu mir kommt. Aber nichts erſcheint. Die Sonne brennt heiß herab. Jetzt möchte ich Flügel haben und in ein fernes ſchönes Märchenland fliegen. Ich möchte ein verzaubertes Prinzeßlein erlöſen als ſchöner junger Prinz. Vor meinen Gedanken ſchaukelt ein großes weißes Marmorſchloß mit vielen Türmen und Zinnen, das mein gehört. Es liegt an einem endloſen blauen Meer. Zypreſſen umrahmen es. Weiße Schwäne ſegeln ſtolz im Waſſer herum. Ich will eine Gondel beſteigen, um ins Meer hinauszufahren, wunſchlos. — Da ſind die Gedanken und Träume fort. Die Welt ruft. Ich muß den Berg wieder herab. Glücklich und ſtill ſchreite ich bergab und fühle mich ſo wohl, ſo frei, und tauſend ſüße Harfen erklingen in meiner Seele, von der niemand etwas weiß als ich. Und immer wieder lauſche ich in ſtillen Stunden dem Seelengeſang der Harfen und träume mein Leben zum Traume.

Kinderſpielplatz / Sizilliane von Fritz Alfred Zimmer

Es iſt nur eine kleine graue Halde
Mit Schurf und Schutt abſeits am Vorſtadtſaum;
Doch ſchimmert wie aus einem Feenwalde
Zu ihr ein wunderbunter Blütentraum
Von Glück und Luſt und baut auf karger Halde
Ein Kinderkönigreich. Im Rotdornbaum
Singt noch der Märchenvogel ſeine alte
Weltferne Weiſe. Goldkind tanzt im Raum.

Wiegenlied / Von Clemens Brentano

Singet leiſe, leiſe, leiſe,
Singt ein flüſternd Wiegenlied
Von dem Monde lernt die Weiſe,
Der ſo ſtill am Himmel zieht . . .

Singt ein Lied ſo ſüß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieſeln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüſtern, rieſeln.

Die Prinzeſſin / Von Leo Sternberg

Ich bin nicht allein — wie ihr immer tadelt. Ihr ſagt mir ja ſelbſt, daß ich keinen anſähe, wenn ich durch die Straßen ginge, ſondern das Geſicht von dem tief in die Stirn gezogenen Hut beſchattet, vertraulich auf jemand einzuſprechen ſchiene. Daß ich eben ſtehen bliebe. Dann einen eifrigen Sprungſchritt machte, als ob ich mich beeilte, jemand einzuholen, der mich an ſeine Seite winkt. Daß ich hernach in Ratsherrngemeſſenheit überginge. Manchmal die Achſel zuckte. Der leeren Luft wie bravoſagend einen Fauſtknuff gäbe. Ja ſogar, daß ihr mich im Nebenzimmer für mich hinſprechen hörtet. Wie könnt ihr alſo annehmen, daß ich allein ſei?
Ich bin nie ohne Geſellſchaft. Ich gehe immer inmitten einer Schar von Begleitern, in bunter Unterhaltung. Das Gewoge der Geſtalten, durchrankt und überzweigt von Geberden, umringt mich vielköpfig bewegt auf Schritt und Tritt. Wir ſind ein Bund von unzertrennlichen Gefährten.
Freilich bin ich der einzig ſichtbare. Denn die andern gehen, nur

mir wahrnehmbar, in Tarnkappen: luftgleiche Schatten. Doch darauf kommt nichts an. Es beruht nur auf Verabredung; und wir können das Spiel jederzeit so wenden, daß ich mich als Schatten unter die Schatten mische und einer von ihnen die körperliche Führung übernimmt. Nur dürfen es nie zwei zugleich sein.
So unterhielt ich mich einmal mit dem Schatten der schlanken Prinzessin, die der Schar meiner Begleiter, euch unsichtbar, schon lange angehört. Unsere Arme auf dem Rücken verschränkt, gingen wir plaudernd in dem Raume auf und ab; und während sich die Gruppen der andern sitzend, stehend im Hintergrunde verloren, sagte sie, in immer längeren, gleichsam zärtlichen Schritten ruhend: mich ohne die übrigen ganz allein für sich zu haben, sei ihr so lieb, wie nichts auf der Welt. Wenn ich den Franziskaner oder den Kapitän oder die Griechin ins Gespräch zöge, gehörte ich ihr nur zur Hälfte. Deshalb möchte sie in diesem, ihr einmal geschenkten Augenblick denn auch das ganze Einssein empfinden und gleich mir Körperlichkeit annehmen.
Sie drang mit so heißem, werbendem Eifer in mich, daß ich sie in einem, in rascher Hingerissenheit nur die Zähne treffenden Kuß rückwärtsbog und ihr die Tarnkappe dabei vom Haupte herabzog.
In demselben Augenblick aber, wo sie körperlich vor mir steht, geht die Türe auf — und hereinjubelt mein Mädchen, das meiner Gefolgschaft das Bild der Prinzessin eingereiht hat. Ich nehme sofort ihre Hand und führe sie heran, mit einem Griffe, der alle ihre Regungen niederhalten soll, bis sie meine Prinzessin betrachtet hat. Und sie betrachtet sie in verschämter Verzückung und hört mit unsicherem Lächeln an, wie ich ihr das eigene Wesen an ihrem Gegenüber erkläre. Dann schaut sie mir ernst in die Augen: „Was du alles in mich hineinsiehst, du lieber Träumer!"
Nachdem ich ihre Hand losgelassen hatte, zogen mich ihre tausend Ideen mit ihr zur Türe hinaus.
An die Prinzessin hatten wir längst vergessen.
Die aber nahm die Tarnkappe wieder aufs Haar und folgte uns.
„Sollte ich Gestalt bleiben, um wie ein gemeißeltes Schauwerk zu sein, das besehen und betastet, aus dem Kreis seines Denkens und Träumens ausscheidet?" sagte sie zu sich. „Nur die schemenhaft vor ihm her Schwebende webt er in Liebe und Leben."
Und es schritt mir ein Mädchen zur Seite, als ich hinwegging, und eine Prinzessin, als ich zurückkam. Und doch waren beide dasselbe.

* * *

Einkehr / Von Walter Vogel

Ich gehe zu dir, Gott,
Von deinem Licht erfüllt,
Von deiner Lieb und Gnad
So milde eingehüllt.

Ich schreite durch die Welt
So aufrecht und so still.
O Gott — wie's dir gefällt,
Auch meine Seele will!

Verzückung / Von Werner Schumann

Noch eben fingen meine Augen ihren letzten Gruß.
Ein Gold, uns nicht verwandt, summt leiser in den Adern
der großen Sehnsucht. Es ist der Sonne abendliches Blut,
die stille Resonanz in meerestiefen Kandelabern.

Da sehn die Blüten in mich, feierlich wie Traumgesichte
und sehen frömmer als der frömmste Hain.
Aus blauen Büschen tänzeln stumme, lichte
Elfenwesen, um ihren Leib in Demut Ihm zu weihn.

Und irgendwo, in eines Berges Kuppel, schlägt eine Sonatine an.
Auf roten Pfaden naht sie sich der Welt.
Ich fühle stürmisch, daß ich wieder beten kann.
Ich singe dankbar den, der mich erhält.

Märchen in Blau / Von Herbert Saekel

Dies kam so rasch. Hoch, mattblau, von zittrigem Sonnengleißen überwoben, von weißen Wölkchen, unstät wie irrende Gedanken, dann und wann überzogen, wölbte der Himmel. Auf einmal aber war Drohung da. Kränkliches Gelb, von irgendeiner grau-schwarz-blauen Unfaßbarkeit durchwoben. Schatten der Dinge wurden schwer, Vogelflug unsicher und voller Furcht vor der Weite ... Dies währte Minuten nur, dann begab sich in jäh überstürztem Vollzug: Gewitter. Schwärze überzog den Himmel, stürzte mit bleigrauer Wut entfesselter Ströme nieder, auf Baumwipfel, Dächer, Landstraße. Blitz grellte für Sekunden, daß noch abgründiger danach Dunkel; kleine Lichtung, aufreißend silbergrau in alles überspannender Schwärze, ertrank in donnerbegleitetem Anprall nächtlich finsterer Wolkengeballtheit. Dunkel drang, alles erstickend, in Augen, Ohren, Kehle — — —

Und wieder wie einem jähen Zauberwort gehorchend: war in weniger denn eines Atemzugs Dauer Finsternis fortgewischt, Flutensturz beendet, neu mit Eigenfarbe begnadet jedes Ding. Unter einem Himmel, der jetzt unsagbar zartes Perlmuttergrau war und stilles Weiß. Dahinter aber, nicht sichtbar und doch jedem Nerv fühlbar, irgendein versöhnlich sanftes Blau war, den grauen Schleier mit verklärtem Glanz durchwirkend, der nun süß auf alle Dinge sich legte. Weiße Mauer der alten Mühle war von mattblauen Schatten umdämmert, traumhaft zwischen Rot und Blau irrisierend umschwebte leise Gloriole Ziegelgefüge des Burgtores, hinter Bäumen halb versteckt, die schwerblaues Geäder trugen im Grün der Blätter, war Spiegel des Burggrabens nicht mehr Wasser: beweglich, tief, farblos, sondern wirklich: Spiegel. Feste Masse, Oberfläche, langsam in der Entfernung ansteigende Ebene von undurchsichtigem Weißgrün, die in sich auffog und gleißend wieder aus sich warf weiches, verklärtes Blau. Die Luft selbst schien greifbare Gestalt angenommen zu haben, war erfüllt von irgendeiner leise vibrierenden, leuchtenden, von Violett bis in Schwarzblau schillernden Substanz.

Auf dem Wege aber, umflossen von diesem Schimmer, kam ein Mädchen einhergeschritten. Das weiße Kleid ein seidig zitterndes Capriccio von unzähligen blauen Lichtwirbeln, ein bei jedem Schritte wechselndes Spiel: bald, im Schatten der Bäume, von unheimlich düsterer Bewegtheit, bald, ihm entrückt, von spielerisch lichter Armut. Darüber aber, in ruhevoller Harmonie, wie eine Gemme in türkisblauen Stein geschnitten, ein Kopf von edelster Haltung und madonnenhaft mildem Blond, wundersam umflossen von bläulicher Gloriole . . .

Trat Genovefa aus der frommen Verhülltheit der Sage heraus unter die Menschen? Fiel Gottes Lächeln auf sie nieder, ein gütiges Wunder, weil sie so sehr erschrocken vor dem gutmütigen Poltern seiner Stimme? Märchen, Wunder — da wir Kinder waren, glaubten wir an sie. Sind wir so arm geworden, daß wir es nicht mehr können?

Sterbend noch ... / Von Hans Franck

Heut kann der Tag nicht sterben.
Längst küßte ihn der Tod.
Er aber überschüttet
aus seinem Blut den Himmel
mit Abendrot.

Die Nacht, des Wartens müde,
pocht bei der Erde an.
Die öffnet ihre Tiefen,
und allverschlingend wogt es
aus Tal und Tann.

Schon ist der Wald ertrunken
in den Nebelseen.
Doch sterbend noch entzündet
der Tag das erste Sternlein
in Himmelshöhn.

Russische Romantik / Von Lou Andreas-Salomé

— — Gib ihn nicht fort aus deiner Seele, — ihn, den Allbewohner, den Nomaden, Kind du deiner weiten Heimat.
Auf wie kleinerem Fleck die Hütte dir auch steh, wie unerreichlich das „Weißsteinerne", das „Mütterchen" sich auferbaue, wie fernab die Wolga sich verströme, oder sich die Steppe dehne, oder sich Gebirge türme: Nähe seien alle Fernen, alle Weiten.
Wuchsen Grenzen deinem Land, so bleibe deine Seele ihnen doch entwachsen: „Heimat!" sage sie darüber hin, bis alles du beherbergst in dir selbst und es dir aller Wesen Wärme einverleibt.
Bis daß auch ineinanderwuchsen diese Zwei, die, sich befehdend in des Menschen Enge, dennoch bruder-eins geboren sind: Der da sich selber lebt und der da lebt dem Andern.

Das Vertrauen / Von Helmut Burkert

Menschen gehen schweigend durch die Gassen
Dunkler Städte, die nach Morgen schauen.
Hinter Fenstern stehen müde Frauen,
Die sich an die Stirne fassen.

Und sie halten hoch zu Horizonten
Ihre Kinder aus der Armut Händen,
Daß die selig Übersonnten
Weg aus engen Mauern fänden. —

Einsam spiegelt aus dem Nächtlichgrauen
Eines Sterns irrgoldenes Erleuchten . . .
Leise betet das Vertrauen,
Dessen Augen sich befeuchten. —

Julius Caesar Vanini / Ein philoſophiſches Gedicht von Ernſt Bergmann

(2. Akt, 3. Szene.)

Zimmer in der Rue des Moulins in Toulouſe

Julius Caeſar Vanini iſt ein italieniſcher Naturphiloſoph, der 1619 in Toulouſe, wo er ſich unter dem Namen Pompei Uſiglio verborgen hielt, verhaftet und als Atheiſt verbrannt wurde. Er ſchrieb „Amphitheater aeternae providentiae“ Lyon 1615 und „De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arconis“ Lyon 1616 und lehrte eine pantheiſtiſche Naturreligion. Die Dichtung ſchildert ſeine Lehre auf dem Hintergrund der Zeit, ſeine Gefangennahme und Verurteilung, den Kampf ſeiner Anhängerſchaft mit der Geiſtlichkeit und ſeinen Untergang.

Pompeio auf einem Lager mit weißen Linnen, auf das der Mond ſcheint. Baro am Tiſch, leſend bei Kerzenſchein.

Baro: Wie tief iſt das Schweigen der Toten! Jahre gehen hin, und ſie reden kein Wort. Unſere Liebe häuft Blumen auf ihr Grab. Sie aber antworten nicht. Sie ſagen uns keinen Gruß, kein armes Zeichen ihrer Liebe.

Wer vermag es auszudenken, wie ſtill ein Toter ſein kann! Unſer Denken geht immer um ihn her, bei Tag und bei Nacht, — Jahre. Aber er kennt uns nicht. Der Wind rauſcht in den Zweigen, die ſein Grab beſchatten; aber der Geiſt des Toten rauſcht nicht.

Er dankt uns nicht, wenn wir kommen, ſein Grab zu ſchmücken. Er ſagt uns nicht Lebewohl, wenn wir gehn. Er lächelt nicht, wenn die Sonne auf ſeinen Hügel ſcheint. Und wenn eine Träne in den Efeu fällt, es rührt ihn nicht.

Immer iſt er ſtill, immer ſchweigt es um ihn. Dieſes Schweigen dringt in unſer Herz und macht es zerbröckeln vor Weh. Durch einen Schleier von Tränen ſchaut unſer Auge die Welt, in der zu leben uns noch beſtimmt iſt.

Pomp.: Das iſt ein trübes Kapitel, das du da aufgeſchlagen haſt, Baro. Von wem iſt das Buch?

Baro: Es iſt ein Manuſkript von Uſiglio.

Pomp.: Ein Manuſkript von Uſiglio? Ich kann mich nicht beſinnen, daß ich das ſchrieb. Wann ſchrieb ich das, Baro? Steht es nicht in dem Buch?

Baro: Im September 1616, nach einem Beſuch in den Katakomben von St. Goud.

Pomp.: — — — in den Katakomben von St. Goud!

Baro (leſend): Es begleitet uns in unſere Träume, dieſes Schweigen der Toten — — —

Pomp.: Trübe Töne, Baro; trüb wie das Mondlicht, das durch die Vorhänge fließt, trüb wie dieſe Stunde! — Wie lange noch,

Baro, wie lange noch dieſes Schweigen, dieſes Harren und Stilleſein! Es macht mir krank meine Seele und müd und dunkel mein Herz. Es zerſtört mir meine Kraft und bricht mir die Hoffnung und allen Glauben.

Baro: Der Strom iſt bewacht, Sie müſſen ſich gedulden.

Pomp.: Gedulden! Hat die Menſchheit Zeit, ſich zu gedulden? Ihr Weg iſt unendlich, und ich ſoll mich gedulden! — Die Tage gehen hin, nutzlos, endlos. Wo ſind meine Bücher, meine Papiere, Baro? Ich ließ den Grafen drum bitten. Will man mich hier aushungern? Will man meinen Geiſt vertrocknen laſſen im Nichtstun, wie einen Quell in der Wüſte?

Baro: Der Graf iſt verreiſt.

Pomp.: Und die andern alle? Wo ſind die Savignacs? die De Pins, die Montouts? Was tun ſie? Was treiben ſie? Kümmert ſich keiner um mich?

Baro: Sie ſuchen Vanini.

Pomp.: Sie ſuchen Vanini, ach! — So, ſo, ſie ſuchen Vanini. Und an mich denken ſie nicht, weil ich ein Abtrünniger bin und ihnen ihr Götzenbild zerſtören wollte. So, ſo, ſie ſuchen Vanini. Dann freilich haben ſie viel zu tun, dann können ſie nicht an mich denken. Denn es iſt ſchwer, Vanini zu finden, den Vanini, den ſie ſuchen. — — Sie ſuchen Vanini! — — Und Fontanier? Sucht er auch Vanini?

Baro: Der Graf hat verboten, daß er zu Ihnen kommt, um Aufſehen zu vermeiden. Sie müſſen warten.

Pomp.: Warten, das werd ich ja lernen, ich Gefangener in dieſer Öde. Warten, warten — ſitzen den Tag über und hinausſtarren, wie die welken Blätter die Garonne hinuntertreiben, langſam und träg wie unerfüllte Hoffnungen, wie müd gewordene Träume auf dem Strome des Lebens. Auch dieſer Sommer ſtarb. — Und zuſammenzucken, wenn nachts in der Rue des Moulins Verliebte flüſtern.

Baro: Sie ſind hier ſicher.

Pomp.: Wenn ich allein bin, dann höre ich in der Stadt die Schritte derer, die mich ſuchen. Ich höre ſie immer, den Tag über und in der Stille des Abends. Ich höre ſie nachts an den Häuſern ſchallen. Sie gehn durch alle Gaſſen, ſie lauſchen an jeder Tür. Eines Tages werden ſie die meine finden. Sie kommen die Treppe hinauf, ich höre ſie flüſtern, — Waffen klirren — — (Baro ſchaut ſich um.) Warum ſiehſt du nach der Tür, Baro? Es iſt noch nicht Zeit. — Mir iſt, als ſuchte mich ganz Toulouſe. Ich aber ſitze verborgen am Grunde dieſer Stadt, als wäre ich ihre Seele. Jede Blutwelle ſpüre ich, die durch ihre Adern kreiſt, jede Zuckung

ihres Leibes. Ich habe mein Gewissen überall, in den menschenreichen Gassen und in den Geheimzimmern der Inquisition, auf den lauten Märkten wie in den Kammern der Liebenden. Nichts geht vor in dieser Stadt, was mein Geist nicht empfände. Ich weiß alles, ich fühle alles, ich sehe alles. Ich sehe die Räte des Parlaments. Sie gehen über die Place du Salin. „Er ist noch nicht gefunden, dieser Usiglio," spricht der eine. „Aber er ist noch in der Stadt," erwidert der andere, und stößt mit dem Stock aufs Pflaster. „Irgendwo hält er sich verborgen, er kann nicht heraus, die Tore sind bewacht. Er sitzt in Toulouse wie in einer Mausefalle. Wenn es Zeit ist, werden wir ihn fassen, und es wird sich zeigen, wer er ist." So sprechen sie und gehen weiter. —— Auch dein Herz kenne ich, Baro. Ich weiß, daß du mich nicht liebst.

Musik den Strom hinunter, Lachen und Gesang zur Gitarre:

„De vostre belle face,
Le beau logis d'Amour,
Où Venus et la Grace
Ont choisi leur séjour.
Et de vostre oil, qui fait
Le Soleil moins parfait."

Pomp.: Liebeslieder, süße Reime von Ronsard! (Gesang und Musik verhallt.) Lies weiter, Baro!

Baro (lesend): Es begleitet uns in unsere Träume, dieses Schweigen des Toten. (Jean Savignac tritt ein und bleibt an der Tür stehen.) Horch, was hallt so dumpf! Wir glauben seine Stimme zu hören, die so lange schwieg. Wir glauben seine ernste und heilige Stimme zu vernehmen. Aber es war nur der Schall der Mitternachtsglocke, die durch die Mauern zittert und unsern Geist rührt aus dem Grund seines einsamen Schlafs.

Wie wunderbar ist die Sprache der Toten! Diese Sprache ist groß, sie ist gewaltig. Nichts kommt ihr gleich, der Sprache des Schweigens. Was ist ein Engelswort, was sind die Psalmen Davids gegen das Schweigen eines Toten!

Du steigst hinab in ihre Grüfte. Du wühlst ihre Gebeine aus den Särgen. Unter diesen schwarzen Knochen schlug einst ein Herz. Wo ging es hin? Hat es gelebt, war es glücklich? Litt es nicht umsonst? War es nicht einsam? Oder war sein Dasein nur ein Spiel, nur eine Woge?

Seele, wo gehst du hin? Gibt es einen Ort, wo ich dich wiederfinde, wo die lichte Gestalt wandelt, die aus diesen dunkeln Trümmern stieg? Seele, wo gehst du hin?

Pomp.: Seele, wo gehſt du hin?
Baro: Wieder iſt es Nacht, wieder glühn die ewigen Sterne am Himmel. Auch ihre Sprache iſt das Schweigen. Wie groß ſind alle Dinge, die nie reden!
Ich möchte dir ſagen: weine doch nicht, denn du biſt glücklich, klage doch nicht, denn du biſt froh. Aber du hörſt meine Stimme nicht, o du biſt ferne.
Leiden iſt Armut, Armut iſt Tod. Leidet die Blume, wenn ſie blüht, oder der Käfer, wenn er funkelt? Und du, der du mehr biſt als eine Blume und ein Käfer, warum willſt du leiden?
Pomp.: Seele, wo gehſt du hin, Seele, wo gehſt du hin!
Sav. (an Pompeios Lager niederkniend): Ich bin bei dir, Pompeio, hörſt du, Giovanni iſt bei dir. Ich will nicht mehr fortgehn, wenn du traurig biſt.
Pomp.: Seele, wo gehſt du hin!
Sav.: Wenn du willſt, gehe ich nicht fort dieſe Nacht, Pompeio. Ich will bei dir bleiben, bis die Freunde kommen, dich zu befreien. Meine Seele iſt immer bei dir, Pompeio. Sie ſchwebt im Dunkeln neben dir, ſie iſt dir immer nah. Hörſt du, Geliebter! Giovanni will bei dir wachen dieſe Nacht.
Pomp.: — — wo die lichte Geſtalt wandelt, die aus dieſen dunkeln Trümmern ſtieg!
Sav.: Weine doch nicht, Pompeio, ich bin ja bei dir, Dein Giovanni! Du, du! Hörſt du mich nicht! Hänge dein Herz nicht an dieſe dunklen Töne, es iſt nicht gut. Schließe das Buch, Baro. Dieſe Lektüre taugt nicht für einen Gefangenen. Lies uns etwas Heiteres.
Pomp.: Tauriſano! Kennſt du Tauriſano, mio caro? Presicio, Taurisano: in orbis annulo gemma! — Ich ſehe dich, Tauriſano, Land meiner Kindheit, ich ſeh dich immer, deine Mauern, das graue Tor, den Campanile. Meine Seele ſchwebt über dir am Golf von Otranto, wo Griechenland und Italien ſich grüßen. Dort liegt Tauriſano, im Principato Ultra, am blauen Meer, in lauter Sonne. Tauriſano! — Ich ſammelte Honig und Feigen, ich las Trauben in den Vignen meines Vaters. Ich lauſchte dem traurigen Klang der Hirtenflöte und dem Singen der Zikaden am Mittag. — Tauriſano! Ein Korallenkettchen trug ich um den Hals, das mir Iſabella geſchenkt, peusate voi; Iſabella Lopez de Noguera, Speculum pulchri, Admiranda! — Tauriſano! Wie golden deine Sonne, wie friedlich dein Tal! Tauriſano, heitres Morgenrot zu einem düſtern Tag.
Sav.: Träume, Liebſter, im Traum ſind wir glücklich, im Traum ſind wir daheim.

Pomp.: Lies weiter, Baro. (Baro hat ſich erhoben.) Warum lieſt du nicht, Baro? Lies mir eine Hymne aus dem heiligen Auguſtin. (Baro rührt ſich nicht.) Was iſt? Was haſt du? Was ſchauſt du mich an? — Du biſt bleich, du zitterſt! So ſprich doch!

Baro: Sie kommen.

Sav.: Wer kommt?

Baro: Sie. — Hört ihr nichts! — — — (Sie lauſchen.)

Sav.: Ich höre nicht. (Er ſpringt ans Fenſter.) Die Straße iſt leer, kein Menſch zu ſehn. (Er öffnet die Tür.) Es iſt niemand auf der Treppe. (Er nimmt das Licht vom Tiſch und leuchtet ins Haus hinunter. Pompeio ſitzt aufgerichtet auf dem Lager, der Mond ſcheint ihm ins bleiche Antlitz. Er ſtarrt auf Baro, der ſchweigend und unbeweglich am Tiſch ſteht.)

Sav. (zurückkehrend): Es iſt niemand im Haus und auf der Straße. (Er ſtellt das Licht wieder auf den Tiſch.) Du haſt dich getäuſcht, Baro.

Baro: Mir war, als hörte ich Schritte, Geflüſter, Waffenklirren.

Pomp.: Baro iſt kein Verräter, Giovanni. Baro iſt treu! Nicht wahr, mein Baro!

Baro: Wer ſagt, daß ich ein Verräter ſei?

Pomp.: Niemand ſagt es, ſetz dich nur wieder. (Baro ſetzt ſich.)

Sav.: Pompeio, willſt du dieſen Ort nicht verlaſſen? Du biſt hier nicht mehr ſicher.

Pomp.: Verlaſſen dies Haus! Wieder wandern, Giovanni! Und wohin? Sag mir doch wohin? Gibt es einen Ort in Frankreich, wo man mich nicht ſucht, und wo ich ruhig wohnen kann? Siehſt du, ſo war es ſtets! Von Neapel nach Rom, von Rom nach Padua, von Padua — ach ich weiß nicht wohin! Irrfahrt und Untergang, ſo ſteht's geſchrieben. — Pinſaguel! Inſel im Ozean! Tauriſano und Pinſaguel! Quellenrauſchen im Park von Pinſaguel! Bringſt du mir keinen Gruß von Pinſaguel, Giovanni?

Sav. (einen Brief hervorziehend): Doch doch, ich vergaß es ganz.

Pomp. (ihn öffnend): Fontanier, der treue. Ich danke dir. — Und Maria? Wo haſt du den Brief von Maria?

Sav.: Ich habe keinen.

Pomp.: Du haſt keinen?

Muſik und Geſang auf dem Strom, zurückkehrend.

De vostre sein d'yvoire
Par deux ondes secous
Elle chantoit la gloire,
Ne chantant rien que vous:
Maintenant, en seignant
De vous se va pleignant.

Sav.: Es ist eine Hochzeitsgesellschaft. Sie haben Lichter an Bord, Fahnen und rote Laternen. (Gesang und Musik verhallt in der Ferne.)
Pomp.: Baro, lies mir eine Hymne aus dem heiligen Augustin!
Baro: „Spät hab ich dich geliebt, uralte und doch so neue Schönheit! Spät hab ich dich geliebt.
Und siehe, du warst im Innern und ich war draußen. Und draußen dachte ich dich und stürzte mich auf das Schöne, das du geschaffen, ich Häßlicher.
Du warst bei mir, aber ich nicht bei dir. Das hielt mich fern von dir, was doch nicht wäre, wäre es nicht in dir.
Du riefest mich, und immer lauter riefest du und zerrissest meine Taubheit.
Dein Licht ging mir auf, und immer strahlender leuchtetest du und verscheuchtest meine Blindheit.
Dein Wohlgeruch duftete mir, und ich sog ihn ein, und nun seufze ich nach dir.
Ich hab ihn geschmeckt, und nun hungere und dürste ich nach dir.
Du hast mich berührt und ich erglühe nach deinem Frieden."
Pomp.: Du hast mich berührt, seelengewordene Unendlichkeit! Dein Licht ging mir auf, und immer strahlender leuchtetest du und verscheuchtest meine Blindheit. Principessa del mondo, Göttin-Mutter Natur! Du hast mich berührt und ich erglühe nach deinem Frieden. — Giovanni!
Sav.: Pompeio!
Pomp.: Ich höre einen Schritt. Geh, mein Giovanni, daß sie dich hier nicht finden.
Sav.: Du täuschst dich, Pompeio, ich höre keinen Schritt. Der Wind klappert in den Schindeln des Dachs.
Pomp.: Stimmen, die näher kommen. Ich täusche mich nicht.
Sav.: Es ist die Garonne, sie flüstert an der Mauer.
Pomp.: Die Garonne? Du hast recht, es ist die Garonne. Sie raschelt mit welken Blättern, die der Herbst herabgestreut, sie fließt ihren langen grauen Schmerz zum Meer hinunter. — Mio caro, wenn ich nicht mehr bin, geh zu Maria und sage ihr: — — sie kommen, sie umstellen das Haus. Hörst du, Giovanni!
Sav.: Du träumst, Pompeio, alles ist still. Sei ruhig, Geliebter.
Pomp.: Giovanni, kleiner Giovanni, lieber Giovanni! — Und sag ihr die Worte — — ich träume nicht, sie kommen herauf, sie flüstern auf der Treppe, ihre Waffen klirren an der Mauer. Hörst du nicht, Giovanni, hörst du nicht?
Sav.: Pompeio, es ist nicht wahr.
Pomp.: Sieh doch, Giovanni, sieh doch den dort! (Baro ist aufgestanden.) Wie er bebt, wie er zittert! Er hat mich verraten, Gio-

vanni, um dreißig Silberlinge hat er mich verraten. Ich weiß es längſt. Sieh ihn an, Giovanni. So ſtand Judas vor dem Herrn.

Sav.: Pompeio, ich kann's nicht glauben. Baro, iſt es wahr? So ſprich doch!

Pomp.: Eine Hand legt ſich draußen auf die Klinke. Hörſt du die Hand? Gleich wird die Tür aufgehn. — Leb wohl, Giovanni! Sag ihr das Wort vom Heiligen Auguſtin: „Du haſt mich berührt und ich erglühe nach deinem Frieden."

(Die Tür ſpringt auf; Fackelſchein, bewaffnete Landsknechte. Bara flüchtet nach der Tür.)

Kommiſſar des Parlaments: Pompeio Uſiglio, im Namen des Königs, Ihr ſeid verhaftet.

Pomp. (ſich erhebend): Giovanni, vergiß nicht das Wort des Heiligen Auguſtin!

(Er geht nach der Tür. Man feſſelt ihn).

Vorhang.

Weckruf / Hermann Lemmerz

Leg Flügel an — ſo ſilbern-weiß,
Wie ſie hoch droben freudig ſchweben.
Aus all dem Dunſt des Steinmeers rings
Laß höher dich und höher heben!

Die Höhen breiten ihren Arm,
Es ſingt und klingt im ganzen Tale.
Der auferſtandne Gott des Lichts,
Er lädt dich ein zum ſeligen Mahle.

Laß von den Wellen dich des Blaus,
Des hehren droben lind umkoſen,
Laß, hingeſchmiegt auf grünem Samt,
Umwiegen dich vom Hauch der Roſen!

Kehrt einſt die tote Winternacht,
Umdüſternd dich mit ſchweren Schwingen,
Dann wird auf einmal Maiengrün
Voll hellen Jubels in dir ſingen!

Nacht / Von Walter König

O Nacht, du blinkende Nacht,
wie ich dich liebe ſo ganz.
Unendlichkeiten verbergend,
des Wiſſens löſendes Rätſel.

Umfließe den Hungernden doch!
Umdeck mein elendes Antlitz!
Verbirg zerrissene Falten
und qualvoll schauende Augen!
O Nacht, du blinkende Nacht!
Umrausch mich, tosendes Wetter,
zerschlag mich, zischender Blitz!
O Nacht, du blinkende Nacht!

Du / Von Ernst Erich Wever

Ich habe geglaubt,
Ich könnt es nicht tragen,
Und müßte dir sagen
Wie ich dich liebe.
Und ich durfte doch nicht.

Aber ein Lied hab ich gegossen,
Dahinein sind meine Tränen geflossen.
Das wird dir sagen,
Was ich getragen
Um dich.

Bücherschau

Arthur Schurig, Seltsame Liebesleute. Eine deutsche Amitié amoureuse. München, Georg Müller Verlag.

Anstelle einer Kritik einige Zeilen aus diesem Romantiker-Roman unserer Tage: „Geist ist nicht das Höchste. Herz haben, ist mehr. — Ehrlichen, wackeren Herzenskämpfern ist in diesen Briefen ein Denkmal gesetzt. — Wir leben in einem eigentümlichen Roman, dessen innere Handlung in ganz leisen Wellenlinien hinläuft. — Man könnte ihn „Herzensfreundschaft" betiteln. — Es fragt sich nur, ob er viel Leser finden würde, das heißt allgemeines Verständnis. Man ist zu sehr gewohnt, Kabalen und Kontraste und spannende Dinge eines äußerlich bewegten Lebens vorgesetzt zu bekommen, als daß man Sinn hätte für ein Buch voll so zarter Erlebnisse. — : Das Abendrot sickert in das Zimmer. Ein Blatt der sterbenden Rose fällt. Das einzige Geräusch. Der Tod einer Blume verursacht die einzige stumme Bewegung. Der Tod bringt Leben. Wie sonderbar! Mein Herz zittert leise. Wie köstlich sterben die Blumen!" B.

Regina Ullmann, Gedichte. Im Insel-Verlag zu Leipzig.

Aus naturhafter Versponnenheit richtet sich in diesen Gedichten halb verträumt halb mit überkluger künstlerischer Bewußtheit, mit fast zu scharf durchgeistigten Zügen eine Seele in ihr erhöhtes Leben empor, in dem die Figuren und Dinge des gewöhnlichen Lebens zu Bildern und Sym-

bolen werden. Man hat von der ersten Zeile an den Eindruck, daß hier eine im vornehmsten Sinne, d. h. auch echtesten Sinne dichterische Natur am Werke ist. Ein mysteriöser tiefsinniger Zusammenhang verbindet Seele und Bild, Empfinden und Wort, und immer klingt die Ergriffenheit des wahrhaften Dichters von Seele zu Seele in den Versen und leitet von den irdischen Dingen, von den geheimnisvollen Anreizen der Natur zu den göttlichen Rätseln, den großen Typen, den Ideen des Menschlichen empor. Wir schreiten immer durch Säle in diesen Gedichten, in denen es geheimnisvoll flüstert, und die Dinge, die Becher, die Muscheln, die menschlichen Figuren, die wir in die Hand nehmen, werden zu Symbolen des eigenen und fremden Lebens, zu Symbolen, die wie mit einem eigenen Nervensystem, mit psychischen Eigenkräften überzogen sind. Und wie in solchen in sich verlorenen und in das Wesen der Dinge und Menschen hineinblickenden Geistersehen plötzlich Sinn und Wesen sich im Abstrakten verliert und aus der Vertiefung des Symbolischen sich fast nicht mehr verständliche imaginäre überdimensionale Beziehungen ergeben, so verflüchtigt sich die einfach-schöne unmittelbar zugreifende und sich von sich selbst aus, von ihrem Kern und Begriff aus gestaltende gedrungene Sprache bisweilen ins allzu Dunkle und Gewaltsam-Überhellte. Rührt das her von dem hingerissenen halluzinatorischen Wesen und von nicht ganz Ausdruck und Anschauung gewordenen dichterischen Instinkten oder von einem sehr klugen, überklugen Intellekt? Man weiß es nicht und empfindet den Mangel an innerer Logik bisweilen als einen künstlerischen Mangel. Ganz große Dichter wissen auch in der schwierigsten seelischen und künstlerischen Situation sich unzweideutig, sich überwältigend tief und klar zu geben. Dr. Hans Benzmann.

Harleß, Hermann, Vom deutschen Heiland. Politische Legenden. Eugen Diederichs, Jena 1919. 52 S., geh. 2.50 M.

In die jüngste Vergangenheit und die kampfdurchtobte Gegenwart stellt der Dichter den Heiland hinein. Durch „Deutschlands Hauptkloake" (Berlin) wandelt Jesus und sucht vergebens nach Menschen. Nur wenige folgen ihm, denn weder im alten Reichstag noch bei dem „Kapital" ist Verständnis für die Seelennot des Einzelnen zu finden. Höher als alles andere steht der Hunger nach Macht. Da zeigt Jesus dem Kaiser in einem erschütternden Traumgesicht, wie es im Volk schon heimlich glüht und gärt und der Zusammenbruch sich vorbereitet. Eine Horde dringt funkeläugig an. Aber Christus schlägt seinen Mantel schützend um den Kaiser: „Erbarmen dem, der guten Willens war!" — eine Stelle, die mich in diesen sozialistischen, nicht immer billig urteilenden Gedichten, besonders ansprach. Da kommt der Krieg. Erschüttert, daß der Blutrausch alle ergreift, ringt Jesus verzweifelt im Gebet mit Gott. Im Unterstand, im Lazarett finden wir ihn. Dort lauscht er den Reden derer, die in eine bessere Zukunft weisen. Dem „Kriegspfarrer", der den Kampf als gottgewollt feiert, tritt er gegenüber; und schließlich führt ihn sein Weg ins Zuchthaus. Fast möchte man meinen, daß Harleß unter seinem „Deutschen Heiland" eine der verhängnisvollsten Gestalten der jüngsten Vergangenheit meint. In allen Straßenkämpfen während der Revolution tritt Christus auf und segnet, wer für höhere Ziele zu sterben weiß.

Eine gesunde noch unverbrauchte Kraft vereinigt sich in diesen Zeitgedichten mit hoher sprachlicher Kunst und eindrucksvoller Bilderfülle. Übertriebene Ausfälle gegen Schule und Lehrer, die Wertschätzung der Masse läßt auf einen jungen Dichter schließen, der gleich seinem Jesus reinen Herzens die Gegenwart verneint. Aber einen deutschen Heiland möchte ich in seinem Jesus doch nicht sehen! Raimund Steinert.

Otto Wolfgang Arnold, „Zwischen den Särgen der Sünde." Novellen. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla, 1919.
In 3 kleinen Skizzen behandelt Arnold das Thema des am Manne zugrunde gegangenen Weibs!" Etwas zu pathetisch in der Sprache, in grellfarbigen Bildern, aber doch packend durch das echte, starke Gefühl wird das Schicksal der drei Frauen geschildert, Tragödien, wie sie das Leben nur zu häufig bietet! A. ist noch ein junger Künstler, ein Werdender, aber er scheint mir eine starke Hoffnung zu sein, die uns noch manches schöne Werk bieten wird, wenn der allzu stürmisch gärende Most erst geläutert und geklärt ist zu ruhiger, reifer Kunst. Das Buch kann zur Unterhaltung und zum Nachdenken bestens empfohlen werden!
Dr. Pfeiffer.

Otto Wolfgang Arnold, „Das Lied vom Erlkönig". Tragödie einer jungen Malerin. Verlag von Fr. Lüthke, Leipzig, 1919.
A. beste Gabe ist ein reiches, warmes Gefühl, das oft in blühender Lyrik sich ergießt und Bilder von starker Stimmung schafft. Das eigentliche dramatische Element ist weniger hervortretend; in erster Linie bietet der kleine Einakter eine Reihe hübscher plastisch geschauter Szenen von tiefer Innerlichkeit, die dem Leser manches schenken und auch auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen dürften. Dr. Pfeiffer.

Ernst Heilborns, neuer Novellenband. „Die kupferne Stadt." Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin wird außer durch den frommen Grundton lichter Gläubigkeit, durch eine alle Stücke des Buches umspannende Idee zusammengehalten: An die „kupferne Stadt" der 1001 Nächte anknüpfend, schildert Heilborn Berlin, die Weltstadt, wie sie ihm hinter der dichterischen Zauberbrille erscheint: Die Menschen vergessen ihren Alltag, der sie — ohne daß sie es wissen, zum Tragen der oder jener Maske zwingt, und gewinnen Mut und Fähigkeit, zu sich selber zu gelangen. Das Spießer-Mädchen wagt den Kokottenweg, eine andere, in Vorurteilen Erzogene, kommt zu Mutterglück. Exzellenzen erweisen sich als Clows, und in einem Tiere, einem Raben, ersteht, zum Heile des Gatten, eine verstorbene Mahnerin neuem Wirken. — All diese Novellen zeigen die dichterische Kraft eines Bildners aus romantischem Geiste. Romantisch wegen der Märchen-Kühnheit seiner phantastischen Folgerungen und wegen des gütigen Humors und der Menschenliebe seiner Darstellung. Romantisch ist schließlich auch der sinnbildlich-visionäre Zug, der durch das Ganze geht.
Staub und Schmutz der Stadtstraßen, der dumpfe Atem der steinernen Menschkäfige, die Hast des Weltstadt-Alltags — all das wandelt sich durch die Berührung mit dem Zauberstabe eines Begnadeten. Eines Dichters,

der auf leisen Sohlen geht und, aus großem Gesichte, das Marionettenhafte alles Lebens erkennt. Er aber weiß mit behutsamem Fingerspiel die Puppen zu lenken.

Daß Wirklichkeit und Scheinwirklichkeit in diesen Novellen, die der Verfasser „Legenden" nennt, verschwimmen, ist ihnen Vorteil und Fehler zugleich: Fehler, weil die Konturen sich verwischen, und dem Ausdrucke die Plastik nehmen. Es bleibt, aus nicht unmittelbarer Ergriffenheit durch Schicksale, ein nur dunkles Anklingen der Gefühlsresonanz; Vorteil: Daß die Eindrücke unser Empfinden um so stärker gefangennehmen und nachklingen . . . .

Richard Rieß.

Wilhelm Scharrelmann, „Jesus der Jüngling".

Ruheloſe Zeiten in ihren täglichen Anforderungen und ihrem Gehetze lassen den meisten Menschen keine Zeit, sich stiller Stunden zu erfreuen. Der Sinn ist auf Zerstreuung gestellt. Wir gehen an den Quellen reiner Freude oft achtlos vorüber. Von den vielen Büchern, die ich in der letzten Zeit in die Hand bekam, ist mir eins zum Erlebnis geworden. Wilhelm Scharrelmann gab mit seinem „Jesus der Jüngling" das Beste seines bisherigen Schaffens. Wir kennen seinen Namen als Verfasser fein empfundener Skizzen, Erzählungen, besonders der Pickbalgegeschichten, aus denen ein warmes Herz und tiefes Verstehen für die Notleidenden und Sehnenden spricht. Das neue Werk aber steht auf höherer Warte. Der Dichter geht steil aufsteigende Bahnen.

In Romanen und Dramen ist das Christusproblem schon häufig behandelt worden. Nur selten wagte sich ein Dichter an die Gestaltung der Kindheit und Jugend Jesu. Bilder von seltener Klarheit und Anschauungskraft werden uns gegeben. Die Sprache erinnert an die Bibel. Ein fester und unbeirrbarer Glaube einer wundervollen Mutter leuchtet durch die dunkelsten Tage, die durch den Neid der Brüder, der Gefährten und durch die Liebe der Jungfrau Tabea hervorgerufen werden. Wie Jesus in der Stille den Sieg über sich selbst erringt, wie er seine Liebe zu Tabea durch Erkenntnis seiner Aufgabe in der Einsamkeit überwindet, wie Tabea ihr Schicksal, auf seine Liebe zu verzichten, um ihn für ewig zu gewinnen, auf sich nimmt, gehört zu den menschlich ergreifendsten und erschütterndsten Abschnitten des Buches. Tabea stirbt im Glauben an Jesu Vollendung. Ich weiß nicht, was ich aus der Fülle der Schönheit, die uns hier ein Dichter schenkt, hervorheben soll. Ich möchte Sehnende und Suchende zu dieser reinen Quelle, die Andacht und Ehrfurcht vor Göttlichem in uns auslöst, hinführen. So nenne ich es ein im wahren Sinne religiöses Buch. Hier ist tiefer, klarer Grund, aus dem deutsches Wesen Kraft schöpfen kann, hier ist heiliges Land, in dem das Beste unseres Innenlebens wach wird. Nach der Wanderung durch Jesus Werden fühlen wir Neues, Reines und Starkes in uns selbst reifen. Der Glaube an das Gute und an das, was wir in unserem Leben als Ziel und unerreichbaren Stern in der Ferne sehen, — dieser Glaube wird stark! Was so tief zu Herzen geht und uns in dieser schönen Darstellung so tief begnadet, ist ein Geschenk, das wir in dieser dunklen Zeit mit Dank empfangen und in uns aufnehmen, d. h. erleben müssen.

Carl Lange.

Kurt Heynicke: Der Kreis. (Ein Spiel über den Sinnen.) Verlag Erich Reiß, Berlin.

Selbst wenn man nicht wüßte, daß Heynicke Lyriker ist (er ist mehr sogar, als dies blasse Schablonenwort ahnen läßt: ist einer der ganz wenigen aus dionysisch quellendem Drang Singenden in dieser Zeit) — nach dem Lesen dieses Spiels würde man wissen, daß er es ist. Und daß er es ist, erklärt auch die nahezu einmütige Ablehnung des Stückes nach den Uraufführungen in Düsseldorf und Frankfurt a. M. durch die „zünftige" Kritik. Die hat noch jedes neue Drama am dreimal heiligen Kanon des klassischen Fünfakters gemessen und hat deshalb einen Grillparzer auf Kosten Grabbes und Büchners ebenso überschätzt, wie sie heute einen Kaiser auf Kosten Kornfelds, Heynickes u. a. überschätzt. Dabei hat sie aber übersehen, daß Heynicke zwar, gleich anderen jungen Dichtern unserer Tage, die Handlung äußerlich in ein Nebeneinander von Bildern aufgelöst hat, daß er aber, ungleich jenen, durch straffe Einheitlichkeit und ganz unmodische Einfachheit des Gedankens dies Nebeneinander zu einer Einheit zusammengefaßt hat, deren strenge Linie den Vorwurf, er habe sich haltlos lyrisch verströmen lassen, leicht entkräftet. Was freilich wieder dem „radikalen" Teil der Zuschauer Anlaß ward, das Stück als „konstruiert" abzulehnen. So blieb denn nur eine mittlere Gruppe nicht von Dogmen und -ismen Besessener, die ihm als einem „Gedicht" in dem Sinne, in dem der „Faust" eines ist, lebhaften Beifall spendete — und diese scheint mir das Rechte getroffen zu haben.

Daß der Gedankengang des Werkes — ein Mensch scheidet freiwillig aus dem Leben, durchwandelt im Jenseits dreizehn Stationen, die ihm Sinn und Un-Sinn des Lebens in gleicher Gestalt wie auf Erden, aber in klarerem Lichte offenbaren, und tritt, so geläutert und erleuchtet, in einem neugeborenen Kinde neue Erdenwanderung an — nicht „neu" ist, daß Indisches hier anklingt, scheint mir nicht bedenklich. Hat es nicht auch vor Goethe schon Faustdramen gegeben und noch viele nach ihm? Dagegen vermisse ich bei der Diktion bisweilen den rechten dramatischen Akzent. Der „Kreis" ist eben das erste Drama eines Lyrikers; dies berücksichtigt, eine erfreulich starke Leistung. Warten wir das zweite ab! Herbert Saekel.

Anny Schmidt-Fanmiller: Einst waren wir Winde. Erdgeist-Verlag, Leipzig 1921.

Glühende Bilder einer schwingenden Phantasie, gebändigt durch Formwillen künstlerischen Geistes! Verströmen im Unendlichen, auftastend durch die Welt bis zum Sternendiadem Gottes, aller jauchzenden Seeligkeit voll: so stellt ein Leben seine Schöpfungen dar, dem nichts Großes und Gemeines, nicht Glück und Schmerz fremd sind. Aus dem Wissen um die Fülle eignen Seins erwächst die Pflicht zur Menschheit, ethische Forderung: Lernet doch einander lieben! Aus Herzensstärkung, die verträumte Stunden schenkten, der Wille, sich jedem Ding, jeder suchenden Seele gläubig hinzugeben. Mit einer Sprachkraft, die an unsere besten Romantiker der Gegenwart gemahnt, wird einer neuen Innenkultur das Wort geredet.

Walther Lentz.

Paul Steinmüller. Die Rhapsodien des Lebens. Verlag Greiner und Pfeiffer, Stuttgart.

Bunte Abwandlungen immer der einen Melodie menschlichen Lebens: aus Not der Tage reifen wir hinaus zu fruchtbarem Erkennen, über allen Zweifeln an Sinn und Tiefe des Seins thront Glück und Glaube, und die stille Gewalt einer sieghaften Freude wird über die Bitterkeit bedrängter Stunden triumphieren. Aus Hingabe an Natur und Menschenseele, im Vertrauen auf unsere ureigensten Kräfte des immer wachen Innern, ehrfürchtig die Güter der Vergangenheit und unseres Volkes wahrend: erblüht neue Tat, Liebe, Schöpfergeist! Walther Lentz.

Landhausbücherei III. Band, Skizzen und Novellen des letzten Jahres. Landhausverlag Jena.

Der dritte Band der neuen Landhausbücherei ist erschienen. Er bringt eine Anzahl Novellen und Skizzen des letzten Jahres von modernen Verfassern der verschiedensten Gebiete. Leser und Freunde der modernen Richtung werden ihn mit der gleichen Freude empfangen, wie die ersterschienenen Bände, in denen Toni Schwabe gleichdenkende Geister vereinigte.

Wir wünschen der neuen Sammlung die gleichen günstigen Urteile der Presse wie in den Vorjahren und der Herausgeberin auch künftig die selbe glückliche Hand. v. Ehrenkrook.

Ernst Lissauer, Gloria Anton Bruckners. Stuttgart bei Wilhelm Meyer-Ilschen 1921.

Ein Dichter, der einen Musiker erschaut: sein Wesen, seine „Grundkraft" mit zwingender Sicherheit erfaßt und gestaltet. Und in Dichtung und Prosa ein Brucknerbild formt, voll Gradheit und Ehrfurcht, Liebe und eindeutiger, wesensvoller Kraft. Das Wesen Bruckners wird in eine Reihe von dichterischen Visionen aufgelöst: in zeitlose Erschauung, Erlebnis, Episode, Streiflicht, Idee und dann in einem Aufsatz „Zur seelischen Erkenntnis Bruckners" zusammengefaßt. Hier ist mehr und Wesentlicheres über Bruckner gesagt als in den meisten zünftigen Schriften. Lissauers Buch stellt einen von den Grenzwerten dar, an denen unsere Zeit so reich ist: es ist Analyse und Kunstwerk zugleich. Mir will es scheinen, als sei es in seinem Aufsatz ein stärkerer Dichter als in manchen seiner Gedichte. Durchaus nicht in allen. Aber auch ohne das Vorwort spürt man, daß die visionäre und gestaltungsstarke „Erschauung Bruckners" die tragende Kraft des Buches ist. Die Intensität dieser Erschauung konnte nicht permanent werden. Und es ist doch eine Gefahr: aus der Improvisation Methode zu machen. Im Ganzen: bleibt ein starkes, schönes Bild, für das auch Musiker diesem wirklichen Dichter Dank wissen werden. Dr. Hans Mersmann.

Ernst Ludwig Schellenberg, Die Deutsche Mystik. Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde.

Schon lange habe ich kein Büchlein gelesen, das mich so gefesselt hat, wie dieses. Kurze Einleitung über Mystik, die es zu allen Zeiten gab. Bei Indern, Chinesen, Plato und den Spätgriechen. Als erster christlicher Mystiker wird der Evangelist Johannes genannt. Mystik läßt sich nicht beweisen, wie die sichtbaren, sinnfälligen Dinge der Erde; sie läßt sich nur erleben.

Die Deutſche Myſtik beginnt im Mittelalter mit Meiſter Eckehart, Tauler, Suſo, Ruysbroeck, Thomas a Kempis; während der Reformation findet ſie ſich bei dem „Frankfurter Deutſchherrn" bei Schwenckfeld, Jakob Böhme, Sebaſtian Franck, Valentin Weigel und Angelus Sileſius. Zur Zeit der Romantik erwacht ſie wieder bei dem jungen Schleiermacher, Novalis, Baader, Görres und Johann Gottlieb Fichte. Schellenberg gibt von allen kein Lebensbild, ſondern lehrt ſie uns aus ihren Ausſprüchen, Schriften und Dichtungen kennen. Und wir ſehen mit Staunen, wie dieſe, und nicht allein das allen gemeinſame hohe Endziel, ſich ähneln, vom mittelalterlichen Mönch Eckehart bis zum Philoſophen Fichte. Für das Gotterlebnis haben alle Myſtiker eine Weiſung „ſich zu ſcheiden von allem Menſchlichen, Gewohnten, ſich zu verlieren in die lautere Stille" (Eckehart), Ruhe und Seelenſtille (Schleiermacher), wie Jeſus ſich für ſein Werk geſammelt und bereitet hat. Das Reich Gottes iſt inwendig in euch — ich und der Vater ſind eins — alle Myſtiker fühlen ſich als Deuter und Vollender dieſer Lehre. Gott und Seele ſind nicht etwas Getrenntes; es gibt keinen Dualismus; im Gegenteil; „ſie bedeuten dasſelbe, ſind untrennbar verbunden, ſind eins!" Beiſpiele und Belege hierfür werden uns von allen Genannten erbracht. Myſtiſche Einſicht ſchafft uns eine gereinigte, freie Religion und überwindet endgültig die ſtarre unwürdige Anſchauung des Gottesbegriffs des Judentums. Echt ariſche, deutſche Erkenntnis gegenüber dem Jehova der Semiten. Schellenberg ſtreift die Erinnerung unſerer erſten Schuljahre, Erläuterungen der üdiſchen zehn Gebote, ſchon durch Jeſus eindringlich widerlegt und abgewieſen. Er beſpricht die altteſtamentariſchen Anſchauungen der älteren Myſtiker, weiſt nach, in welchem Widerſpruch ſie zu ihnen ſtehen, wie er hervorbricht, wie ſich dadurch eine neue Welt erſchließt. Gott und Himmel wird beſprochen: „Der rechte Himmel, worinnen Gott wohnt, iſt überall an allen Orten auch mitten in der Erde." Und Angelus Sileſius „halt an, wo läuffſt du hin? Der Himmel iſt in dir: ſuchſt du Gott anderswo, du fehlſt ihn für und für." Schließlich Fichte: „Durch das bloße Sichbegrabenlaſſen kommt man nicht in die Seeligkeit!"

Myſtik, namentlich die mittelalterliche, iſt nicht ausſchließlich Verzückung und Ekſtaſe, ſie verwirft auch die Werktätigkeit nicht, aber „die Werke heiligen uns nicht, wir müſſen die Werke heiligen". Hierbei werden auch die Auswüchſe der Myſtik beſprochen und die Gründe zu ihrer abfälligen Beurteilung. (Materialismus und Monismus.) Myſtiker ſind keine Reformatoren geweſen, ſie blieben alle innerhalb der angeſtammten Kirche, zum mindeſten in beſtehender kirchlicher Gemeinſchaft. Sie wollten nicht von außen, ſondern von innen befreien, ſind keine Irrlehrer und Häretiker. Der Gegenſatz wird in einem Abſchnitte dargeſtellt, der zu den beſten des Büchleins gehört. Über Fichtes Wort vom Siege der Begeiſterung kommt Schellenberg auf die „erregte und umdüſterte Gegenwart", auf Fragen, die ſich jetzt an uns herandrängen — doch das muß man leſen. — Ein beſonderer letzter Abſchnitt iſt „Bach der Myſtiker" benannt.

Das Büchlein iſt mit Bildern nach den Originalen zeitgenöſſiſcher Meiſter geziert, die ſich geſchickt dem Texte anfügen, und Johannes Schlaf zugeeignet.

v. Ehrenkrook.

Friedrich Märker, Zur Literatur der Gegenwart. Führer zu den Hauptproblemen und den Hauptpersönlichkeiten der gegenwärtigen Literatur. (A. Langen, München).

Wer einer wahrhaften geistigen Kultur den Boden bereiten hilft, wird dieses neue Buch mit Freuden begrüßen. Der Verfasser begeht bei seiner Würdigung der jüngsten Literatur einen Weg, der allein aus dem Wirrsal unsrer Tage herauszuführen vermag: er dringt durch die Oberfläche zum Kern der Dinge vor und versenkt sich in ihre Tiefe, um dann ihren eigentlichen Sinn aufleuchten zu lassen. Seine Stellung ist jenseits von „Meinungen" und „Richtungen". Er betrachtet die Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur nicht mit den Augen des eifrigen Sammlers, — er sieht sie von höherer Warte: um das Wesen des Kunstwerkes ist es ihm zu tun, — dies will er erkennen und klarlegen. Märker findet auch den heute seltenen Mut, den Wert eines Werkes abzuschätzen nach dem Urbilde der Kunst, das jeder wahre Künstler im Geiste schaut, — einem Urbilde, das nur ein unfruchtbarer Intellekt, eine erlebnisarme Seele zu verschleiern vermochte. Wer seinen Standort so hoch wählt, kennt weder oberflächliche Anempfindung, noch parteiisches Ablehnen: ihn leitet ein gerechtes, zielsicheres Urteil. — Märker ist ein gründlicher Kenner der jüngsten Dichtung. Wenn er auf das Erwähnen möglichst vieler Dichtwerke verzichtet, so geschieht es, weil er ein Wissender im besten Sinne ist, der den Leser zu den Problemen künstlerischer Gestaltung, zum Wesentlichen und Typischen der einzelnen Werke führen will. Sein Buch ist daher für Laien und Kenner zum Führer berufen: für den Kenner, denn es ist beseelt vom lebendigen Atem eines schöpferischen Menschen; für den Laien, da es in geistreicher und zugleich anschaulich-klarer Weise die Gesetze der künstlerischen Gestaltung darlegt und die beiden Hauptrichtungen der modernen Literatur: Realismus und Expressionismus mit ihren Hauptvertretern kennzeichnet. In der Vereinigung dieser beiden Strömungen zu einer neuen, höheren Kunstform — zum „Pansymbolismus" sieht der Verfasser das Ziel und die Vollendung der neueren Dichtung. Das pansymbolistische Kunstwerk wird aus dem Körpererlebnis und dem Bedeutungserlebnis geboren, in ihm wird der vollendet gestaltete Körper zum Symbol des Geistes erhöht, — es ist (gleich dem vollkommenen Menschen) eine Einheit aus Sinnlichkeit und Geistigkeit. Rilkes Gedichte und Ulitz's Roman Ararat bezeichnen die erste Stufe pansymbolistischer Vollendung. —

Schon in diesem Hinweis auf den Pansymbolismus als den Weg, der aus der Zersplitterung zur Synthese führt, zeigt sich der außerordentliche Wert von Märker's neuer Schrift. Sein „Führer", bedeutend nach Form und Gehalt, sollte möglichst vielen Kreisen bekannt werden.

Dr. Rudolf Fischer.

Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben, Danzig. („Sonderheft: Die Weichsel").

Diese neue Schrift umhaucht eine schöne, belebende Frische — wie von der Ostsee her. Hervorragend redigiert, musterhaft ausgestattet, erfüllt vom wahrhaft deutschen Geiste darf dies neue, literarisch bedeutende Unternehmen

zu den hohen Kulturfaktoren gerechnet werden, die nach innen und außen Deutschlands Ansehen wieder aufbauen können. Des Lyrikers Carl Lange feinsichtende Hand gestaltet jedes Heft zu einem erlesenen Genuß des Geistes und der Augen — und so sind diese vornehmen Hefte, zumal bei einem ideal niedrigen Preise, berufen, den Deutschen im Reich, in Danzig, in Polen und Baltenland die Bruderhand zu reichen. F. A. Gayda.

Bruno H. Bürgel, Du und das Weltall. — Ein Weltbild. Verlag Dürr und Weber, Leipzig.

Ein Buch voll tiefer Ehrfurcht; Ehrfurcht vor dem ungeheuren Werden und Wirken im Kosmos weckend.

Mit großen lebendigen Strichen legt Bürgel Ergebnisse der astronomischen Forschung dar. — In volkstümlicher Form zeichnet er das „unermeßliche Getriebe von Millionen Weltsystemen", in dem der Erdball als ein kleinster Körper mitschwingt.

So erhellt Nichtigkeit alles Geschehens auf unserem Planeten, dessen Zeitalter, mit Aufgang und Niedergang von Völkern und Kulturen in der Gesetzmäßigkeit des steten Sichneugebärens und Absterbens im All, geringste Wellenbewegungen darstellen.

Der skizzierte Bogen, der den Makrokosmos mit der mikrokosmischen Welt bindet, leitet zu den Rätseln vom Ursprung des Lebens und über den, zwischen beiden Welten stehenden, Menschen zu Menschheitsfragen.

Mit dem Aufruf zum: ‚kosmischen Denken' wird die Schrift Mahnruf in unsere Zeit: der zur Einsicht gelenkte Fernblick muß Unwürdigkeit aller haßzeugenden Zwiespalte, Niedrigkeit der Kämpfe um „Fetzen dieses Sandkorns im All" erkennen. Aus solchem Wissen erwächst Fühlen der Bruderschaft alles Seienden, die zu innerer tiefster Bindung, vornehmlich der Menschen, damit zu wahrem Mensch-Sein hinaufführt.

Somit — in starker Betonung dieses Ziels — liegt in dem schmalen Bande, der vielen Weg zu vertiefender Weltanschauung weisen wird, ethische Kraft. Leichtflüssige Sprache, gut gewählte Vergleiche (Annäherungen menschlichem Denken schwerfaßbarer Maße) und ansprechende Stimmungsbilder eignen die Arbeit für den Laien.

Wünschenswert wäre stärker gemeisterte Form. Ein abweichend zitiertes Goethewort ist zu berichtigen. Der Bucheinband dürfte geschmackvoller sein. Von diesen unwesentlichen Mängeln abgesehen: ein Buch, das in größtmöglicher Auflage dem deutschen Volke vermittelt werden sollte.

H. B.

Die Romantik erscheint ab 4. Jahrgang nicht mehr im Verlag Banas & Dette, Hannover. Bestellungen auf den neuen Jahrgang sind an den Herausgeber Dr. Kurt Bock, Berlin NW 87, Elberfelder Straße 24a (Bezugspreis 12 M. auf Postscheck-Konto Berlin 55048 Dr. Kurt Bock) zu richten.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bock, Berlin NW 87, Elberfelderstr. 24a.
Verlag: Banas & Dette, Hannover. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Romantik

Eine Zweimonatsschrift / Vereinigt mit „Der Hain"

Herausgeber: Dr. Kurt Bock, Erich Worbs

✶

Der neue Jahrgang 1922

bringt Beiträge von

Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann†,
Hermann Löns †, Friedrich Märker,
Waldemar Bonsels, Johannes Schlaf,
Herbert Eulenberg, Gustav Sack †,
Kurt Heynicke, Walter Eidlitz u. v. a.

Die deutsche Dichtung verharrt in unfruchtbarem Zwiespalt zwischen Extremen. Seit langem bemüht, von der Kritik begeistert gefördert, durch großen Leserkreis freudig anerkannt, tritt die „Romantik" als Mittelpunkt einer literarischen Bewegung für eine neue, reinere Dichtung ein. Aus neuem Idealismus, aus romantischer Ekstase zur Weltschöpfung wurde dies Ziel: Erhebung über alle starre Materie, echte Freude in Dichtung und Weltsicht, Wiedergeburt des Herzens. Blaue Blume und tätiger Geist! Wir wollen keine Nachahmung der vergangenen, gleichwohl geliebten, sondern den Sieg einer neuen, vom Geist der Zukunft beseelten Romantik.

Helfen bitte auch Sie; lesen Sie unsere Zeitschrift weiter, die Ihnen erlesenen Genuß und innere Bereicherung gibt durch eine Fülle lyrischer, novellistischer und dramatischer Kunstwerke und Sie über die neue Literatur kritisch unterrichtet, — und werben Sie bitte in Ihrem Kreise für unser ringendes Werk.

Die Herausgeber.

✶

Werbekarten wollen Sie bitte von der Schriftleitung verlangen.

Romantik

Eine Zweimonatsschrift

Herausgeber: Kurt Bock / Erich Worbs

4. Jahr * 1922 * Heft 1

Mater Dolorosa / Von Rolf Frh. v. Ungern Sternberg

Dich hat noch jedes Leid betroffen:
Du verharrst im Hoffen!
Die Träume, die du träumst, zerstieben:
Du verharrst im Lieben!
Die Dinge rings um dich verstauben:
Du verharrst im Glauben!
Steckst Rosen in die Dornenkrone
Deinem lieben Sohne.

Die Hirten im Felde / Von Otto Michel

Wir stehen in der Nacht
und greifen nach dem Stern,
der über unsren Häuptern leuchtet fern.

Wir stehen in der Nacht
und lauschen einer Glocke Lied,
das durch verschneite Felder zieht.

Wir stehen in der Nacht
und sehen große Vögel schweifen
aus weiten, schwarzen Wälderstreifen.

Wir stehen in der Nacht
und wachen, bis der Morgen graut...
Es tagt — unzähl'ge Sonnen sind erwacht.

Der Edelmann mit der Nelke / Von Carl Hauptmann

(Nach Hans Holbein)

Vor den Bogenfenstern blühten rote Nelken. Sie umsäumten die Wege in seinem Burggarten. Der Edelmann blickte hinein, und sein Blick verlor sich in Nichts. Sein Blick schien zerflossen, wie vom Scheine aus einem Weinkelch. Er war jung und reich. Er tändelte mit tausend Dingen. Er war ein schlanker Mann. Der Bart hing ihm nicht wie Dickicht im Walde, nicht, wie wenn er ein Sinnierer wäre, der in Gedankentiefen sein Kinn zerwühlt. Sein Bart war gepflegt wie auf einer Statue von Stein, und sein Auge schien immer zu suchen und immer zu lachen.

Es war Sommer. Er hauste jetzt auf seiner Burg im Sonnenschein. Die Mauern rings waren alt und grau. Er hatte viele Vorfahren, deren Bilder in dem Ahnensaal hingen. Er wäre ein Ritter gewesen, wenn die neuen Schornsteine nicht längst unter seiner Burg im Tale zu rauchen angefangen und ein schrilles Gesumm und Gestöhn heraufgeklungen wäre, das immer redete von Bach und Gründen, die einst ganz einsam um die Burg lagen. Er wäre ein Ritter gewesen. Jetzt blickte er nur mit zerflossenem Augenschein in die roten Glutnelken, die vor den Bogenfenstern blühten, und sein Auge suchte wie ungestillt.

Aus dem Hollunderbusch an der Mauer schwirrten Meisen mit feinem Geschmätz. Sie flogen ins Licht. Der Himmel war blaß. Die Welt schien jung wie noch je. Durch das Burgtor kamen nicht Roß noch Reißige. Das Burgtor lag still und warf einen gewölbten Schatten in den feinen Kies.

Es war Sommer. Die Wälder um die Burg dehnten sich weit. Wenn der Herr durch die Wälder zog, kläfften seine Hunde. Eichkatzen sprangen an den Föhren hoch und rissen den Stamm, daß Späne flogen. Oben in den Kronen bäumten Krähen und kreischten. Der alte Jäger reichte dem Herrn die Büchse hin. Der Herr stand wie verzaubert. Sein Ohr schien zu lauschen, sein Auge zu suchen und zu lachen. Sein Bart war gepflegt wie auf einer Statue aus Stein, auch wenn Feuer aus der Büchse sprang und das Echo doppelt widerhallte. Der Burgherr tändelte mit tausend Dingen. Ein Raubvogel stürzte aus den Lüften nieder durchs Geäst, daß die Hunde durchs Dickicht stürmten. Der demütige Jäger nahm die rauchende Büchse zurück und hing das tote Tier in einer Schlinge an seinen Gurt. Der Burgherr trug eine rote Nelke an seinem Waldhabit. Sonst trug er nie eine Last. Den alten Jäger beachtete er nicht, als er weiterschritt.

Manchmal kommt aus der Einsamkeit ein Ruf, den niemand gerufen. Waldstimmen mögen es sein, die sich flüchtig zu einer Seele verdichten, die dann einen Augenblick in den Lüften hingeht und um die Wipfel ihr Spiel treibt, ehe sie zerschmilzt wie eine kleine Goldwolke im hellen Himmel. So kamen und gingen auch hier Rufe, die den Burgherrn riefen, daß er mit allerlei Gesellschaft im Blute die Welt um sich achtlos rauschen ließ. Er sah wohl, daß der demütige alte Waldheger einen schlanken Falken tot in der Schlinge trug. Er selber dünkte sich auch ein Falke zu sein.

Es war Sommer. Die Nächte waren hell und weit. Die Ebenen schimmerten, vom Nachtwind gestrichen, wie silberne Felle. Die Glutnelken hauchten ihre Arome mit Jasminduft vermischt. Die Burggärten waren hingebreitet wie aus feinem Silber offene Tafeln, die dem bleichen Lichte sich entgegendehnten. Es gingen Rufe auch hier wie feine Rufe träumender Vögel.

Ein ärmliches Mädchen schlich im Scheine des Mondes, scheu wie ein Dachs, der aus seinem Höhlendunkel nächtlich auf Raub zieht. Annemarie war des Jägers Tochter. Braun gebrannt vom Heuraffen in Sonne. Sie träumte immer ihren Traum. Sie war schlank und behend wie eine Katze. Sie kannte die Wege im Walde, wo Eulen bei Nacht rufen, und ihr Fuß stieß Geröll hinab, wenn sie an der Mauer aufklomm. Nicht weil sie den Herrn fürchtete und sein Gesinde, ging sie so leise wie ein Dachs auf Raub. Ihr Herz pochte. Die Glutnelken gaben betäubenden Duft. Ihre Glieder hingen fast zärtlich nieder, wie hingegeben. Es war Scham in ihr. Liebe zog sie. Sie hatte eine Vision von Glück. Wie eine kleine Wolke mit Silberrand schwamm es im Nachthimmel. Sie hatte ein schmächtiges Röckchen um die Glieder. Die Haare zum Kranze gewunden um den Kopf gelegt. Man konnte nicht denken, wie zart der erste Traum war, der in ihr hinging. Wie sehnsüchtig ihr Blut eilte, wie schwach ihre Beine sie trugen, eilig, und wie zum Zusammenbrechen vor Scham, wie vom Pfeile getroffen.

Nie wird der Mensch inne werden, was er sucht, wenn ihn die Pfeile Gottes ins Herz treffen. Annemarie sah aus wie aus Silber getrieben, als sie sich näherte. Der Burgherr stand neben einem Wacholderschatten, eine Glutnelke in den Fingern drehend. Der Nachtwind fächelte kaum in den Weinranken, als sie dem Burgherrn in die Arme sank.

Man sah sie lächeln, wie wenn der Mondschein Gestalten hingebildet, wie Liebende im Paradiese sich halten. Der Burgherr sah lange in ihre hellen Augen wie in einen Weinkelch. Nichts als dieses eine erfüllte die stille Zeit. Der Herr war ein hitziges Feuer. Seine Hände zitterten, als er ihre Liebesschätze vor sich hingebreitet, wie Kleinodien

im Glanze. Ihre jungen zarten Brüste schimmerten jetzt wie Blumen, die atmen, die der Mondschein leise streichelt.
Der Traum zerrann. Die kleine Wolke mit Silberrand war Nacht geworden. Augen sahen nicht, Ohren hörten nicht. Die Scham war Erfüllung. Es war sehr leer und stumm. Es war wie im Schlafe. Es war, wie wenn man aus einem Abgrund nicht herausfand. Es war eine Gebundenheit, wie Bergleute sich fühlen, die ein Schicksal verschüttet. Annemarie wußte nichts vom Glücke mehr. Alles war verwichen. Sie sprang fort. Gold klirrte in ihrer Hand. Der Mond hing am Horizonte. Es huschte ein Morgenwind im Dornstrauch. Es rieselte Geröll am Hange nieder.
Der Burgherr war jung. Viele Dinge boten sich ihm. Sein Bart war gepflegt wie auf einer Statue aus Stein, und als er sich ins Bett warf, lachte er. Er hatte in die Glutnelken tief hineingesehen. Ihr Schein lag noch in seinen Augen wie ein Blinken. Sein Blut ging warm. Er träumte nichts. Er wäre ein Ritter gewesen, wenn die Holzmühle nicht längst unter seiner Burg im Tale zu hämmern angefangen und der Schlot gegen den Morgenhimmel seine graue Rauchfahne ausgesandt.
Annemarie war einen Sommer lang in die stumme Nacht gelaufen, ihre Visionen im Himmel und die heilige Scham im Blute zitternd. Als sie im Winter in der Wirtsschänke tanzte, wußte sie nichts mehr, wie Träume selig sind. Die roten Wangen schienen derb, ihre Stimme war sicher, ihr Lachen klang herrisch. Sie war die Braut des kleinen Dorfbarbiers, der sich auf sie was zugute tat. Sie hatte einen ganz andern Schliff als die Mägde.
Der Burgherr saß beim vollen Tische, eine Glutnelke in der Hand drehend, die er zerdrückte. Draußen gingen Flocken um in den Lüften. Eilig und wirbelnd umspann Gestöber die Stadtstraße, daß die Nachtlaternen einen Hof bekamen. Er saß in einem erleuchteten Saale, darin allerlei vornehmes Mannsvolk mit tollen Frauen lärmte, Paare tanzten, bunte Musikanten auf Violinen strichen, und Rauch spann. Der Burgherr war betrunken. Er saß vor leeren Flaschen und starrte vor sich hin. Alles rings glitzerte und glänzte und schien wie ein Fest. Sein Weinkelch warf ihm einen Glutschein ins Gesicht. Und freche Frauenhände tändelten auf dem Tische mit Schalen von ausgesogenen Früchten, freche Frauenlippen sogen am Sektkelch. Freches Gelächter klang, ihn zu ermannen. Viele Dinge boten sich ihm. Er wäre ein Ritter gewesen, wenn nicht die Schornsteine unter seiner Burg zu rauchen angefangen. Jetzt wartete sein Automobil draußen vor dem Ballokal, und der Chauffeur und der Diener schlugen sich vor Kälte Arm gegen Arm. Es war Winter.

Gedicht / Von Kurt Heynicke

Ich bin die Kathedrale,
drin ein Gott
die leeren Prieſter auf verſtimmter Orgel tönen läßt.

Und meine Arme bogen betend hohe Säulen,
und meiner Seele Hallen füllen viele Menſchen,
ſie tragen alle ihre Herzen in der Hand,
und jedes arme Herz iſt dolchzerriſſen.

Wär' ich ein Dom,
ich würde berſten
und meiner Mauern Fetzen flögen in die Sterne!

So aber —
ich bin ſelber nur ein Herz und weine.
Ich weine mit euch, daß ich Taten fände,
o Taten,
die uns alle herrlich aufwärts brauſten in den Raum der Welt,
daß wir aufgelöſt erlöſt uns in den Herrlichkeiten fänden!

Flamme / Von Hans Horalek

An einem Sommertag, über dem der Himmel wie ein ſauſendes Rad ſich glühend drehte, überfiel ihn Erkenntnis. Seit dem Morgen lag er in einer Wieſe unter dem Blau, ein ſeliger Toter. Er ſchlang die mächtigen Feuerſtröme in ſich und ſah bunte Birken in Reihen an den Berghängen lehnen als trunkene Tänzer.
Geruch der weißen und roten Kaſtanien troff opfernd von den Bäumen, von unverhohlenen Liebesworten ſchwirrte die lüſterne Luft.
Er ſchauerte in Unruhe, ſein Blut ſtürzte und erhob ſich grell.
Der Abend ſang herauf.
Dunkler und ſcharf umgrenzt ſtand die blaue Kuppel über der Erde.
Er ſtemmte ſich auf und rang mit verworrenen Worten. Er wollte überfließen in den Horizont, erbrauſen in den Bäumen, verbluten im Wind. Seine Knie ſanken ein, er zog die heißen Halme um ſeine Hände und ſtarrte in das ruheloſe Schimmern und Opaliſieren, das am Abendhimmel berauſchte Spiele trieb.
Da erlebte er ſein erſtes Gedicht.
Er war nicht mehr der in ſeine Zelle von Fleiſch und Knochen gebannte Sträfling, er war ſeliges Kind, mächtige Wolke, vor Luſt ſchreiende Welt!

So war sein Herz aufgeschlagen. Die Tage und Zeiten schwollen zusammen zu einer blaugrünen, rosig durchblitzten Woge. Er flog, getragen von einer ehern redenden Macht, durch klirrende Säle und jubilierende Wolken. Er lernte trunkene Nächte kennen und erglühte Tage. Im hellen Mond ging er durch murrende Straßen und über Felder, auf denen ein bläulicher Dunst lockte und betäubte. Ein Taumel von Gesichten und Geschehnissen tobte, zügellos und zärtlich. Er fühlte mit rasender Freude, wie seine Hand in Schätzen wühlen konnte!

Wenig sah er in das Leben, er war ein abgewandter, glücklicher Beter in seinen Tempeln.

Wie quellende Blasen wirbelten Worte und Verse hoch, er lallte sie mit zitternder Zunge nach.

Die Flamme, die er in sich trug, entfacht von einem Gott, brauste über seinen Leib hinweg in tobendem Gesang.

Das steile Feuer schlug mit scharfer Klinge in sein Herz, und daraus rannen dunkle, schreiende und wilde Strophen. Sie schrien wie Schwäne und starben.

Es zerstob seine Seele im Gesang einer ungeheuer zum Himmel emportanzenden Feuersbrunst.

Seine Sinne wandelten traumhaft wie Gespenster. Er wurde wie der Widerschein des blanken Mondbeckens im Meer, der über dem Gleiten und Atmen leuchtender Wellen schaukelt, ruhevoll und selig und ein überirdisches Wesen.

Da er so hinglitt, umgriff eine riesige Faust den Kranz, der in prunkender Üppigkeit um seine Schläfen wucherte, mit sanfter und göttlicher Gewalt, daß die Dornen darin in sein Hirn hineinfuhren, ein Geschwirr goldener Pfeile.

Er starb.

Und sausend fuhr seine Seele aus in die Nacht der Welt.

Sonett / Von Gerhart Hauptmann

Aus Mittagsgluten klagen Windesklagen
um heiße Mauern und in schwüle Räume.
Ich höre sie im Schlummer meiner Träume:
ruhlose Stimmen, die am Herzen nagen.

Gleichwie Verdammte aus gestorbnen Tagen,
die etwas suchen und nicht können finden,
um ihrer Schanden Male zu verbinden,
und, ohne Antwort, immer wieder fragen.

Die heiße Luft aus Süd, die finstre Wolke,
die schweigend über den Gebirgen türmet,
erscheinet überfüllt mit diesem Volke.

Wo starrt der Fels, den dieses Heer bestürmet
von Kriegern, die mit bösen Stimmen greinen
wie Kinder, die ein Vater nicht beschirmet,
und, statt zu kämpfen, Regentropfen weinen?

Händefalten / Von Otto Klein

Auf allen Höhen ruht die Dämmerung,
Dumpf in der Ferne braust die Stadt.
Ich bin allein —
Fernab vom wilden Strom,
Und in mein Auge fällt der Abendstern.

In tiefe Andacht bin ich hingesunken, —
Mein Ich zerfließt und fällt mit meinem Kleid,
Die Hände falt' ich —,
Bilde eine Schale
Und fülle mir das Herz mit Gottes Licht.

Der Taugenichts / Von Thomas Mann

In einem Augenblick, wo literarische Aktivistentugendhaftigkeit ihre rhetorisch geschulte Stimme mit den Stimmen jener Exzedenten der Staatsfrömmigkeit vereinigt, welche kategorisch dafür halten, daß das Menschliche dazu da sei, organisiert, restlos organisiert und sozialisiert zu werden und im Staatlich-Gesellschaftlichen unbedingt aufzugehen, — in einem solchen Augenblick mag es sehr frech, sehr zigeunerhaft oder sehr — bürgerlich erscheinen (der Unterschied ist heute so groß nicht, als man denken sollte, und war es niemals), von einem deutschen Buche zu sprechen und es mit Nachdruck als deutsch, auch noch als deutsch zu bezeichnen, das der politischen Tugend in einem wahrhaft liederlichen Grade enträt: nämlich so, daß es nicht nur nichts davon wissen will (das wäre noch keine Willenslosigkeit), sondern tatsächlich rein gar nichts davon weiß und sich also auf eine heute schlechthin verblüffende Weise im Stande politischer Unschuld und Ruchlosigkeit befindet: ich meine den „Taugenichts", Joseph von Eichendorffs wundersam hoch und frei und lieblich erträumte Novelle, die wir alle in unserer Jugend gelesen

haben und von der uns allen all die Zeit her ein feiner Saitenschlag und Glockenklang im Herzen nachgeschwungen hat.
„Aus dem Leben eines Taugenichts“... Weiß man noch? Und möchte man die holde Erinnerung nicht einmal auffrischen, gerade und trotzigerweise jetzt die schwebende, klingende Geschichte wieder lesen, die, als wir sie vordem lasen, vielleicht ein zerschlissenes Fetzchen mit Eselsohren war?
Es hat doch wohl keinen Sinn, daß ich die Fabel rekapituliere? Sie anspruchslos zu nennen, wäre schon zu viel gesagt. Sie ist — die reine ironische Spielerei, und der Verfasser selbst macht sich darüber lustig, indem er gegen den Schluß jemanden sagen läßt: „Also zum Schluß, wie sich's von selbst versteht und einem wohlerzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!“ Aber der Roman ist nichts weniger als wohlerzogen, er entbehrt jedes soliden Schwergewichts, jedes psychologischen Ehrgeizes, jedes sozialkritischen Willens und jeder intellektuellen Zucht; er ist nichts als Traum, Musik, Gehenlassen, ziehender Posthornklang, Fernweh, Heimweh, Leuchtkugelfall auf nächtlichen Park, törichte Seligkeit, so daß einem die Ohren klingen und der Kopf summt vor poetischer Verzauberung und Verwirrung. Aber er ist auch Volkstanz im Sonntagsputz und wandernder Leierkasten, ein deutsch-romantisch gesehenes Künstler-Italien, fröhliche Schiffahrt einen schönen Fluß hinab, während die Abendsonne Wälder und Täler vergoldet und die Ufer von Waldhornklängen widerhallen, Sang vazierender Studenten, welche „die Hüt' im Morgenstrahl schwenken“, Gesundheit, Frische, Einfalt, Frauendienst, Humor, Drolligkeit, innige Lebenslust und eine stete Bereitschaft zum Liede, zum reinsten, erquickendsten, wunderschönsten Gesange... Ja, die Weisen, die da erklingen, die überall eingestreut sind, als sei es nicht weiter viel damit, — es sind nicht solche, die man nur eben in Kauf nimmt, es sind Perlen der deutschen Lyrik, hochberühmt, unserm Ohr und Herzen alt und lieb vertraut; hier aber stehen sie an ihrem eigentlichen Platze, noch ganz ohne Ruhmespatina, noch nicht eingegangen in den Liederschatz der Jugend und des Volkes, frisch, erstmalig und nagelneu: Dinge wie „Wohin ich geh und schaue“, oder jenes „Wer in die Fremde will wandern“ mit dem Endruf „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“, oder „Die treuen Berg' stehn auf der Wacht“, und dann die Zauberstrophe, die eine als wandernder Maler verkleidete Frau zur Zither auf dem Balkon in die warme Sommernacht singt; die, wie jedes der Lieder, auf noch prosaischem Wege musikalisch vorbereitet wird — „Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal

von ferne, und die ganze Gegend zitterte und säuselte im Mondschein" —, und die nun freilich nicht mehr volkstümlich ist, sondern ein non plus ultra, eine betörende Essenz der Romantik:

„Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust."

Der Taugenichts nun also, um persönlich auf ihn zu kommen, ist ein Müllersjunge, der seinen Schimpfnamen daher hat, daß er daheim zu nichts taugt, als sich in der Sonne zu rekeln und die Geige zu streichen, und den sein Vater darum ärgerlich auf die Wanderschaft schickt, damit er sich draußen sein Brot erwerbe. „Nun," sagt der Junge, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und während rechts und links seine Kameraden, „wie gestern und vorgestern und immerdar", zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen, streicht er, „ewigen Sonntag" im Gemüte, mit seiner Geige durchs Dorf in die freie Welt hinaus und lenkt mit dem nagelneuen Liede „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" begreiflicherweise die Aufmerksamkeit zweier Damen auf sich, die ihn in einem „köstlichen Reisewagen" auf der Landstraße überholen. Sie nehmen ihn auf dem Trittbrette mit nach Wien, das er ins Blaue hinein als sein Wanderziel genannt hat; und damit beginnt der verträumte Reigen seiner deutsch-italienischen Abenteuer, die Geschichte seiner Liebe zur viel schönen gnädigen Frau, diese willenlose Geschichte, die sich in einer Operntrige verwirrt, um sich in kindliches Wohlgefallen aufzulösen, und in welcher der Charakter dessen, der sie erlebt und erzählt, sich so treuherzig-unverantwortlich offenbart.

Der Charakter des Taugenichts ist folgender. Seine Bedürfnisse schwanken zwischen völligstem Müßiggang, so daß ihm vor Faulheit die Knochen knacken, und einem vag-erwartungsvollen Vagabundentriebe ins Weite, der ihm die Landstraßen als Brücken — über das schimmernde Land sich fern über Berge und Täler hinausschwingende Brücken zeigt. Er ist nicht allein selber nutzlos, sondern er wünscht auch die Welt nutzlos zu sehen, und als er ein Gärtchen zu bewirtschaften hat, wirft er Kartoffeln und anderes Gemüse, das er darin findet, hinaus und bebaut es zum Befremden der Leute ganz mit erlesenen Blumen, mit denen er allerdings seine hohe Frau beschenken will, und die also wohl einen Zweck haben, aber nur

einen unpraktisch-empfindsamen. Er ist von der Familie der jüngsten Söhne und dummen Hänse des Märchens, von denen niemand etwas erwartet und die dann doch die Aufgabe lösen und die Prinzessin zur Frau bekommen. Das heißt, er ist ein Gotteskind, dem es der Herr im Schlafe gibt, und er weiß das auch; denn als er in die Welt zieht, wiederholt er nicht seines Vaters Wort vom Broterwerb, sondern er erklärt leichthin, er gehe, sein Glück zu machen. Auch ist er so hübsch von Gesicht, daß in Italien, wo er, ohne es zu wissen, infolge der Intrige eine Zeitlang für ein verkleidetes Mädchen gilt, ein schwärmerischer Student sich recht hoffnungslos in ihn verliebt, und daß überhaupt alle Herzen sich freundlich zu ihm neigen. Trotzdem aber und obgleich er die schöne Wandererde, das frische Krähen der Hähne über die leise wogenden Kornfelder hin, die schweifenden Lerchen zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel, den ernsten Mittag, die flüsternde Nacht aus dankbarer Seele liebt und innig belauscht, ist er in der Welt doch nicht zu Hause, hat in der Regel nicht teil an dem Glücke derer, die sich in ihr zu Hause fühlen. „Alles ist so fröhlich," denkt er, während er wie öfters über der Welt in einer Baumkrone sitzt, „um dich kümmert sich kein Mensch. Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffe, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend und ist so recht zufrieden. Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet." Er vergleicht sich mit einem zusammengerollten Igel, mit einer Nachteule, die in Ruinen hockt, mit einer Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers. Und er nimmt dann seine Geige von der Wand und spricht zu ihr: „Komm nur her, du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt!" Er ist ein Künstler und ein Genie, — was nicht seine eigene Behauptung noch die des Dichters ist, aber durch seine Lieder zur schönsten Evidenz erwiesen wird. Gleichwohl hat sein Wesen nicht den geringsten Einschlag von Exzentrizität, Problematik, Dämonie, Krankhaftigkeit. Nichts ist bezeichnender für ihn als sein „Grausen" vor den wildschönen und überspannten Reden des Malers in dem römischen Garten, eines Bohemiens von dekorativem Gebaren, der mit grotesker Lustigkeit von Genie und Ewigkeit, von „Zucken, Weintrinken und Hungerleiden" rodomontiert und dabei mit seinen verwirrten Haaren vom Tanzen und Trinken im Mondschein ganz leichenblaß anzusehen ist. Der Taugenichts schleicht sich davon. Obgleich Landstreicher, Musikant und Verliebter, versteht er sich nur schlecht auf die Boheme, — denn die Boheme ist eine äußerst literarische und naturferne Form der Romantik, und er ist vollkommen

unliterarisch. Er ist Volk, seine Melancholie ist die des Volksliedes und seine Lebensfreude desselben Geistes. Er ist gesund, wenn auch keineswegs derb, und kann die Verrücktheiten nicht ausstehen. Er „befiehlt sich Gottes Führung, zieht seine Violine hervor und spielt alle seine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang". Sein Romantizismus ist also weder hysterisch, noch phthysisch, noch wollüstig, noch katholisch, noch phantastisch, noch intellektuell. Dieser Romantizismus ist ganz unentartet und unentgleist; er ist human, und sein Grundton ist melancholisch-humoristisch. Wo dieser Ton drollig wird, erinnert er auffallend an den eines sehr hohen germanischen Humoristen der Gegenwart, der ebenfalls Volk und inniger Landstreicher ist: an den Knut Hamsuns. „Parlez-vous français? sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem Kopfe, und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht französisch." — Der Taugenichts verleugnet den Humoristen auch nicht in der Liebe. Auch seine Liebe ist nicht „leichenblaß", auch sie ist human, das heißt melancholisch, innig und humoristisch. Er würde sich niemals, wie der welsche Student tut, der ihn für ein Mädchen hält, jemanden mit idio und cuore und amore und furore zu Füßen stürzen. Als „alles, alles gut" ist und er seine hohe Frau haben kann, da sie gottlob nur eine Portiersnichte ist, da ist er „so recht seelenvergnügt" und langt eine Handvoll Knackmandeln aus der Tasche, die er noch aus Italien mitgebracht hat. „Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinein." Das ist so freiwillig humoristisch, daß keine unfreiwillige Komik aufkommen kann, und man erinnert sich, daß auch die Märchenhänse sich nicht exaltierter aufführen, wenn sie die Prinzessin bekommen. Der Taugenichts ist in geschlechtlichen Dingen unschuldig bis zur Tölpelhaftigkeit und geht aus recht heiklen Lebenslagen, in die er dank der Intrige gerät, unberührt und ahnungslos hervor. Daß seine Reinheit nicht albern wirkt, ist eine starke poetische Leistung. Es ist die Reinheit des Volksliedes und des Märchens und also gesund und nicht exzentrisch. Er hat die Naivität und Freimenschlichkeit gemeinsam mit Gestalten wie den Wagnerschen Waldknaben, dem Helden der Dschungelbücher und Kaspar Hauser. Aber er hat weder Siegfrieds Muskelhypertrophie noch Parsivals Heiligkeit, noch Mowglis Halbtierheit, noch Hausers seelische Kellerfarbe. Das alles wären Exzentrizitäten: der Taugenichts aber ist human-gemäßigt. Er ist Mensch, und er ist es so sehr, daß er überhaupt nichts außerdem sein will und kann: eben deshalb ist er der Taugenichts. Denn man ist selbstverständlich ein Taugenichts, wenn man nichts weiter prästiert, als eben ein Mensch zu sein. Auch ist sein Menschentum

weniger differenziert, es hat etwas Abstraktes, es ist bestimmt eigentlich nur im nationalen Sinne, — dies allerdings sehr stark: es ist überzeugend und exemplarisch deutsch, und obgleich sein Format so bescheiden ist, möchte man ausrufen: wahrhaftig, der deutsche Mensch!

Ein Zeichner mit dem romantisch-vorpolitischen Namen Preetorius hat diese Figur wundervoll verstanden und wiedergegeben. (Sechster Hyperiondruck, Verlag Hans von Weber, München, 1916.) Sie ist nur zwei Zoll hoch auf seinen Bildern, aber voll von poetischem und symbolischem Leben. Der Taugenichts vor dem Amtmann, auf der verwitterten Gartenmauer, im Schlafrock vor seinem Zollhäuschen; der Taugenichts im Frührot wandernd und geigend oder im Baum über das weite Land hin meditierend; der Taugenichts, sein Instrument schwenkend, vor der Silhouette von Rom oder am Schluß mit der Geliebten auf dem Söller über dem tiefen Tal: das sind Fixierungen von zarter und eindringlicher Bildkraft. Der Illustrator macht seinen Helden nicht „schön", obwohl es im Buch über ihn heißt: „Come è bello!" Aber die Schönheit des Taugenichts ist auch sicher nichts weiter als ein Durchschimmern seiner Gottes-kindlichkeit, und der Illustrator tat recht, dem Zug seines humoristischen Talentes zu folgen und keinen Idealjüngling, sondern einen linkischen Märchenhans zu zeigen. Sein Taugenichts — und man wird ihn wohl nun immer so sehen müssen — ist ein Bursche in einem braunen Schoßrock und ungeschickten Hosen, mit Vatermördern, einem komisch widerspenstigen Haarwuchs und einem spitznäsigen, unendlich naiven, unklugen und guten Gesicht. Der Zeichner gab viel mit ganz sparsamen, aber genau und sinnig verwandten Mitteln: er gab nach der Vorschrift des Dichters ein in seiner Anspruchslosigkeit rührendes und erheiterndes Symbol reiner Menschlichkeit, human-romantischer Menschlichkeit, noch einmal denn: den deutschen Menschen.

Bücherschau

Gerhard Preißer, Opferungen. Legendäres Spiel. Wir Verlag, Berlin NW. 87. 8.— M.

Mit dieser Veröffentlichung tritt **Gerhard Preißer**, der bisher in der Stille geschaffen hat und nur einem kleineren Kreise bekannt war, in die weitere Öffentlichkeit. In ihm offenbaren sich schöpferische Kräfte, die in der allgemeinen oberflächlichen Beurteilung unserer jungen Dichter in heutiger Zeit leider noch immer nicht genügend gewürdigt und gefördert werden. Es wird sich bei den weiteren Veröffentlichungen des jungen Dichters zeigen, welch eine letzte Tiefen unseres Lebensgeheimnisses aufwühlende Gewalt in ihm pulsiert, und wie er berufen ist, Führer einer neuen, jungen Dichter-

generation zu werden, die unser Leben wieder mit starker Hand packt und ein neues Ethos auf die Trümmerstätte einer zerfallenen Epoche pflanzt. Ein schlagender, durch nichts hemmbarer gotischer Geist, dessen Funke gerade in unserer Zeit schon aufzuglühen beginnt, kommt in Gerhard Preißers Werken elementar zum Ausdruck — ein gotischer Geist, der stets in einer Zeit künstlerisch geformt hat, in der schöpferische, an Kühnheit und Wucht reiche Individualitäten am Werke waren. Alltägliches wird gesprengt. Der Geist strebt ins Monumentale, er beginnt eine neue Form aus Urerlebnissen zu kristallisieren, durchlebt und überbrückt den Zustand eines Volkes, das durch Schicksal an einem schauerlichen Abgrund steht. Er zeigt Wege zu neuem Ziel. Wege, auf denen ein solches Volk schreiten muß, um den geistigen Abgrund zu überspringen, der dämonisch wuchtet in dem Gefühl des Alleinseins auf Trümmern einer Epoche und Geistigkeit. Gerhard Preißer schreibt einmal: „Der heutige Mensch steht am schauerlichen Abgrund einer zertrümmerten Zeit, einer zerquälten, unfreien Menschheit. Er blickt aufwärts, versucht einen strahlenden Gipfel zu erkennen, nach dem er seine erschütterten Schritte wenden kann: und angähnt ihn grenzenlos eine Lehre, die nicht Stufe zum Aufstieg bedeutet. — Der schöpferische Mensch ist da, dem Mitmenschen in seinem Werk Weiser zu sein, Weiser zu glühendem Dasein, zu einem Dasein in Macht und Bedeutung, das durch schmerzvolle Abgründe und Zerrissenheit zum Blick in Ewigkeit führt. Der meist größte Teil unserer heutigen Literatur ist sehr entfernt davon, das zu sein, was sie sein sollte: weil sie nicht aus der Alltäglichkeit gereckt ist, weil sie keine eigene schöpferische Sphäre glühend erschafft und nicht Vorbild sein kann zu neuem Dasein, zu neuer Aufglühung. Da der größte Teil unserer heutigen Literatur nur Kopie alltäglich unbedeutender Menschen ist und überall der pulsende Urschlag der Schöpfung fehlt, so bleibt die tiefe, innerlich schlagende Wirkung aus. Nur Wenige sind, die sich, verkannt und geächtet, glutvoll in den Kampf für die Pforten der Ewigkeit werfen. Nur Wenige sind, die Urvisionen einer schöpferischen Welt zur Kristallisation bringen. Ein glühender Strom aber fließt durch ein solches Werk, leise wächst der Pulsschlag der schöpferischen Urheimat zur machtvollen Erschütterung. Erkenntnis schwingt von Mensch zu Mensch, wenn sie Offenbarung ihres Tiefsten, Innersten gegeben haben — durch das Wort, in dem dämonisch eine ganze Welt klingt und brodelt, in dem sich strahlend ein seelischer Kristall ballt. Aus der Sphäre des Alltags gereckt, gestiegen aus einer schauerlich-wonnevollen Erschütterung, spricht es zum Versteckteften im Menschen, zur Seele. Und das ist die Aufgabe, dies ist die Sendung."

Das legendäre Spiel Opferungen ist Weg zur geistigen Welt Gerhard Preißers. Deshalb erscheint dieses Werk auch zuerst. In ihm werden die innerlich pulsierenden Gewalten fühlbar, die den Dichter auf dem Wege durch verschiedene Schöpfungen auf seinen jetzigen steilen Schaffenspfad drängen. In den „Opferungen" führt eine reine, künstlerisch hohe Wortkristallisation zum urphänomenischen Schöpfungserlebnis, zum Ziel aller dichterischen Wortgestaltung — zum Seeleerlebnis. Ohne gekünstelt zu sein, führt sie kurz und drängend zum Brennpunkt dichterischer Höhen:

zum Erlebnis einer sich auswirkenden menschlichen Seele. Dann aber steigt fordernd das Ethos der Dichtung auf.

Wer die „Opferungen" rein erlebt, der wird auch den weiteren Weg des Dichters verstehen. „Dieser aber ist der Weg zum Mythos, der Weg, der für unsere Zeit notwendig ist, um aus der Zertrümmerung herauszusteigen. Mythos aber ist: Erschaffung des Menschen, des Menschen, der im Gedanken an den Unsinn der heutigen Zeit und Menschen den Sprung gewagt hat ins Chaos, der Märtyrer wurde durch sich selbst, der im Chaos irrte, grauenhaft, suchend und kämpfend — der aber nun einen Weg fand aus Nacht und Grauen zur klaren Formung seiner Urvisionen und eine neue Welt erschuf: der Mythos müde". (G. P.)

Dieser Weg wird sichtbar in dem letzten vollendeten Werke Gerhard Preißers, das auch demnächst erscheinen wird, in der mythisch-symphonischen Dichtung „Der Chaos-Geist". Hier wird der mythische Gedanke rein erfaßt. Der Mensch, um Tiefstes, Wahrstes zu geben, muß hinabsteigen zu den inneren Tiefen seines Menschtums, zur mythischen Macht, zu Urnacht und Chaos, um sich selbst in seiner reinsten Erfüllung als leuchtender Kern — Urmensch — zu sehen. Hier glüht die Stätte seiner wahrhaftigsten Schöpfungstat. Der Mythos beginnt. Es strömt ein silberner Fluß zusammen: Kunst, Religion, Philosophie. Der neue Mensch wird geboren in Sturz und Erhebung aus Urnacht und Chaos. Leuchtend steht ein Gedanke im Dunkel des in erschütterndem Kampfe liegenden Menschen: Chaos-Geist, Gedanke des aus Chaos und Urnacht sich aufkämpfenden Menschengeistes.

Gerhard Preißer packt unser Leben im Kern. Er schwingt eine Fackel und weist zu neuen Ufern. Es ist die Pflicht unseres Volkes, solche Kräfte zu fördern.

Dr. L. G.

Der Liebesreigen. Eine lyrische Monographie. Herausgegeben von Hans Schönherr und Fritz Alfred Zimmer. Verlag Heye & Schade, Leipzig. 30.— M.

Das Buch der Liebenden in Gegenwart und Zukunft, ein Wegbereiter und Weggenosse zu vertieftem, gesteigertem Leben; er wird die Form des deutschen Liebeslebens neu fügen helfen, dem Willen zur Neuform des Liebeslebens eine Richtung und ein Ziel weisen, wie sie die Besten der deutschen Künstlerschaft ersehnen und erstreben. Mit dem Kern- und Krongut deutscher Liebeslyrik einen sich in der Sammlung die reifsten Schöpfungen der neuen und neuesten Dichtung. Entscheidend ist stets Ehrfurcht und Demut vor dem Göttlichen in der reinen Leidenschaft und ihre werbende Kraft für die Erweckung einer tiefen Sehnsucht nach starkem Leben. Dem Trivialen bleibt die Sammlung ebenso fern wie dem Galanten. Irdische und himmlischreine Liebe fließen zu einer von höchster, reinster Kunst gekrönten Einheit zusammen; sie wird erhöhtes Leben allen geben, die in dem Glauben stehen: Wer das Leben gewinnen will, muß das Menschliche wagen.

„Das frohe Jahr". Ein Kinderbuch von Erich Jahn. Drei Sonnen Verlag, Leipzig. 2½.— M.

Ein herrlich buntes Allerlei von Vers, Märchen, Bildern und Spiel.

Walter Lentz, Blühend steigt ein Rauch ins Blau. Gedichte. Erdgeist-Verlag, Leipzig.

Das fein-geschmackvoll ausgestattete Büchlein birgt eine kostbare Lese stimmungssatter Gedichte, die von zarter Melodie beschwingt lerchengleich in die Unendlichkeit aufsteigen. Echte Inbrunst des Dichters stürzt die ganze Fülle des irdischen Erleidens, Sehnens und Jubels in sich und fördert sie kristallklar herauf: einen seligen Trunk aus dem Pokal der wahren Kunst. Selige Jugend, stürmisches Wagen und demütiges Vollbringen — das zeigt den Dichter! B.

Erwin Reiche, Der zuckende Altar. Prosa. Verlag Reuß & Pollack, Berlin.

Der von Willi Jaeckel bebilderte Band zeigt die reiche lyrische Kunst eines stark eigenartigen Neuromantikers. Eine Prosa spricht hier, die ohne jeden Umweg über ordnende und erläuternde Vernunft aus überquellendem Herzen sprudelt, eine lyrische Prosa reich an all der tiefen Spannung der sprunghaften Phantasie und des rein seelischen Erlebens. „Dem Geist der Romantik zugewandt" beginnt „ein Manifest in mir selbst"; — der Geist einer neuen Romantik beginnt hier! B.

(Von Erwin Reiche erschien im Wir Verlag: „Der Schrei der Stille". Szenen. 250 Exempl. auf Bütten in Künstlerband. 18.— M.)

Manfred Georg, Der Rebell. Novelle. Roland-Verlag, München. Unser Kriegserlebnis, gepfercht in einen Menschen, in ein karges Leidgeschehen, erschütternd aus der Not aufgebäumt in die Unendlichkeit erlöst und erlösend. Ein Kunstwerk der selten straffen Art echter Novellistik. B.

Thomas Mann, „Der Taugenichts" ist mit Erlaubnis des Dichters aus den „Betrachtungen eines Unpolitischen" (Verlag S. Fischer, Berlin.) abgedruckt.

Otto Ernst Hesse, „Zweisamkeit", Privatdruck Mannheim. — Das sorgsam und sauber ausgestattete 80 Seiten zählende Gedichtbuch, dessen Verfasser ein jüngerer Anhaltinischer Landsmann Hermann Conradis, verdient als unsrer neuesten Lyrik nahestend Beachtung.

Zum größten Teil spricht der Inhalt das Erlebnis einer jungen Liebe und Ehe aus. Vielleicht könnte es bei vollkommenster Eigenart — mit den bekannten ähnlich gerichteten Dichtungen Max Daudentheys verglichen werden. Es hat den gleichen erotischen Einschlag und manches von seinem Temperament, wenn auch nicht Dauthendeys strahlende, fast naiv heitere Festlichkeit und seine glühende, fast religiöse Freudigkeit. Ihr gegenüber neigt Hesses Eigenart zu einer sehr feinen, sensiblen kultivierten Intellektualität, die sein Temperament von selbstvergessenem leidenschaftlichem Ausbruch zurückhält, (so sehr man die Leidenschaft hindurchglühen fühlt), und die auch bei Dissonanzen verweilt. Hier und da, in all solchem Sinn, auch, oft köstliches, Idyll, Heiterkeit, reif geistvoller Humor. Es ist ein seltsames, ganz eigenartiges Beieinander von tiefer Hingabe, innerstem Verwachsensein, „Zweisamkeit", geistiger wie sehr fein empfindender erotischer Beziehung und dabei von einer im Intellekt erlebenden Distance. Ein geistreich pointierter, doch ungezwungener, und mit seiner Art von ganzer, fester, geprägt in sich männlicher Persönlichkeit fesselnder und überzeugender Ausdruck. Eine feine, bewegliche, gutgepflegte Form, die das Sonett zu bevorzugen scheint. Aber ein paar Proben:

Auf eine Frage.

Am meiſten lieb ich die Metamorphoſen,
in denen ſich dein Weib mir offenbart.
Auf ſtarren Gleiſen läuft des Mannes Fahrt:
wie liebt er Weibweg krummen, weiten, loſen!

Wie ich dich auch genoß: auf feuchten Mooſen,
in ſeidnem Kleid, ausſaugend oder zart,
in Dämmrung Seele nur, aus Mutterart
ein ſtiller Troſt kühlnackt wie Fleiſch der Roſen:

Stets warſt du ganz des Augenblicks Geſtaltung,
keuſch, geil, gut, böſe, ſchillernd, klar, verſchwebend,
bald Tier nur, bald nur Sucht, dich zu vergeiſten.

Und dennoch immer du, in ewiger Haltung,
in tauſend Formen deine Form zerlebend. —
Sieh, Weib, das liebe ich an dir am meiſten.

Erlöſung.

Nun blühn die Wunder aller bunten Freiheit
im warmen Schatten unſrer bittren Parung.
Nun ſind wir Ziel und miſſen Gott als Nahrung
und reifen uns zur Zukunft beſſrer Dreiheit.

Wir lachen tief das Lachen unſrer Freiheit
und halten Tier und Luft wohl in Verwahrung.
Denn in uns menetekelt Offenbarung
Das Warnerwort der Weltennöte: Zweiheit.

Die Stunden, da ich dich, du liebe Hälfte,
mit tiefſter Glücksgier in mich untertauche,
ſo daß dein du ſich ganz in mich ergießt:

Die Stunden ſind Vollendung. Sind wie zwölfte.
Und ſo, daß Gott ſein großes, dunkles Auge
in einer leuchtenden Erlöſung ſchließt.

Johannes Schlaf (Weimar).

Bezugspreis jährlich 12.— M. (180 Kr., 4 frs.). Einzelheft 2.50 M.
Einſendungen: Proſa an Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderſtr. 24a,
Lyrik an Erich Worbs, Lychen-Mark, Strandpromenade.
Bezug durch die Redaktionen, in Deutſchland: Wir Verlag,
Öſterreich: Hermann R. Lichtenegger, Wien 2, Vorgartenſtr. 205[83],
Schweiz: Friedrich M. Roeber, Zürich 8, Mühlebachſtr. 1.

Verlag: Wir Verlag, Berlin NW. 87, Elberfelderſtr. 24a.
Druck: Oscar Brandſtetter, Leipzig.

Romantik

Eine Zweimonatsschrift

*

Herausgeber: Kurt Bock / Erich Worbs

*

4 Jahr * 1922 * Heft 2

Leuchtende Jugend / Von Waldemar Bonsels

Die Luft, die Luft ließ diese Welt erstehn.
Das Licht. Das Licht.
Wir sind so schön, als wir die Erde sehn
und schöner nicht.
Ich bin tausendmal schöner als du.

Nicht Halt noch Wille läßt uns bleiben
und Ruhe nicht.
Wir sind so stark, als wir in Lust erglühn
und stärker nicht.
Ich bin tausendmal stärker als du.

Kein Gott, der tröstet, und kein Gott, der lenkt,
und kein Gericht.
Wir sind so reich, als Liebe uns beschenkt
und reicher nicht.
Ich bin tausendmal reicher als du.

Tag der Not / Von Franz Alfons Gayda

Der Nachmittag liegt lichtlos vor dem Fenster. Hellgrau bis grauschwarz getönt hängen die Wolken müd und träge — als wollten und wollten sie nicht weiterziehen. Hier und da ist aber eine Lücke in der grauen Wand, aus der ein Fetzen weißlich-trüben Himmels starrt. Selten, daß ein kümmerlicher Luftzug die Blätter der jungen

Birke drüben bewegt — melancholisch haben sie ihre Köpfe zur Erde gesenkt. — —

In der verschwommenen Schwere dieser Stunde gleiten die Gedanken tief am Boden, haltlos, schmerzlich, ohne Heimat, ohne Heim; wie Schwalben tief an der Erde huschen in schwüler Stunde, wenn sie ihr Heim, ihr Nest nicht mehr finden, das mitsamt den Jungen ein dummer Windstoß, ein tückischer Bengel ihnen entriß, zerriß — — Nichts kann, nichts will emporfliegen in wolkenfreien, sternblühenden Raum.

Ein falbe Dämmerung schon um die vierte Stunde. Es will nicht regnen und nicht sonnenscheinen — es lastet nur dumpf und traurig. Das Grün ist staubig, abgenutzt, schäbig — und trocken starren gelblich-braun schon viele Blätter — vertrocknet wie vom heißen, dunklen Leben ausgesogene Herzen. Stumpf und arm brüten die Farben der paar Blumen, die sonst so brennend, so märchenreich geleuchtet. Alles Angenehme, Leichte, Fröhliche, alle Eleganz und Formenschönheit ist dahin — —. Wie Kästen, plumpe steinerne Kästen hocken die noch so schönen Häuser in dem leblosen Tage, seine Starre noch erhöhend. — Jetzt greife noch zu Immensee —, zu einem Lied vom Niembsch von Strehlenau — und greife dir dein Herz aus der beengten Brust, stelle es mit all seinem zerbrochenen Kram, mit all seinem beschmutzten, hohen Wollen — mit all seinem kalt gewordenem, heißem, heiligen Hoffen — in diese kalten, schweren Traurigkeiten — —

Ja — kalt ist es auch — erschauernd füllt diese von keinem Sonnenstrahl, von keinem Lachen, von keinem Glück durchwärmte Luft das Zimmer. Unglaublich, daß irgendwo das törichte, vergebliche, vernichtende Spiel des sogenannten vernünftigen Lebens weitertaumelt. — Daß diese tiefe, nachttiefe Traurigkeit dieses Augusttages nicht wie innerlicher Nebel alle Herzen umschauert. — —

Sondern du allein in die Armut deiner Tage gehüllt, hörst die Tränentropfen innen in dein Herz dir fallen — schwer und leis ins Herz dir fallen; bei dem es auch nicht mehr regnen und nicht mehr sonnenscheinen will.

Bis Nacht verschüttet schlafgesegnet deine Not.

Die alten Brunnen / Von Curt Schreinert

Die Brunnen rinnen nun in allen Fernen.
In alten Städten, die von Fabriken fast erstickt,
Ist plötzlich aller Lärm in blaue Nacht erdrückt,
Und leuchtend stehen sie im Glanz von Sternen.

Ich ſehe wieder Tore ſchräg erhellt von hängenden Laternen.
Die ich nur rußig in gemeiner Not erblickt,
Sind abendlich auf einmal wie zum Feſt geſchmückt,
In ihren Gängen brauſt es wie Choral von Sternen.

Wie wunderſam! In matten Straßen webt der Mond,
Und Giebel neben Giebel iſt von Licht umfangen,
Des Kirchturms gotiſches Geſtühl vom Silberglanz umthront,
In den Kaſtanienbäumen ſelbſt iſt ſchäumend Prangen.
Die alten Brunnen — o ſo laß uns ſelig lauſchen —
Sie ſind längſt wach .... Vernimm ihr Rauſchen!

Der Becher des Königs Anuſchar / Von Werner Dreiſt

I.

Schön war der Becher des Königs Anuſchar. Purpurn und wild lachte in ihm der Wein beim ſchäumenden Feſtgelage. Nur der König trank aus ihm und ſeine Lieblingsfrau. Schön war Ninturun, die Lieblingsfrau des Königs Anuſchar. Purpurn und wild lachte der Wein in ihr nach dem ſchäumenden Feſtgelage, wenn der König des Nachts bei ihr ruhte. Denn wie die Roſe ſich nach der Sonne ſehnt, ſo ſehnte ſich immer Ninturun nach ihrem Herrn, dem König Anuſchar.

Aber nicht ſein Becher und nicht ſeine Lieblingsfrau konnten den König Anuſchar ſchützen vor ſeiner Torheit. Der Stolz pochte an die Tür ſeines Herzens, und die Torheit tat ihm auf und ſprach: „Sei willkommen," und als die Geſandten des mächtigen Königs Uſchurſag, des Gebieters über viele Länder, zu König Anuſchar kamen und den jährlichen Tribut von ihm forderten, da ließ er ſie mit Peitſchen züchtigen und ſandte ſie heim zu ihrem Herrn ohne die Abgaben, die ſie von ihm verlangten.

Darüber ergrimmte der König Uſchurſag, der Gebieter über viele Länder, und er ließ Nebuhaddon zu ſich rufen, ſeines Bruders Sohn, der nach ihm die Krone tragen ſollte, weil ihm ſelbſt die großen Götter keinen Erben beſchert hatten. Nebuhaddon aber war jung und von Geſtalt ſchön. Seine Tage floſſen ihm dahin wie die Wellen eines Bergſtroms, die in der Sonne funkeln, und wie die Klänge einer Harfe, die zu fröhlichen Tänzen geſpielt wird. Trefflich verſtand er zu jagen, zu reiten und mit dem Bogen zu ſchießen. Und wie die Hirſche im Walde, ſo ſchnellfüßig waren ſeine Gedanken. Wenn die Töchter ſeiner Vaterſtadt ihn lächeln ſahen, ſo war es ihnen, als ſtrahle die Sonne noch einmal ſo reich und als dufteten die Blumen auf dem Felde noch einmal ſo heiß.

Als Nebuhaddon vor seinen Oheim, den mächtigen König Uschursag trat, sprach der König zu ihm: „Deinem heißesten Wunsche, Nebuhaddon, will ich heute Erfüllung schenken, du sollst meine Heere zum Streite führen. Rüste dich und ziehe aus gegen den König Anuschar, den stolzen Toren. Er will den Tribut nicht zahlen, den ich von ihm verlangte. Meine Gesandten hat er schimpflich verhöhnt und mit Peitschen gezüchtigt. Dafür sollst du das Gefäß meiner Rache über ihn ausschütten. Fängst du ihn lebendig, so sollst du ihn töten, alle Beute aber sei dein."

Nebuhaddon fiel vor dem König auf die Knie, küßte den Saum seines Gewandes und dankte ihm. Dann stand er auf, schritt hinaus und rüstete ein Heer. Am nächsten Tage bei Sonnenaufgang zog er aus gegen Anuschar, den stolzen Toren, schlug ihn, zerstörte seine Stadt und lud den Sieg auf seines Oheims Wagen und Rosse. Und Anuschar sah, daß er nicht mehr entrinnen konnte, und rief selber den Todesengel und schüttete ein wenig von dem Gift, das er in einem Büchslein bei sich zu tragen pflegte, in seinen Becher und tat den Todestrunk. Gleich einer Verheißung aber strahlte der Purpurkuß der scheidenden Sonne auf der Siegerstirn des Nebuhaddon, als er heimritt nach seiner Vaterstadt auf einem schwarzen jungen Hengst, inmitten seiner Krieger und seiner triefenden Beute.

Das Schönste in der Beute des Nebuhaddon war der Becher des Königs Anuschar und seine Lieblingsfrau Ninturun. Den Becher schwang Nebuhaddon in seiner Rechten, und ein Lächeln schwang sich von seinen Lippen auf die Dächer der Häuser. Neben ihm aber ward auf einer Sänfte Ninturun getragen, die Lieblingsfrau des Königs Anuschar.

Wie ein Kind mit dem Feuer spielt und ein fremdes Haus anzündet, und es dann zitternd und weinend brennen sieht, so hatte Ninturun das Herz des Nebuhaddon mit flackernden Flammen gefüllt und wußte selber nicht wie. Einer erstickenden Last gleich lag der Tod ihres Herrn und Gemahls auf ihrer Seele. Und der Tränenschleier ihrer Blicke verschwieg ihr die Schönheit Nebuhaddons. Der aber erkannte, daß ihre Augen und Lippen traumschwer waren wie ein Schlummer unter verzauberten Bäumen, daß ihr Antlitz mit seltsamer Sonne gesalbt und ihr Leib in jauchzender Lieblichkeit gebadet war. Und es tanzte in seinem Herzen ein heißes Frohlocken.

Als er nun an den Fenstern des Königshauses vorüberkam, erblickte ihn sein Oheim. Und auch Ninturun erblickte er in ihrer Sänfte. Da überfiel das Verlangen den König Uschursag, wie des Nachts im Walde der Mörder den einsamen Wanderer überfällt. Nebuhaddon aber sah nicht den König noch das Verlangen

auf des Königs Antlitz. Er sah nur die halbverhüllte Holdseligkeit Ninturuns, und sein Geist versank in einem Meere von Sehnsucht und Süße.

II.

Nacht war es. Vor dem Hause des Nebuhaddon standen zwei Wächter gleich Säulen aus schwarzem Marmor. Schwül duftende Stille glitt ohne Unterlaß herab, wie wenn warmer Regen herabgleitet in schweren Tropfen. Nur ein Brunnen plätscherte sanft im Traume. Doch aus den Kelchen der Blumen, die in Nebuhaddons Garten lächelten, stieg wollüstiges Schweigen und schwang sich durch das Fenster in Nebuhaddons Schlafgemach, wo Ninturun, die erbeutete Lieblingsfrau des Königs Anuschar, bei ihm ruhte.
Und Ninturun spürte das wollüstige Schweigen, das aus dem Garten kam. Und beim Scheine der Fackel, die über ihr hing, sah sie, daß ihr neuer Gebieter schön war wie Ischtars Gemahl und königlich wie eine Zeder. Da ließ sie sich von ihm ihre Tränen trocknen. Denn gleich wie Gilgamosch nach dem Paradiese trachtete und nach seiner Herrlichkeit, also trachtete Nebuhaddon nach der Liebe Ninturuns, und sie schenkte ihm den Brunnen ihrer Wonnen.
So genossen sie beide, was berauschender ist denn alter Wein und süßer denn Honig: die Gabe der Ischtar, der großen Göttin.
Plötzlich hörten sie Stimmen und Tritte. Und es kam ein Sklave und verkündete, der König sei gekommen und erwarte seines Bruders Sohn im Prunkgemach. Seufzend sprang Nebuhaddon vom Lager empor, hüllte sich in sein schönstes Gewand, küßte Ninturun und schritt schnell in das Prunkgemach. Dort beugte er sein Haupt vor dem König und sprach: „Sei willkommen, mein königlicher Oheim und machtstrahlender Gebieter! Was begehrst du von deinem Knecht?"
Der König antwortete: „Ich bin gekommen, Nebuhaddon, um dir für deinen Sieg über Anuschar und sein Volk Lob und Dank zu spenden und um deine Beute zu betrachten. Man hat mir erzählt, daß sie sehr reichlich sei. Darum zeige sie mir."
Nebuhaddon verneigte sich wiederum und sprach: „Dein Wille, o König, geschehe."
Und er ließ Schläuche voll Öl und Wein, schwere purpurne Gewänder, edle Steine, köstliche Perlen und wohlriechende Salben und Narden herbeibringen und viel silbernes und goldenes Gerät, darunter auch den Becher, in dem beim schäumenden Festgelage der Wein so purpurn und so wild funkelte und aus dem einst nur der König Anuschar und seine Lieblingsfrau tranken. Auch das Büchslein

brachte er König Uſchurſag, in dem das Gift war, mit welchem Anuſchar ſich getötet hatte. Auch zeigte er dem Könige die erbeuteten Sklavinnen, unter ihnen Ninturun, denn Nebuhaddon fürchtete die Rache König Uſchurſags. Endlich ſprach er zu ſeinem Oheim: „Soll ich jetzt meinen Sklaven gebieten, dir das erbeutete Vieh zu zeigen, mein König und Herr?“

Der König aber ſprach: „Laß es genug ſein. Komm, laß uns niederſitzen und von dem Weine trinken, den du erbeutet haſt.“ Und ſie ließen ſich im Prunkgemach nieder auf köſtlichen Teppichen und tranken ſchweigend. Den König ließ Nebuhaddon aus dem Becher Anuſchars trinken.

Nachdem ſie geraume Zeit getrunken hatten, ſtellte der König den Becher vor ſich hin und ſprach zu Nebuhaddon: „Höre, ich habe dir zwar geſagt, die Beute, die du auf deinem erſten Kriegszuge machen würdeſt, ſolle dein ſein, aber als ich dir dies verſprach, hatte ich die Lieblingsfrau des Königs Anuſchar noch nicht geſehen. Jetzt hat ihre heiße Schönheit mein Herz entflammt, und ich werde verdorren wie ein Baum in der Wüſte, wenn nicht Ninturun, die den Brand entfacht hat, ihn wieder löſcht. Deshalb will ich Ninturun beſitzen. Du aber, Nebuhaddon, wähle dir unter meinen Frauen, die aus, welche dir die ſchönſte iſt.“

Als dies der König geſagt hatte, fuhr ein heulender Wirbelwind in die Seele des Nebuhaddon. Er ſchauerte zuſammen, und hoch empor reckten ſich in ihm Zorn und Schmerz, aber die weiſe Furcht Nebuhaddons vor dem Grimm des Königs war ſtärker. Und Nebuhaddon neigte ſein Haupt und ſprach: „Huldreicher König und Gebieter, dein Wille geſchehe.“

Darauf befahl er einem Sklaven, Ninturun wieder herbeizubringen. Einen anderen Sklaven hieß er den Krug von neuem füllen, und er faßte den Krug und ließ den Wein purpurn und wild in den Becher des Königs Anuſchar perlen.

Als er aber dies tat, geſchah es, daß ſein Blick auf das Giftbüchslein fiel, das er dem Könige ſoeben gezeigt hatte. Da ſchnellte ein Gedanke durch ſeine Seele, ſo geſchwind wie ein Pfeil, der eines trefflichen Schützen Bogenſehne verläßt. Und ſo wild wie ein hungriger Tiger, wenn er ein Lamm zerfleiſcht.

Nebuhaddon wartete, bis Ninturun hereingeführt ward. Und als der König ſich umwandte, um aufzuſtehen und auf ſie zuzuſchreiten, da nahm Nebuhaddon das Büchslein und ſchüttete das Gift in den Becher des Königs Anuſchar. In ſeinem Innern erklang die Muſik der Rache wie von hundert jubelnden Kriegstrompeten, und mitten hinein jauchzte lüſterner Harfen und Zimbeln Geſang. Aus ſeinem Munde kamen ruhig und beſonnen, wandelnden Prieſtern

gleich, die Worte: „Ruhmglänzender König und Oheim! Schenke mir die Ehre, noch einmal niederzusitzen und einige Becher meines Beuteweines zu leeren. Sieh', wie lacht er so purpurn und wild aus dem Becher des Königs Anuschar."
Da lächelte der König und sprach: „Diese Bitte, Nebuhaddon, will ich dir gewähren."
Und er faßte den Becher, setzte ihn an die Lippen und trank ihn bis zur Hälfte aus. Dann sagte er: „Nebuhaddon, heute kann ich deine Bitte nicht erfüllen, dieser Wein brennt wie Feuer in mir. und ach, mein Herz ist wie ein Flammenmeer, seit ich Ninturun gesehen. Das Verlangen nach dir, Ninturun, Wunderblume aus dem Lande Anuschars, hat mich krank gemacht. Heile mich, o Ninturun! Ich bin krank, sehr krank."
Bei diesen Worten begann er zu taumeln, erbleichte und sank zu Boden. Nebuhaddon umhüllte seine Zunge, seine Lippen und seine Arme mit Heuchelei, trug mit einem Sklaven den Körper des sterbenden Königs in das Schlafgemach und brach in Wehklage aus. Ninturun aber blieb in dem Prunksaal alleine. Sie seufzte und weinte. Denn sie hatte nun gehört, daß sie dem König Uschursag geschenkt werden solle.
Als sie so den Becher des Königs Anuschar erblickte, da tauchte aus den Fluten ihrer Seele bleich eine Sehnsucht auf nach ihrem toten Herrn Gemahl. Und sie dachte an ihre Heimat, an König Anuschars schäumende Festgelage und an seine funkelnden Liebesnächte mit ihr. Da ward ihr bang und weh, und sie preßte den Becher König Anuschars in trauriger Wonne an ihre Brust. Und wie sie den Wein so purpurn und so wild in dem Becher leuchten und lachen sah, da sagte sie zu ihrer blutenden Seele: „Noch einmal will ich aus dem Becher trinken, wie ich es einst so oft getan." Und eine dornenvolle Seligkeit lockte sie, den Becher bis auf den Grund zu leeren ....
Als Nebuhaddon, ein wildes Jauchzen in der Brust, aus dem Schlafgemach wiederkehrte, sah er den lieblichen Leib Ninturuns in Qualen sich auf den Boden winden. Leer aber war der Becher des Königs Anuschar.

Einsamer Abend / Von Wilhelm von Scholz

Abends seid ihr um mich, liebe Frauen,
die ihr atmend eingingt in mein Leben.
Eure sehnsuchtsvollen Augen schauen
still mich an. Eure Gefühle schweben
geisterleise. Keine sieht die andre.

Jede folgt nur mir mit ihrem Blick,
wenn ich einsam durch die Zimmer wandre.
Jede weiß von einem andren Glück.
Selig atm' ich eure stille Treue,
eure Sehnsucht, ihr geliebten Frauen,
trink ich eurer Augen wehes Schauen —
ich in meiner treulos-süßen Reue.

Du / Von Walther Lentz

Es gibt Worte, die klingen so lind und so vertraulich. Sie kommen einher, mahnend, einschmeichelnd und besänftigen unsere wunde Seele. Plötzlich im Kreis lärmender Alltagsfreuden oder in Nächten quälender Einsamkeit zucken sie durch unser brennendes Hirn, und wir erschauern unter der süßen Last von tausend Erinnerungen.
Aber keins birgt so alle Quellen lauterster Seligkeit wie das kleine, unscheinbare „Du". Keines ist so voller Reize und verschwiegenem Leben wie dies eine Wort, mit dem die Mutter uns grüßte, der Vater mahnte und die Liebste ihre keuschesten Empfindungen hinjauchzte.
„Du" ist mehr als Vater, Mutter und Liebste.
„Du" ist der ganze Inbegriff menschlichen Fühlens. Ist ein Wort, in dem noch die Heiligkeit ersten Schöpfungstages glüht, die Leidenschaft ungestillter Herzen. „Du" ist wie ein Feuerstrom, der von dir zu mir hinüberzündet, ist ein sieghaftes Bekenntnis und das leise Stöhnen bedrängter Sinne zugleich.
„Du" ertönt, wo alle andern Worte versagen.
Mit bebenden Lippen beugt sich ein Weib über ihr Kindlein, das sie unter Schmerzen der Welt geschenkt hat: „Du".
Letzter Scheidegruß von Vater und Mutter dem stiller Hut entwachsenen Jüngling: „Du".
Seliges Erkennen um aller Dinge tiefinnerstes Sein, getragen von treuen Freundes aufmunterndem Beifall: „Du".
Erster Liebe unendlich Erwachen beim Wandern durch blühende Gefilde im Morgenschein: „Du".
Heimat und Wiedersehn, Alltag und bitteres Verkennen: „Du".
Und hier und dort ein Mensch, dem ich nahe bin, dessen Herz mir entgegenschlägt, Kämpfer um ein Ziel: „Du".
Und dann Abschied für immer nach Lebens lastenden Mühen, gebettet in eine sorgende Hand: „Du".
Alles ist dieses „Du": Hohn und Verzweifeln, drohende Tat und milde Beschwörung, Fluch und Segen, Schrei und Verlockung, Schwur und Stammeln, Licht und Schatten, Dasein und Tod.

„Du" macht lachen und weinen, ruhen und taumeln, welken und blühn.
„Du" ist die steile Flamme sieghaften Lebens.
„Du" ist schwindender Kraft abglimmender Funke.
„Du" jauchzt der Mund.
„Du" stöhnt das Blut.
„Du" ist ein unerschöpflicher Bronn.
Eine Harfe im Wind.
Darein die Seele selbst ihr letztes Geheimnis verfangen.

Der Knabe / Von E. W. Unger

Manchmal ist er von den Sternen wie erhellt.
Er zerreißt mit himmelhohen Händen
All die bunten Schleier der Legenden
Und der Märchen über Gott und Welt...

Er enträtselt. Und er deutet, halb in Klarheit,
Halb verwirrt und verzückt wie ein Psalmist,
Unbekümmert, daß die Wahrheit
Wunderbarer als das Märchen ist.

Etwas mehr Philosophie / Von Gustav Sack †

Wir pflegen eine Oberflächlichkeit, die unser Leben von Tag zu Tag wertloser werden läßt. Nicht weil uns der landläufige Idealismus aus den Händen gefallen ist oder wir in der Zeit der Zeppeline und Kinos leben, das allein kann so gut vertiefen wie verflachen, sondern weil uns das große Sich-Wundern verloren gegangen ist. Vielleicht haben wir es auch nie derart gehabt, wie es heute nötig ist, um eben die Kinos und Zeppeline zu ertragen.
Ich bin ein Todfeind des nil admirari; ich sehe hinter ihm, von dem pachydermen Philister abgesehen, den es immer gegeben hat und ewig geben wird, und der notwendig uns nicht fehlen darf — als Grundlage und Hintergrund, den Abgearbeiteten und Leidenden, der sich nicht mehr wundern, d. h. der nicht mehr sehen will; der wissend die Augen zumacht und sich um so wohler fühlt, je mehr er unbewußt arbeitende, essende, schlafende, sich amüsierende Maschine wird. Er mag nicht mehr seinen Trieben in die Augen sehen, geschweige denn auf ihnen reiten. Und reißt ihn doch einmal irgendein Geschehnis, ein fremdes aus der Schablone geschlagenes Schicksal oder auch nur ein gerötetes ihm vor die Füße gefallenes Blatt,

aus seiner Lethargie heraus — die aber als solche eine andere ist als die des Philisters, sie ist für ihn Heilmittel, Flucht und Versteck, für jenen Gesundheit und behagliche Wohnung — und zeigt ihm schnell wie ein Blitz das gar nicht zu fassende Rätsel, das er in sich konzentriert hält, die unumstößliche Tatsache und doch unglaubliche Merkwürdigkeit seines Lebens und die nie wiederkehrende souveräne Einzigartigkeit dieses Lebens und läßt dann in ihm das beängstigende Staunen und Sich-Wundern aufsteigen, daß er sich vorkommt wie ein hin- und hergeworfener Nebeltropfen in einem Himmel von Rätseln, so lächelt er müde und schließt die Augen und kriecht wieder in seine Triebhaut zurück: und die Maschine geht ihren Gang.

Aber wir sollen trotz allen Leiden und gerade bei allen Leiden die Augen weit offen halten, denn nur so sind sie zu bewältigen; wir sollen immer auf uns selber springen! Wir sollen dieses Uns-Wundern und Uns als Rätsel über dem Bodenlosen Vorkommen mit allen Sinnen und Gedanken festhalten und auf dieser Grundlage, dem stets wachen Bewußtsein unserer nie zu lösenden Fragwürdigkeit, über das Leben hingleiten, froh, leicht, tief und rätselvoll, wie über junges elastisches Eis, unter dem das Grauen und der Tod lauern.

Ich meine, wir sollen wieder etwas Sinn für den Zauber philosophischer Begriffe zu bekommen suchen. Deswegen brauchen wir noch nicht in die Büsche zu gehen und über das Ur-Eine zu philosophieren beginnen wie weiland die Tübinger Stiftsjünglinge; das wäre der andere Fehler, und wir sähen, wie die Philosophieprofessoren, den Wald vor den Bäumen nicht. Wir sollen uns nur von einigen Hauptbegriffen ganz durchklingen lassen, daß bis ans Ende etwas davon in uns nachklingt.

Wir reden so viel vom Kult der Persönlichkeit; aber wenn wir unsere Einzigartigkeit herausarbeiten wollen, und in dem Herausarbeiten liegt doch nur der Genuß, ohne das nie müde Bewußtsein unserer lückenlosen Bedingtheit, so folgen wir nur einem anderen Trieb, den wir als solchen, weil wir ihn doch nicht anzweifeln und ihn auf die Wagschale legen und über ihn lächeln können, nicht in unserer Gewalt haben und bewußt ausüben können. Es hilft nun einmal nichts, wir können nicht mehr zu dem Dämmerglück des Tiers zurück, wir stehen auf der Wegscheide und wissen nicht wohin? Und doch gibt es nur den einen Weg: uns selbst zu genießen, indem wir jede unserer Handlungen in das hellste Bewußtsein ziehen.

Nur was wir bewußt als ewige Fragwürdigkeit erkennen und mit dem wir dann anfangen als mit einem angenehmen Rätsel zu spielen, besitzen wir. Und betrachten wir uns selbst als ein solches Rätsel, das uns täglich mit seinen Arbeiten, seinen Leiden und Ent-

deckungen immer tiefere, buntere und überraſchendere Scheinlöſungen bietet, ſo ſtehen wir in einer ironiſchen tiefſinnigen Heiterkeit über uns und empfangen jeden Tag als ein unverdientes, unſagbar ſchönes Geſchenk...

Der Schlafende / Von Hermann Kaſack

Zu fallen, tief, in Schlaf,
In ſchwarzer Bucht das Waſſer des Vergeſſens trinken,
Das Laub des Monds im Haar
Und fern im Ohr den Klang der Mitternacht,
Da alle Welt vergeht —

Von keiner Liebe, keiner Sehnſucht heimgeſucht,
Sich ganz mit allem, das der Tag gebracht, vernichten,
Um keine Wiederkehr des Morgens wiſſen —

So fallen, tief, in Schlaf:

Ein Leuchtendes ſteigt auf, der Traum,
Da ſich, im Urſtrom ſeiner Reinheit,
Der Menſch begegnet, der er wirklich iſt.

Die kulturelle und kulturpolitiſche Bedeutung Doſtojewſkis. Zur 100. Geburtstagsfeier. / Von Joſef Schirmer

Daß die Menſchheit nicht beſtehen kann ohne den Glauben an Gott als das Höchſte, Unveränderliche, einzig Feſtſtehende im ſteten Fließen der Begriffe und dem Chaos aller ſich gegenſeitig zu verdrängen ſuchender Meinungen der Weltverbeſſerer, die nicht einmal ihr eigenen Fehler zu ſehen vermögen, geſchweige, was zum Beſten der Menſchheit nötig iſt, und die zur Verwirklichung ihrer Teufelstheorie als Erſtes das nie zu erreichende, alſo noch weniger je zu übertreffende chriſtliche Ideal, die alles verzeihende allgütige Heilandsgeſtalt verwerfen mußten — daß ohne die chriſtlichen Tugenden des Glaubens und der Hoffnung, die von ſelbſt die Liebe als ihre Blüte zeitigen werden, der Menſch nicht beſtehen kann, das erlebte der leidvollſte aller großen Dichter auf das tiefgründigſte ſelbſt im Verlauf ſeiner furchtbaren vier Sträflingsjahre, von deren Schrecken er ergreifend in ſeinem einzigartigen Werk „Aus einem Totenhauſe" (Bd. 18 der erſten deutſchen Doſtojewſki-Geſamtausgabe des Münchner Verlags R. Piper & Co.) berichtet, in dem wir heute noch vor allem ſeine denkeriſche Umwandlung in dieſer ſeiner entſcheidend-

sten dichterischen Epoche voller Kontemplation und Meditation beobachten können.

Die während dieser Strafzeit für seine Teilnahme an der politischen Verschwörung Petraschewski in schwerem Ringen unter immer neuen Zweifeln endlich überwundenen Irrtümer des Nihilismus — daß man auch dem russischen Volke die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei Androhung sonstigen Todes nach europäischem Muster mit Gewalt aufzwingen müsse —, diesen Irrsinn in seiner ganzen Lächerlichkeit und Blindheit, trotz aller blendenden Logik der neuen Menschheitsbeglücker, bis in die Wurzeln, den Unglauben hinunter, aufzudecken, erkannte er seit seiner Rückkehr aus der sibirischen Verbannung als die Hauptaufgabe seiner seelenärztlichen Tätigkeit und verwirklichte sie in seiner letzten und größten, seiner Bekennerepoche, als ein zweiter Paulus, in dem leidenschaftlichen Wunsche, jeden etwa Gefährdeten vor dem verderblichen Einfluß der mit Dummheit blendenden Aufrufe der Zerstörer zu bewahren, vor allem in den „Dämonen" (Bd. 5 und 6).

Daß die Nihilisten, als die die Sozialisten in Rußland sich sofort zu erkennen gaben, trotz ihrer schönen Theorie, durch gerechter geplante Einrichtungen das Böse und alles Unnormale aus der Welt zu schaffen, in Wahrheit dieses Böse, Aufrührerische, Gierige, Neidische, das allein aus des Menschen Seele entspringt, nicht einmal unter ihre Kontrolle bekämen, da sie diese Seelen ja leugneten, und daß ihr Versprechen einer allgemeinen Freiheit sich als die allgemeinste Knechtschaft in der zwangsweisen Gleichheit aller verwirklichen würde, die dann ihrer wesentlichen Güter, des durchschnittlichen Eigentums, der Freiheit und vor allem jeder Persönlichkeit beraubt, lieber in Verzweiflung den Tod suchen, als das Höllendasein des unpersönlichen Herdenlebens in den Zwangskommunen auf sich nehmen würden —, dies alles bis in die letzten Konsequenzen aufzuzeigen, ließ er nicht mehr ab, nachdem er die Bekämpfung und Bändigung des in der Seele stets rumorenden Bösen einzig und allein in der „persönlichen Vervollkommnung" eines jeden und in diesem Geist der Wiedergeburt die Vereinigung der Menschheit in der brüderlichen, aus Verstehen alles verzeihenden Liebe erkannt hatte, zu der er die Grundtugenden in den heldenhaftesten Verbrechergestalten seines geliebten Volkes noch unter dem furchtbarsten Schmutz erkannt und schätzen gelernt hatte, als in den unbewußten Trägern des die streitenden Völker versöhnenden russischen Christus, den er in seinem, dieser Hauptidee geweihten Prachtwerk „Der Idiot" vom Fürsten Myschkin begeistert verkünden läßt (Bd. 3 und 4).

In diesen seinen, immer gleich zweibändigen größten Romandichtungen, die er der Rettung der Menschheit weihte, hat Dostojewski

als der größte Dichter und Denker seiner Nation einen kulturellen Schatz sondergleichen für die gesamte Menschheit hinterlassen. Glaubte er doch wahrhaft schon beim leisesten Gedanken an die echt christlichen Tugenden seines aus Allverstehen alles verzeihenden Volkes, alle Völker in der Allbrüderlichkeit vereinigt zu sehen, die er in seiner genialen Rede über seinen meistgeliebten Dichter Puschkin als die Verwirklichung des Einheitsgedankens der Menschheit, nicht durch das Schwert, sondern durch die Güte im Geist des allversöhnenden Christus, auf das großartigste auszusprechen wagte, ein halbes Jahr vor seiner beispiellos feierlichen Beerdigung in Petersburg, an welchem Tage die „Erläuterungen" zu dieser Rede erschienen, die die Bestimmung des russischen Geistes noch einmal mit höchster Grandiosität umreißen (Bd. 12).

Ausführend, daß alle großen sittlichen Ideen ausnahmslos auf dem Ideal der persönlichen Vervollkommnung beruhen, und daß diese nicht nur die Fortsetzung alles Weiteren, sondern auch den Ausgang schon in sich begreife, und daß die Völker nur zum Schutze dieses geistigen und sittlichen Schatzes ihrer einzelnen sich zu Staaten zusammenschlössen und nur zu dem Zweck lebten, diesen ihren geistigen Schatz, in dem ihre Besonderheit gipfele, womöglich über die ganze Erde zu verbreiten, um damit alle andern Völker zu erretten, bekräftigte er darin noch einmal eine schon früher gebrauchte Stelle über die Bestimmung seines Volkes als des ersten unter allen: „Ein wahrhaft großes Volk kann sich nie mit einer zweitrangigen Rolle in der Menschheit begnügen, ja noch nicht einmal mit einer erstrangigen, sondern es muß unbedingt und ausschließlich das erste unter den Völkern sein wollen," und weiter: „Die Nationen leben durch große Gefühle und große, alles verneinende und erhebende Gedanken und endlich durch die Einheit des ganzen Volkes, die dann entsteht, wenn das Volk unwillkürlich seine führende Intelligenz als mit ihm übereinstimmend anerkennt, woraus dann die stärkste Nationalkraft strömt. Das ist ihre Lebensquelle, nicht aber Börsenspekulationen und Sorgen um den Wert des Geldes."

Dieses alles, gerade auf unsere zersplitterte und vor allem Geist feindliche Zeit angewandt, scheint mir am besten die Bedeutung Dostojewskis als des gewaltigsten Volks- und Vaterlandsverteidigers gegen alle Dämonen des Unglaubens und der Zerstörung für alle Zeiten zu verbürgen.

Bücherschau

Gerhart Hauptmann, Sonette. Verlag Hans Heinrich Tilgner, Berlin W 62.

Sonette von Gerhart Hauptmann, dem nun bald sechzigjährigen. Ge-

schmückt mit Radierungen von Hannes M. Avenarius, die die Verse umrahmen und in besonderen Blättern ihr Wesen, ihre Höhen und Tiefen aus gleichem Urgrund des Herzens heraus mitempfinden, die dumpfe Erde und die befreit aufleuchtende Erde in sichtbare (oder nur fühlbare) Formen zu bannen verstehen. Um heiße Mauern, um die der Wind in Mittagsgluten klagt, wie um die Freude, die blendend und erlöst aus allen Finsternissen bricht, schmiegt sich des Künstlers Seele gleicherweise, gemeinsam mit dem Dichter durch das Leben der Erde schreitend und es aufwühlend mit all seinem kriechenden und fliegenden Getier, mit allem, was da auf ihm glüht und sprüht und keimt. Wenn auch der Gott im alten Götterbild tot und verschleiert bleibt, die Erde erwacht immer aufs neu aus ihrer dunstigen Schwüle und zieht die Sonne zu sich hernieder.
Die Form der Sonette ist nicht die meist übliche, sie klingen über das gewöhnliche Maß terzinengleich in eine Abschlußzeile aus, um die mithin der Umfang des ganzen Gedichtes vermehrt erscheint.
Es gereicht dem Verlage zu hoher Ehre, wie er Bild und Wort in künstlerischem Einklang zusammengefaßt und damit ein graphisches Kunstwerk geschaffen hat, das aller, die sich darin zu gemeinschaftlicher Tat vereinigt haben, in hohem Maße würdig ist. Es scheint nicht zuviel gesagt, wenn man das, was auf solche Weise entstanden ist, als erlesenes Werk deutscher Buchkunst bezeichnet.
Man kann die Herausgabe dieses Bandes als würdigen Auftakt zu den Feierlichkeiten betrachten, mit denen Deutschland den sechzigsten Geburtstag seines großen Dichters im nächsten Jahr begehen wird. Ihm aber und uns wollen wir schon heute wünschen, daß er auch über diesen Gedenktag hinaus noch „neu erklinge im Jubelchor erfrischter Wiesengründe"!

Richard Hirsch.

Erich Bockemühl, Musik der Träume. Verlag Erich Matthes.
Wer religiöse Inbrunst und Glauben an das Licht sucht, der sollte an diesem Versbuch nicht vorübergehen. Lieder selig trunkener Allverlorenheit sind es, die der dem „Charon" nahestehende Dichter singt. Alle Landschaft wird ihm Gebet, Andacht und Jubel vor Gott. Des Dichters tiefste Schönheit ist ein frommes kindgläubiges Gottvertrauen, ein Glaube, der weiß: Gott will in mir wie in allem Sein emporblühen und wird mich allvereint ins Licht heben. Die beiden Zyklen: „Die Melodie" und „Vom Tode" liebe ich besonders. Melodien von ergreifender Schlichtheit und Reinheit findet hier der Dichter, seinen Glauben zu offenbaren.

E. Worbs.

Hans Roger Madol, Stadt, Berg, Land. Gedichte. Wir Verlag. 10.— M.
Tiefes Gefühl der Versunkenheit in das Grauen nächtlicher Straßen, in die trunkene Süße einsamen Landes rauscht auf in Bildern, denen eine wunderbar herbe Kraft eigen ist, die holzschnitthaft, in dramatischer Knappheit des Dichters eigene Melodie von Stadt, Berg und Land gestalten.

E. Worbs.

Carl Lange, Strom aus der Tiefe. Furche-Verlag.
Aus der Tiefe des Eins-seins mit dem göttlichen Herzen quillt dieser Strom

wie eine Musik — Musik auch dort, wo der Dichter mit zartem Farbstift heimatliche Landschaft gestaltet. Klänge von Traum, leiser Wehmut und lichter Verklärung sind es, auch im Schmerz noch reif und süß wie die Trauben, gereift an den Leuchten einer innigen Liebe zu Gott, Volk und Natur. Wohllaut der Melodie geeint der Innigkeit deutschen Empfindens, Musik vom Geist des unvergeßlichen Mozart gebannt in Strophen edelster und schlichtester Sprach- und Verskunst.

Henny v. der Decken, Schicksal — Mensch — Gott. Gesänge und Klänge. Edda-Verlag, Cassel 1922 (Vorbestellungen an d. Verf.: Hannover, Manteuffelstr. 4. 11.— M.). Voranzeige: Auch dieser neue Band zeichnet sich durch geistigen Gehalt und große Formreife vor den meisten Dichtungen der gegenwärtigen Frauentalente vorteilhaft aus durch Vertiefung der Lebensanschauung. Manche Gedichte wie „Schicksal oder Unabwendbares" offenbaren eine höchst auffällige männliche Kraft der Darstellung und eine nichtalltägliche Formung der Gedanken, die von höchstem Reiz ist. Zauberisch schöne Gedichte sind „Capris Klippen", „Nach dem Besuch des Goethe-Hauses", „Vermählung", „Ich und Du", „Elisabeth" und „Feuertanz". „Feuertanz" beispielsweise ist von einer so herrlichen Leidenschaft durchglüht, wie ich sie bei Frauenlyrik noch nicht antraf.
Auch die Vorsprüche zu den Abteilungen „Sterne", „Wogen" usw. sind köstlich nach Form und Inhalt. Dr. Adolf Schaer.

Der Gralsbote. Monatsschrift fur Kunst- und Geistesleben, Verlag Die Gralsburg, Medingen.
Walter Mett legt das erste Heft (Januar 1922) dieser Zeitschrift vor. Es ist ein Geist darin, der neuromantischem Geist nicht fern ist. Auch hier wächst aus tiefstem Seelentraum die reine erlösende Tat. Die Gralsburg: die Seelenheimat des erlösten Menschen. Zu ihr werden (in Wort und Bild) Wege gelegt voll klarer Reinheit und feierlicher Schönheit. Auf ihnen begegnet man einem Gedicht, das in seiner köstlichen Schlichtheit den Geist der neuen willkommenen Zeitschrift offenbaren mag:

Wir Menschen / Mara Lieselang

Ein wenig Erde, Güte, Zeit,
Ein Regenbogen Glück,
Ein tiefer Tropfen Herzeleid,
Und dann zu Gott zurück.

Durch Liebe werden weltenweit,
Und tief wie Sommernacht,
Und voll von klarster Einsamkeit,
Wie der Kristall im Schacht.

E. Worbs.

Oscar Ludwig Brandt, Helle. Wir Verlag. 12.— M.
Die schönsten Verse in diesem Buch sind kleine Miniaturen von einer kristallenen Klarheit und einem dunklen Leuchten. Man erinnert sich der hellen Glasfenster von Domen, deren leuchtende Farben die Leidenschaft alter Meister schuf. Zwischen diese Verse gestreut sind Balladen, die in dramatischer Knappheit plastische Eindringlichkeit erzielen. Das Buch eines reifen Dichters voll bemerkenswerter Selbstkritik. E. Worbs.
Clara Berg, Zu den Müttern. Verlag Englert & Schlosser, Frankfurt a. M. 1919. Geb. 8.— M.
„Ein Buch vom Leben" nennt es die Dichterin. Aus dunklem Urgrund

klingt es auf. Wie monumentale Fresken ziehen an uns die Schicksale der Mütter vorüber, die der Welt Giganten des Geistes gaben. Olympias, die Mutter Mosis, Agrippina, Monika, die Mütter Leonardos, Luthers, Shakespeares, Napoleons, Goethes, die Königin Luise und Hebbels Mutter. Die Dichterin zeigt uns, daß unser Erdenweg Wallfahrt ist zum Quellgebiet des Lebens, zu den Müttern.

Und sagt uns, daß die Wiedergeburt des geistigen Menschen nur kommt aus der Sehnsucht derer, die uns geboren. Hans Sturm.

Gesellschaft der Kammerkunstabende Brandt-Jacoby.

Hauptzweck der Gesellschaft (Berlin W 30) ist: Förderung der Dichter der Gegenwart, deren Werk zu höchsten Geltungswerten in einem echten Verhältnis steht.

Stillen Kämpfern, die, um innere Werte ringend, äußeren Weg nicht zu bahnen vermögen, will die Gesellschaft die schwersten Hemmnisse forträumen; ihnen Gehör geben, ihnen Hörer geben.

Wir bedürfen zum Auffinden des Dichters der Mithilfe aller derer, die Bindung mit der gesunden, gesundenden Entwicklung haben.

Der Büchermarkt ist so umfangreich, daß es dem verhältnismäßig nur kleinen Kreise der Gesellschaft und ihrer Mitarbeiter und Freunde nicht möglich sein kann, ihn auch nur annähernd zu übersehen, geschweige der notwendigen Fühlung mit dem vielleicht noch unveröffentlichten Werk, dem unsere rein idealistischen Bestrebungen dienen sollen.

Wir wissen, daß Hunderte von Mittelmäßigen sich für die Großen halten. Der Flut unnötiger Belastung unserer ohnehin schwierigen Aufgabe zu wehren, weisen wir auf unseren Maßstab: Ausschließlich im vornehmsten Sinne wertvolle Dichtung („Dichtung", nicht: „Literatur") kommt für uns in Betracht.

Der Schaffende, der nach diesem glaubt, ein Recht an uns zu haben, fordere freimütig dieses Recht, und er darf überzeugt sein, daß wir unsere Aufgabe nach bester Möglichkeit zu bewältigen versuchen, indem wir uns mit jeder Einsendung im Bewußtsein tiefer Verantwortung befassen.

Prüfung (wie Übersendung der „Satzungen") erfolgt kostenlos. Die Kosten einer eventuellen Förderung trägt ausschließlich die Gesellschaft. Nur die Beifügung des Rückportos ist bei Einsendung von Manuskripten erbeten.

Für Hinweise auf einen Dichter sind wir dankbar und wenden uns an diesen auch selbst, wenn wir annehmen dürfen, daß sein Schaffen unsere Aufmerksamkeit verlangt.

Bezugspreis jährlich 15.— M. (18 Kr., 4 frs.). Einzelheft 3.— M.
Einsendungen: Prosa an Dr Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 24a,
Lyrik an Erich Worbs, Lychen-Mark, Strandpromenade.
Bezug durch die Redaktionen, in Deutschland: Wir Verlag,
Österreich: Hermann R. Lichtenegger, Wien 2, Vorgartenstr. 205[25],
Schweiz: Friedrich M. Roeber, Zürich 8, Mühlebachstr. 1.

Verlag: Wir Verlag, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 24a.
Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Romantik

Eine
Zweimonatsschrift

*

Herausgeber:
Kurt Bock / Erich Worbs

*

4. Jahr * 1922 * Heft 3

Gesang / Von Franz Werfel

Einmal, einmal —
Wir waren rein.
Saßen klein auf einem Feldstein
Mit vielen lieben alten Fraun.
Wir waren ein Indenhimmelschaun,
Ein kleiner Wind im Wind
Vor einem Friedhof, wo die Toten leicht sind.
Sahen auf ein halbzerstürztes Tor,
Hummel tönte durch Hagedorn,
Ein Grillen-Abend trat groß ins Ohr.
Ein Mädchen flocht einen weißen Kranz,
Da fühlten wir Tod und einen süßen Schmerz,
Unsere Augen wurden ganz blau —
Wir waren auf der Erde und in Gottes Herz.
Unsre Stimme sang da ohne Geschlecht,
Unser Leib war rein und recht.
Schlaf trug uns durch grünen Gang —
Wir ruhten auf Liebe, heiligem Geflecht,
Die Zeit war wie Jenseits wandelnd und lang.

Die Kapelle der heiligen Anna / Von Erich Worbs

Blaß stand er da... Die Augen nach der Tür geweitet, durch die die zarte Frauengestalt eben von ihm gegangen.
Draußen... vor dem Fenster des kleinen Dorfgasthauses riß der Regen alle gelben Blätter vom Baum... alles, was von dem Glanze des Sommers trunken geblieben...

War denn in ihm eine Gier gewesen, so auch alles zu zerreißen, was in ihnen beiden still blühte seit jenen weißen Frühlingstagen an dem märkischen See?
War sie wirklich fort?...
Da zwischen den blauen Herbstastern huschte ja noch ihr zierliches Lachen...
Im Spiegel hing noch ihr großer fragender Blick. Aber aus allen Ecken kroch wie eine Spinne die Einsamkeit... spann grüne Schleier um alles, daß es leer um ihn war...
Und draußen riß der Regen alle Blätter vom Baum... riß sie in das frühe trübe Dunkel des dämmernden Tages...
Im ersten Augenblick hatte er Haß auf sie empfunden... nichts als Haß...
Wie hatte er sich auf dieses Fest gefreut, das sie hier oben in dem einsamen Bergdorf feiern wollten.
Er hatte nicht gedacht, daß auch sie dieser zerstörten Freude weinen würde... hatte nur immer gedacht, daß dieses alte dunkle Leid gerade heute sie traurig machen... gerade heute die schwarze Mauer der Tiefe sich zwischen sie stellen mußte...
Wenn des Glückes Lust jäh in uns erstarrt, wer will nicht lieber die Lust tiefsten Schmerzes als qualvolle Leere...
Er hatte gefühlt, wie sie immer mehr in das Dunkel hineinwuchs... fort von ihm... Aber er mußte immer tiefer sie demütigen... bis sie traurig aufstand aus dem alten Sofa und hinausging aus dem erblassenden Raum...
Einsam stand er nun... starrte nach der Tür... sie wollten doch ihr Fest feiern...
Die roten Kerzen standen schon in den alten zinnernen Leuchtern, die er aus der Stadt immer mittrug in diese Bergwildnis...
Die Herbstastern gossen Duft über die toten japanischen Götzen, die wie von weither auf dem kleinen Holztisch grinsten...
Er starrte nach der Tür.
Doch blieb sie geschlossen...
Und draußen weinte der Regen eintönig in den Nußbäumen...
Da ging er hinaus...
Eine Wärme kroch in ihm empor... legte weiche Arme um ihn, eine Wärme für sie, die von ihm gegangen...
Sie würde im Hause irgendwo sein.. In einem der großen still träumenden Zimmer würde sie auf ihn warten... Als er aber durch die lange Flucht der Zimmer ging, schlug ihm in allen die Leere wie ein eisiger Hauch entgegen...
Über den nebelverhangenen Hof trat er in den Stall, in dem sie so

gern den Duft frischer Milch einsog, die im Traum dunkler Tiere erstarrte Wärme durch die Glieder wohlig rieseln ließ...
Als er sie auch hier nicht fand, begann die Unruhe in ihm zu wirbeln... stürzte durch ihn, wie die Blätter durch diesen trüben Tag erschrocken stürzten...
Er stand am Gartenzaun...
Noch gestern hatten sie beide hier in der goldnen Sonne des Herbstes gelehnt... lauschend auf ferne glückliche Klänge...
Käme sie jetzt aus dem Garten geschritten, schwebend wie ein Engel Gottes, alle Welt müßte aus ihrem mürrischen Dahinschleichen einen lustigen närrischen Tanz beginnen, alle Welt müßte hell auflachen über das Graue, Mürrische im Gesicht der letzten Stunden...
Doch der Nebel sank nur tiefer... schnitt auch die nahesten Wälder, in denen sie so oft ihre Liebe getragen, aus der Welt hinaus...
Es trieb ihn zurück in ihr Zimmer...
Da saß er...
Vor ihm in einer braunen Vase bunte Wiesenblumen, die letzten des Jahres...
Sie hatten sie gestern zusammengetragen von weither...
Einsam blühten sie nur... eine rote Mohnblüte, eine weiße Marguerite...
Nun atmeten sie leise zu ihm hin... Und es war ihm, als küsse ihn ihr frischer Kinderatem...
Wieder sprang er da auf...
Eine dunkle Angst war in ihm...
Er wußte, ihre Seele schwamm uferlos in einem weiten Meer... überließ es dem Winde, an welches Ufer er sie treiben würde...
Ein Ufer mit düstern Föhren sah er...
Ihn graute...
Graue Nebelfrauen brachen von den Hängen ... zausten ihn, stürzten sich jauchzend in die Fluten des Dorfbachs...
Sonst war es leer und öde auf der Straße...
Er schritt wie in einem Sarg...
Einmal öffnete sich das Dunkel...
Eine Gestalt schien riesengroß aus der Öffnung zu wachsen...
Er erschrak... Schritt sein Schicksal drohend auf ihn zu?...
Aber es war ein alter zerlumpter Bauer, der an ihm vorüber in die graue Leere stürzte.
Am Friedhof ragte ein neues schwarzes Kreuz einsam aus dem Nebel...
Er sank an der moosumwachsenen Mauer nieder.
Es war ihm, als hänge er an dem schwarzen Kreuz... als stürze

alles von ihm fort... und nur er zerblute am Kreuz dieſer Weltennacht...
Auch die Berge flohen vor ihm in immer tieferes Dunkel...
Ein Gefühl unendlicher Einſamkeit war in ihm... Lange ſtand er, wo der ſchmale Wieſenweg in die Wälder hinaufſtürmt...
Er bohrte die Augen in die Düſternis, ſuchte etwas aus ihr zu reißen...
Aber er ſah nichts... ſah nicht ſie, die von ihm gegangen, die er gedemütigt wie eine Magd...
Wie im Traum kam er in das Haus zurück...
Träumte er noch, als er die Tür zu ihrer Kammer öffnete?...
Saß ſie da wirklich... irren Blickes?... Waren Jahre zurückgeſtürzt, daß ſie wieder wie ein Kind war, das tief in die Wolken ſchaut und mit Gott flüſtert?... Ihre Blicke ſtürzten ins Leere... entſetzt von dem Dunkel und doch fieberhaft von ihm angezogen... ſie erzählten von dem Dunkel und baten in ängſtlicher Demut, ſie nicht mehr hineinſchauen zu laſſen...
Wo war ſie draußen im Regen geweſen?... Das ſchwarze Haar hing in naſſen Strähnen... Das blaue Kleid, in dem ſie von ihm gegangen ohne Schutz vor dem Wetter, war vom Regen durchweicht... Ein Zittern von Kälte und Angſt rann durch ihren Leib.
Es war, als fliehe ſie vor etwas Unheimlichem ganz in ſich zurück...
Träumte er noch, als er die Tür zu ihrer Kammer öffnete?...
Er ſah draußen die Blätter vom Baum tanzen in Dunkel und Tod...
Da ſank er vor ihrem Stuhle nieder, umklammerte ihre Knie... ſchluchzte ſein Herz vor ihre Füße... riß die vom Regen durchweichten Kleider hinunter, trug ſie auf ihr Bett...
Und ſie... ſie ließ alles ganz ohne Willen tun...
Langſam kehrten ihre Blicke aus der Leere in die kleine blaue Kammer zurück...
Die Liebe, die in ihm erſtarrt geweſen, ſchmolz wie weißer Schnee unter dem Föhnwind... und ihr Tau küßte die gelben Herbſtaſtern, die hell in den Abend ſich öffneten...
Er fühlte ſie überſtrömen, ſeine Liebe... und ſie beide mit einem warmen ſüdlichen Meere zudecken, in deſſen Tiefen es wimmelte von goldenen kleinen Perlen...
Als die Flut langſam und ruhiger zurückſtrömte, erwachte er...
Sie atmete neben ihm... tief und glücklich... Träumte er noch immer?...
Nein... in einem Gefühl brüderlicher Zärtlichkeit hatte er ſich zu ihr in ihre weißen Kiſſen gelegt, ihren kalten, faſt erſtarrten Leib zu wärmen...

Scheu erhob er sich nun von ihrem Lager...
All die sinnliche Gier, die in ihm getobt die lange nächtliche Bahnfahrt in dieses Gebirgsdorf, wo sie sich treffen wollten... all die sinnliche Gier war in ihm wie ausgebrannt...
Eine heilige Scheu nur ... eine heilige Demut vor ihrer Seele war geblieben...
Der Liebestraum dieses Mädchens war wie der Traum über endlos weißem Schnee...
Er empfand eine Ehrfurcht vor dieser Liebe und dieser Reinheit...
Türen taten sich ihm auf in helle Räume, in die er noch nie geschaut...
Wieder sah er sie hinaufgehen in den kalten Nebel, zitternd im dünnen Kleid...
An nichts hatte sie gedacht als an jene kleine Kapelle oben im Walde...
Dort oben für ihre Liebe beten... Das war ihr einziger Gedanke...
Die heilige Anna anflehen vor dem silbernen Altar, auf dem Christus in roten Nelken am Kreuze starb...
Nicht achtete sie des Sturmes, der den Regen ihr ins Gesicht peitschte...
Immer tiefer schritt sie in den Nebel hinein... Dorthin, wo die Berge sein mußten...
Aber wo war der Weg in den Wald?...
Wie sie auch in dem Nebel irrte, sie fand ihn nicht...
Immer rannte sie in den Wiesen herum...
Einmal verlor sie eine der roten Herbstblumen, die sie für die heilige Anna in einem Bauerngarten gepflückt...
Nach qualvollen Minuten der Hoffnung, höher in die Berge hinaufzukommen, stand sie plötzlich wieder an dem alten Ort... Im nassen Gras blinkte die rote Blume...
Da glaubte sie, Gott wolle ihr Gebet nicht...
Und zitternd vor Dunkelheit... zitternd vor Kälte, die sie nun erst fühlte, wankte sie zurück ins Haus...
Sie schlief nun, als er sich vom Lager erhob... Leise schritt er aus der Kammer...
Hinaus in die dämmernde Nacht...
Er schritt den Weg, den sie gegangen, als sie ihre Liebe zu Gott tragen wollte...
Er sah die Tränen, die im Grase blinkten...
Ihr Herz schlug in seinem...
Er ging ihren Weg...

Der Nebel riß ... und der Mond ſtand hell über der Kapelle der heiligen Anna ...
Eine Orgel rauſchte leiſe im Walde ...
Zierliche ſilberne Glöcklein klangen ...
Über den Prieſter, der da groß ... unendlich groß im Mondenlicht ſtand ... ſchwebte eine rote Weihrauchwolke über die Berge ... hinein in den fernen Himmel ...
Es war ein Leuchten in der Welt von ewiger Reinheit ...

Gärtner und Tor / Von Franz Werfel

Der Gärtner

Der durch meinen Morgen-Garten gehſt,
Vor meinem Ahorn, meinen Linden ſtehſt,
Unter der frühen kühlen Nachtigall,
Was ſoll dein Wandel überall?
Gilt er meinen Kindern, meinem Haus,
Oder biſt du ein Blinder ein und aus?
Ein Narr des Seitenblicks?
Ein Geſpenſt, ein Nichts,
Das leer nach Schein und Gelten ſtellt?
Ein glattes Glas, an dem kein Tropfen hält?
Ein Zungen-Schlag, ein Lügner im Licht?
Du Sohn des Gewichts,
Sag' wie tief biſt du in der Welt?!

Der Tor

O wäre ich dort tief, tief, wo's nicht mehr icht,
Im Blütengrund und Urlicht!
So aber bin ich Wort und halbes Sehn,
Ein Schnellvergeſſen, ein Unbeſtehn.
Deine Kinder: Stamm, Vogel und Frucht,
Sind raſche Bilder in einer hellen Schlucht,
Eine feuchte Flucht ...
Nur ICH bin mir wie ein großer Strom im Ohr.
Ich Tor,
Aus meinem Sinn reißt mich die eitle Sucht.
Ich bin unrein.
Doch weil ich bin, ſo muß ich ſein.

Der Gärtner

Heb' dich hinweg, geh mir davon!
Zehn Jahre diene unter Haß und Hieb!
Und biſt du keine Fratze, biſt du Gottes Sohn,

Dann lernteſt du, dann lieb'!
Dann hör und ſieh und ſing
Den Spruch von allem Ding!
Du leer unreiner Tor,
Dann tritt in mein Tor!
Doch ſage ich, kehr mir nur ein,
Wenn du Vogelſprachen — kundig biſt
Der Vogelſprache kundig durch Leid!
Zu dieſer Friſt
Zieh hin mit deinem Schatten! Es iſt Zeit!

Geheimnis / Von Franz Werfel

So reich biſt du, als du tränenreich biſt.
So frei biſt du, als du dich ſelbſt überſpringſt,
So wahr biſt du, als du dich kannſt verwerfen.
So groß biſt du, als klein vor dir der Tod iſt.
So tief biſt du Wunder,
Als du tiefe Wunden ſiehſt!

Franz Werfel / Von Friedrich Märker

Die Weltanſchauung

„Von allen Lehren, die der Welt geſendet waren, iſt die chriſtliche vielleicht die einzige, die das Ich bis ins Letzte bejaht, denn ſie erhebt es zum höchſten Schauplatz des höchſten Kampfes. Es iſt eine unheilvolle Meinung, die da ſagt, daß das Chriſtentum die große Trennung von Leib und Geiſt in die Welt gebracht hat. Man leſe nur die Evangelien! Niemals iſt dort von einem unüberwindbaren Abgrund von Leib und Geiſt die Rede. — An Gott kann man glauben, weil Gott keine Abſtraktion iſt. Nur an eine Abſtraktion kann man nicht glauben. Gott aber iſt die einzige Realität, die ſcheinbar die Eigenſchaften einer Abſtraktion hat."
Mit dieſen Worten eines Aufſatzes „Die chriſtliche Sendung" (Neue Rundſchau 1917) bekennt ſich Werfel zum Pantheismus, d. h. zu einer Weltanſchauung, die des Körpers und des Geiſtes, des Ichs und des Alls Einheit verkündet.
In ſeinen Gedichten aber finden wir die pantheiſtiſche Einheit nur einmal zweifelsfrei ausgedrückt, — in dem „Zwiegeſpräch an der Mauer des Paradieſes"*): Adam bittet, für den Abend wieder in

*) Die hier erwähnten Gedichte ſtehen mit Ausnahme des Gedichtes „Spiegel", das im „Gerichtstag" zu finden iſt, in Werfels Sammlung „Aus den drei Reichen".

das Paradies eingelassen zu werden, doch „die Stimme aus dem Garten" (Gott) antwortet, daß sie ihn nicht einlassen könne, wie sie sich nicht auslassen dürfe; — — sie sei (es ist dies der Einheitsgedanke von Körper und Geist, von Gottheit und Menschheit, nach welchem es Frevel ist, die Erde, den Menschen zu verneinen), mit Adam so sehr verbunden, daß alles, was ihn trifft, auch sie treffe. — — Der Paradiesgarten sei durch Adams Tat zerfallen und könne nur durch Adam, dessen nun die Kraft ist, wieder aufgebaut werden; die Stimme bittet: „Kind, wie ich dich mit meinem Blut erlöste, so wart' ich weinend, daß du mich erlöst."
Werfel bekennt sich hier also zu der Anschauung, daß der Mensch, die Erde: die Verkörperung Gottes, — daß es des Menschen Bestimmung sei, Gott zu erlösen, d. h. in vollkommene Erscheinung zu setzen.
Alle seine übrigen Gedichte aber sind, wenn auch manchmal pantheistische Gedankengänge anklingen, vom Geist einer körperfeindlichen und das Recht des Einzelmenschen verneinenden Weltanschauung erfüllt. So z. B. das Gedicht „Held und Heiliger". Werfel kennt hier nur die unbedingten Gegensätze: der Mensch, die Persönlichkeit ist ihm gleichbedeutend mit überhebender Ichvergötterung, — Einswerden mit Gott ist ihm das völlige Aufgehen alles Persönlichen, Irdischen, — das Zerbrechen des Bechers.
Als weitere Beweise für Werfels Erden- und Persönlichkeitsfeindschaft, die ihn von dem pantheistischen Christentum seines Aufsatzes trennt und zum Kreis einer asketisch-christlichen Weltanschauung bindet, verweise ich besonders auf die Gedichte „Amare", „Die Tugend", „Veni creator spiritus" und „Alte Dienstboten", wo Werfel zur Vereinigung aller Wesen durch das „Zerbrechen des irdischen Angesichts" (Amare), nicht aber durch Ausweitung in alle Erscheinungen ruft. —

* * *

Der Stil

„An einen Baum glauben, heißt ihn für existent halten. Das klingt kindisch, aber prüfen wir uns weiter! Wenn wir an einen Baum glauben, d. h. ihn für existent, für wirklich halten, so ist die Folgeerscheinung, daß wir ihn nicht mehr vergessen! An wie wenig Bäume werden wir uns erinnern, an wie wenig Bäume werden wir **geglaubt haben!** Unser Gedächtnis ist die Rechnung über unsern **Glauben an die Welt, den wir vor Gott ablegen.** Maß des Glaubens ist aber die Intensität unseres Wirklichkeitsgefühls. Wer je

das großartige Glück gehabt hat, ein verwelktes Blatt für wirklich zu erachten, der hat zum andernmal gewiß die Gnade erlebt, an Gott zu glauben."

Mit diesen Worten seines Aufsatzes „Die christliche Sendung" bekennt sich Werfel zu der Anschauung, daß wir das geistige Wesen eines Dinges nur dadurch erfassen können, daß wir seine Körperlichkeit, seine Wirklichkeit erleben: je intensiver wir die Wirklichkeit, den Körper erleben, um so tiefer erfassen wir ihr Geistiges („Maß des Glaubens ist die Intensität unseres Wirklichkeitsgefühls").

Stilistisch drückt sich dieses Erfassen des Geistigen im Erfassen der Wirklichkeit, — dieses „an einen Baum glauben", durch die Gestaltung der Idee an einem sinnlichen organischen Körper aus. —

Wir finden diese pansymbolische Gestaltung der Idee an einem sinnlichen Körper in Werfels Gedicht „Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses". Hier ist entsprechend dem Gedanken, daß Gott nur im Menschen, der Geist nur in der Erscheinung erlöst, d. h. vollendet werden könne, der Sinn an einer vom sinnlichen Leben der Wirklichkeit durchklungenen Tatsache (Wanderer an der Gartenmauer) dargestellt.

Doch es ist dies das einzige unter Werfels Gedichten, in dem die Einheit von Sinn und organisch gestalteter Wirklichkeit zu finden ist. Werfel bemüht sich zwar in einer Reihe von Gedichten (z. B. „Eine alte Frau geht", „Vater und Sohn", „Spiegel", „Held und Heiliger") den geistigen Gehalt in eine anschauliche Form, — in ein symbolhaftes Bild oder in ein symbolhaftes Geschehen zu fassen, aber die Verkörperung gelingt ihm nur in dem dürftigen Sinn der Klassizisten, die bei der Gestaltung des zur Veranschaulichung gewählten Körpers vor allem auf die Gestaltung des Geistigen bedacht sind und das Stoffliche dabei farblos lassen.

Und zwar kann man unter Werfels klassizistischen Gedichten (wie überhaupt unterm Klassizismus) zwei Arten unterscheiden: Gedichte, die nur, kalt, einen Gedanken veranschaulichen („Die Tugend", „Spiegel"), und Gedichte, aus denen eine seelische Erregung spricht („Vater und Sohn", „Held und Heiliger"). —

Während im „Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses" die zur Veranschaulichung der Idee gewählte Tatsache — die Rast eines Wanderers vor einem Garten und seine Bitte um Einlaß — im müden und sehnsüchtigen Gefühlston eines wirklichen Wanderers dargestellt ist, ist in „Held und Heiliger" die symbolische Tatsache eines auf dem Scheiterhaufen verbrennenden Heiligen nicht in ihrem Eigenleben erfaßt; — sie ist nur kühl, zweckhaft angedeutet („Du Entfachter auf dem Scheiterhaufen, dem die Feuer um die Stirne laufen"); wir spüren nichts von dem Verbrennen; was

dieſem Gedicht Leben gibt, iſt nur die Inbrunſt der Gedanken, von denen der Heilige erfüllt iſt; das Tatſächliche ſelbſt iſt tot wie Glas; das Feuer, das es verſtrahlt, ſind die Reflexlichter des Geiſtes.

Ebenſo iſt in dem Gedicht „Spiegel" das Gegenſtändliche ohne eigenes Leben; Werfel nimmt als Symbol für die Eitelkeit, für den „Wahn der Welt", den „unſeligen und verfluchten", den Spiegel; aber er geſtaltet kein nacherlebbares Bild vom Spiegel, ſondern deutet einige ſeiner Eigenſchaften aus: er hat nur ſoweit Intereſſe für den Spiegel, als er ihm Gelegenheit gibt, etwas Geiſtiges auszuſprechen.

Und zwar entſtammt das Geiſtige, das Werfel hier ausſpricht, nicht der ſeeliſchen Erregung, ſondern nur dem Intellekt; während Werfel in dem Gedicht „Held und Heiliger" die gläſerne Tatſache mit dem Feuer ſeiner geiſtigen Leidenſchaft beſeelt, bleibt der Spiegel in der Armſeligkeit eines nur nüchtern aufgerufenen Dinges; — im Verbrennen der den Heiligen verzehrenden Flammen, erlebten wir wenigſtens das abſtrakte ins All Lodern, — vom Spiegel aber wird nur unſerm Verſtand mitgeteilt, daß er „unſelig und verrucht" iſt, — wir erleben ihn weder in ſeiner Gegenſtändlichkeit, noch in ſeiner Bedeutung (dem unſeligen Verruchtſein).

Werfel philoſophiert nur über ihn.—

Deshalb iſt Werfels Lyrik dort am bedeutendſten, wo er aus ſeiner Unfähigkeit Körperliches zu geſtalten eine Tugend, einen eigenen Stil macht, das Gegenſtändliche ganz beſeite läßt und ſeine ſeeliſche Erregung **abſtrakt** ausſtrömt.

Dieſe abſtrakten Gedichte laſſen ſich wie alle expreſſioniſtiſchen Dichtungen in drei Arten ſcheiden: in Gedichte, die aus einem reinſeeliſchen Erlebnis des Geiſtes in den Dingen geboren ſind („Ich bin ja noch ein Kind", „Lächeln, Atmen, Schreiten"), — in Gedichte, die einen leidenſchaftlich erfaßten Gedanken über den Sinn der Dinge vermitteln („Amare", „Veni creator spiritus") — und in Gedichte, denen jede ſeeliſche und geiſtige Erregung fehlt, — die nur in dichteriſche Formen gebrachte Philoſophie ſind („Balance der Welt", „An den Richter", „Einem Denker").

Betrachten wir vergleichsweiſe ein Beiſpiel aus jeder der drei Abteilungen:

In dem Gedicht „Ich bin ja noch ein Kind" vermittelt Werfel das Erlebnis, daß es die Beſtimmung des Menſchen ſei, in alle Dinge (Greiſe, Frauen, Droſchkengäule, Seeleute in Not...) auszuweiten; aber er verſucht nicht, all dieſe Dinge in ihrer Eigenart zu erleben und auszugeſtalten, — ſie ſind ihm nur Anhaltspunkte für die Ausſprache des abſtrakten Gefühls. Wie auf raſender Fahrt flüchten

die Gegenstände vorüber: Kaum benannt, und schon verdrängt von neuen Gegenständen, bei denen der Dichter ebensowenig verweilt. Werfel hat keine Anteilnahme für das Eigenleben der einzelnen Dinge, in die auszuweiten er seine Vollendung erlebt, aber er ist tief brennend von dem abstrakten Gefühl des Ausweitens. —
In dem Gedicht „Ich bin ja noch ein Kind" vermittelt Werfel die seelische Erregung, die ihn erfüllte, als er die Bestimmung des Menschen als ein Ausweiten in alle Dinge erlebte; in dem Gedicht „Amare" hingegen gibt Werfel Gedanken zu diesem Erlebnis: wer seine Bestimmung, im All unendlich zu sein, erfüllen will, muß seine Eitelkeit — sich selbst zerbrechen: „Erst wenn ein Mensch zerging in jedem Tier und Ding, zu lieben er anfang." — In dem Gedicht „Ich bin ja noch ein Kind" versucht Werfel dieses Zergehen in alle Dinge darzustellen: — er schweift von Greisen, zu Frauen, zu Droschkengäulen, Seeleuten usw.; — hier spricht er nur, völlig abstrakt, von „jedem Ding".
„Ich bin ja noch ein Kind" ist von einem übersinnlichen Gefühl, der Sehnsucht nach Allweite durchklingen, die einzelnen erwähnten Gegenstände, die allerdings in ihrem Eigenleben stumm bleiben, erhalten davon einen gewissen Gefühlswert; im „Amare" dagegen tönt nur die männliche, konsonantische Härte des Gedankens; wenn Werfel hier vom All, von Gott und von „jedem Ding" spricht, sind seine Worte nicht von Sehnsucht erfüllt, sie knacken nur vom entschlossenen Willen. Daß dieses Gedicht trotzdem nicht wie ein Abschnitt aus einem ethischen Lehrbuch wirkt, kommt daher, daß Werfels Wille von der leidenschaftlichen Glut eines Propheten oder eines inbrünstigen Beters erfüllt ist; er belehrt nicht, sondern weckt durch seine ekstatische Entschlossenheit den Willen, die Eitelkeit zu zerbrechen und allweit zu werden. — Werfels „Amare" und die verwandten Gedichte vermitteln kein Gefühlserlebnis, sondern einen Gedanken, — aber einen mit ekstatischer Leidenschaft erfaßten und vorgetragenen Gedanken.

* * *

Wir sahen: Im „Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses", wo Werfel die Einheit von Körper und Geist, von Ich und All verkündet, gestaltet er den Sinn an einem organisch lebendigen Körper.
In dem Gedicht „Held und Heiliger" dagegen, wo Werfel die Vollendung des Menschen in der Vernichtung des irdischen Seins sieht, läßt er das Gegenständliche ungestaltet, formt er nur die Idee. Wie in „Held und Heiliger" ist die Form all der Gedichte, in

denen Werfel die Erfüllung des Menschen als ein körperloses im Allgeist Verschweben verkündet: unsinnlich, einseitig geistig.
Also, könnte man schließen, ist die Form eines Dichters von seiner Weltanschauung bedingt! — Nein!
Wohl aber bestehen innere, notwendige Zusammenhänge zwischen der Form und der Weltanschauung eines Dichters, — beide nämlich haben den gleichen Ursprung: das Erlebnis. — Die verschiedenen Weltanschauungen sind die geistigen, die verschiedenen Stile sind die körperlichen Symptome der verschiedenen Arten zu erleben:
Ein Dichter, der erfüllt ist von der weiten Liebe zu dem All des Seienden: zu der Erde, der körperhaften und von unsichtbarer Geisteskraft mystisch durchwirkten, wird sich nicht begnügen, in abstrakten Worten den Geist der Dinge zu vermitteln, er wird auch ihren Körper in seinem sinnlichen Eigenleben zu gestalten suchen (Pansymbolismus), und er wird nicht nur die Seele der Welt bejahen, sondern auch den Körper, an dem die Seele in Erscheinung trat — sich ein Symbol setzte (Pantheismus).
Der Dichter hingegen, der nur den Körper, aber nicht die Seele in ihm zu erleben vermag, wird alle Auswirkungen des Körpers allein auf die Eigenschaften des Körpers zurückzuführen, — die irdischen Eigenschaften des Körpers, und zwar in einer möglichst sinnlichen, körperhaften Form gestalten (Realismus).
Im Gegensatz hierzu wird der Dichter, der das Irdische nicht zu erleben vermag, sich eine geistige Form bilden (Expressionismus) und eine erdenfeindliche, körperverachtende Weltanschauung (asketischer Idealismus), und wenn er den Körper, trotzdem er ihn nicht erlebte, bejaht und ihn willenmäßig zu formen versucht, so wird seinen Gedanken die innerste Überzeugungskraft und seiner Gestaltung des Körpers das organische, sinnliche Leben fehlen (Klassizismus). —
Werfel ist einseitig geistig veranlagt, — er erlebt nur das Geistige in den Dingen, in der Welt. Darum weiß er nur das Geistige zu werten und zu gestalten; für den Körper ist er blind, — er verachtet ihn als die unnütze, hindernde Mauer vor dem Geist; er vermag ihn höchstens mit dem Geist zu erfassen, aber nicht in seiner Eigenart zu gestalten.
Im allgemeinen eber versucht er gar nicht, den Körper, der ihm gleichgültig ist, zu formen, sondern spricht, abstrakt, vom Sinn der Dinge: er ist seinem Wesen nach nicht zur Erfüllung der in seinem Aufsatz „Die christliche Sendung" ausgesprochenen (pansymbolischen) Erkenntnisse von des Körpers und des Geistes Einheit befähigt — er ist seinem Wesen nach: Expressionist.

Oſtern / Von Karl Schönberg

Lange ſind wir einſam durch die Felder gegangen,
Blieben Blicke an Blumen und Gräſern hangen
Und ſuchende Fragen: wo bliebeſt du?
Blieb' ich allein, ich wüchſe zu.
Und wollte doch zu allen Stunden blühen,
Und ſuchte den Menſchen und trug die Mühen,
Seine Spur zu finden. Und blieb immer allein,
Ich werde wohl niemals bei ihm ſein,
Werde niemals ſein liebendes Auge ſtreifen
Und ſehnend nach ſeinen Händen greifen.
Mein Weg wurde ſteinern. Die Gnade blieb aus.
Erblindet verflucht' ich das wankende Haus.
Was Wege, was Wind, ſie wollen verführen,
Ich bleibe im Hauſe und ſchließe die Türen.
Zu oft ſchon verlockte der helle Schein;
Mag nun des Hauſes Dunkel um mich ſein!
Allein, allein, was bliebe dann von mir,
Wie offenbarte ſich der Gott in dir?
Alleinſein iſt ein werdendes Vergehen,
Ich muß in mir geſpannt um Menſchen wehen,
Über Wiegen mich beugen, für Ermüdete wachen,
Die Sinkenden halten, für Traurige lachen.
Denn alſo trug der Gott ſich Menſchen ein:
Ich kann in euch nur Offenbarung ſein,
In euch nur werden und in euch vergehen.
Erblühe ich, des reinen Menſchen Leben.
Weiß ich, wie denn der Tag gekommen iſt,
Verweile, Menſch, da du ſo bald vergißt,
Und wage es, Erinnerung zu tragen.
Es iſt ſo ſelten, daß wir davon ſagen,
Wie wir Beglückte ineinander ſanken
Und aus dem Leben ſelbſt Erfüllung tranken.
Da wuchs um uns des Wunders heller Schein,
Wir werden ſtets in Wunderländern ſein,
Wenn wir in uns die Göttlichkeit erhalten.
In Liebe nur kann ſich der Menſch geſtalten.

Lieb' ich dich so, so lieb' ich auch die Welt,
Und will, bis morsch der letzte Baum zerfällt,
Den Mantel meiner Liebe um dich breiten
Und werd' umhüllt von deiner Liebe schreiten
Zum Fest, zum Untergang, zum Auferstehen.
Stets werde ich in dir die Antwort sehen
Und will auch stets für dich bereitet sein.
Fliehst du zu mir, so geh' ich in dich ein.
Komm' ich zu dir, umhülle mich,
Du bist mein Du, dein Du bin ich.
Den so Verbundenen gehört das Land,
Das Welt und Gott um ihre Seelen band.

Bücherschau

Willy Blumenthal.

I.

Wie seltsam! Gerade von den heute lebenden Dichtern, die für freies Menschentum kämpfen, erstreben die meisten eine Kunstart, die ihre Kampfdichtungen dem Verständnis des gebildeten Bürgertums völlig entzieht. Sie schleudern in die wehmütige Leere des Windes ihre dramatischen und lyrischen Makulaturpredigten auf japanischem Büttenpapier und in einem japanisch klingenden neuen Deutsch. „Hoch reitet Geist her. Sonne schlägt Nacht. Fabelhaft blau Güte tropft. Tief klingt Stern. Ich du ihr sie — Wir! Gewalt scherbt, zerstiebt. Brudermensch!!" So etwa und oft schlimmer.
Plötzlich tritt unter die japanischen Zungenredner einer, der spricht in neuzeitlich deutscher Sprache Verse, die ebenmäßig und glänzend wie Mamor sind. Und dieser Lyriker predigt nicht! Predigt nicht, kämpft nicht, schlägt nicht die Trommel des Geistes, die Geige seiner Dichtung tönt, als gäbe es niemals und irgendwo eine Ideenpoesie, ein kämpfend abstraktes Gedankengedicht. Sein eigenes Herz und noch eine andere brennend umworbene, schnell entglittene und schmerztrunkene wieder ersehnte Seele und ihr Leib — das ist alles, was aus seinen Rhythmen und Reimen klingt. Ein seelisch konkretes Erlebnis allein, ein konkreter, nur ihm eigener Rausch und ein konkreter einsamer Abgrund ist Gegenstand dieser zehn Sonette, die darum den Titel „Rausch und Abgrund" tragen.
Hat unsere dicht und schwer in Probleme und Programme gekleidete Zeit die Pflicht oder auch nur das Recht, einer Lyrik ihr Gehör zu versagen, die unter, aber auch über ihr steht, und unter, aber auch über aller Zeit? Inhalt dieser Lyrik ist „ein Ewig-Einsames", das dennoch „uns alle eint", das vor allem dann sich als tiefste „Ungemeinsamkeit" offenbart, wenn die Seele es sehr „eigen meint". Je öfter wir uns in diese zum Kunstwerk

erhobene große, einsam singende Ähnlichkeit sehr, sehr vieler oder nahezu aller andächtig versanken, desto eher fühlen wir in uns die Möglichkeit und Notwendigkeit, sehr, sehr viele oder nahezu alle tief und gütig zu verstehen in allen ihren Freuden und in all ihrem Leid, in ihrer inneren Schönheit wie in ihrer geistig-seelischen Schande.

II.

„Du greifst ins Licht, das in dein Antlitz mündet.
Was du nicht ansiehst, ist zum Tod verdorrt."

Willy Blumenthal singt das alte, unerschöpfliche Lied so, daß man seinen Inhalt nicht errät, sondern erkennt. Denn er ist einer von den Sängern, die nicht feierliche oder verzückte Orakelpriester sein wollen wie meistens Stefan George und fast immer Walter Hasenklever, es aber verschmähen, zu plaudern und zu registrieren, wie Theodor Fontane, Cäsar Flaischlen.
„Eine Würde, eine Höhe, entfernte die Vertraulichkeit". Und: „Sie schenkte jedem eine Gabe". Diese Worte klangen über den tiefen Klarheiten Schillers und Hölderlins. Im Tempo der Seele und der Sinne einander sehr unähnlich sind Hölderlin und Willy Blumenthal. Dennoch: dieselbe marmorne Mitte zwischen feierlicher oder ekstatisch zerhackter Unverständlichkeit und dürrem Registrieren oder plumpem Vertraulichtun — die gleiche schmale, marmorne Mitte, die Blumenthal innehält, würde auch Hölderlin heute beschreiten. Werner Dreist.

Ein Schritt vorwärts im Bühnenwesen Berlins.

Das deutsche Theater von heute nähert sich seinem Wesen nach mit erschreckender Deutlichkeit dem Kino: es rechnet nur mit den aufgepeitschten Instinkten der Masse und zieht aus ihnen seinen Profit; geschäftliche Rücksichten und Aussichten versperren der reinen Kunst den Weg und leiten Künstler und Publikum irre. Entspricht das dem Wesen und Inhalt der Bühne?
Es lohnt sich, dem nachzugehen, was ein Theater im Leben des Volkes bedeutet, denn wir sind gewohnt, heute die Dinge nicht an sich und allein, sondern stets als Ausschnitt der Zeit zu betrachten, und bei der Verworrenheit der Begriffe ergibt sich zu leicht eine falsche Beurteilung.
Im Theater erlebt ein Volk sich selbst, stellt sein eigen Wesen dar, vertieft es durch Erkenntnis, belebt es durch seine Phantasie, entwickelt sich durch eigene Kraft in eigenen Bahnen ... Wenn wir das anerkennen, die heutige Bühnenkunst daraufhin betrachten, dann fragen wir uns unwillkürlich: zeigt das heutige Theater — mit seinem kassemachenden Spielplan, in dem nicht der Künstler und Dichter, sondern der berühmte Schauspieler und Star gefeiert wird — unser, des deutschen Volkes Ebenbild? Entspricht das heutige gemeine und rohe Kunstverständnis, oder besser gesagt -unverständnis, unserem inneren Wesen und Erleben? ... Der bloße Gedanke treibt jedem die Scham in die Wangen ...

Blicken wir zurück in die Vergangenheit, so sehen wir, daß die Theater weihevolle Kunststätten waren, in denen die Völker des Altertums ihr Höchstes und Edelstes pflegten und sich wie im Gottesdienst auf sich selber besannen; der Künstler war Priester, die Dichtung entsprang Göttlichem. Auch bei uns wars anders; noch im vorigen Jahrhundert kam der Fremde aus allen Weltteilen zu uns, um in unserem Theater die Tiefe des deutschen Wesens ahnen und bewundern zu können ... Mit der Zeit haben wir uns einigermaßen daran gewöhnt, daß das Theater so ist, wie es eben ist; es ist ja nicht mit einem Male so geworden, sondern hat sich erst allmählich dazu entwickelt. Wir verurteilen die heutigen Theaterzustände. In uns ist noch ein starkes Sehnen vorhanden, das einen Ausweg sucht aus dem Wust der Phrase und des Schlagwortes, aus der Raffiniertheit der Zote. Dies Sehnen zielt auf die Schaffung eines Sprachrohres für unsere Kunst.

Als Ergebnis in dieser Richtung laufender Bestrebungen ist die jetzt in Berlin entstandene „Deutsche Bühne, e. V., Bühnengemeinde Berlin" anzusehen, eine Tochterorganisation der Hamburger zentralen Reichsorganisation, die an Ausdehnung immer mehr zunimmt. Ihr Programm ist die Schaffung einer Bühnengemeinde, die im Gegensatz zu den heutigen Theatern nicht auf das kassemachende Sensationsstück angewiesen ist, sondern sich die Vermittlung echter Kunst in eigenen Theatern zum Ziele setzt, die voll und ganz von dieser Gemeinde getragen werden.

Die „Deutsche Bühne" tritt im September dieses Jahres mit ihrem ersten großen Programm: der „Goethe-Bühne" auf (Berlin C 19, Oberwasserstraße 12), das seinem Namen entsprechend in der Hauptsache klassischer Kunst geweiht werden soll.

Daß wir durch diese frische Tat ein gewaltiges Stück vorwärts kommen, ist wohl jedem klar. Es gilt aber jetzt, sich zu dieser Bühne zu bekennen, nicht abzuwarten, wie sie wird, sondern frisch zuzugreifen.

Otto Eckert.

Die Gedichte Franz Werfels wurden vom Dichter für dieses Heft aus seinem Buche „Der Gerichtstag" zur Verfügung gestellt.

Die herbstliche Wallfahrt. Eine Dichtung von Erich Worbs. Luxusausgabe in 50 bezifferten, völlig handgeschriebenen Exemplaren mit 12 handkolorierten Linolschnitten von Gertrud Oenicke. Wir Verlag, Berlin NW 87. Subskriptionspreis 40 M., nach Erscheinen 50 M.

Bezugspreis jährlich 15.— M. (350 Kr., 4 frs.). Einzelheft 3.— M.
Einsendungen: Prosa an Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 24a,
Lyrik an Erich Worbs, Lychen-Mark, Strandpromenade.
Bezug durch die Redaktionen, in Deutschland: Wir Verlag,
Österreich: Hermann R. Lichtenegger, Wien 2, Vorgartenstr. 205[33],
Schweiz: Friedrich M. Roeber, Zürich 8, Mühlebachstr. 1.

Verlag: Wir Verlag, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 24a.
Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Stanzen für meinen Sohn am 175. Tag seines Lebens / Von Albrecht Schaeffer

Du schläfst, du schläfst, — und durch dich zieht die Stunde
Den weichen Schleier der Vergänglichkeit.
An deiner Seele ist noch keine Wunde,
Du kleiner Leichnam ohn Empfänglichkeit.
Wie voll mit süßer Nacht von Grund zu Grunde
Die Frucht in ihrer reifen Länglichkeit:
Bist du erfüllt von Dunkel und Vergessen,
In dich verloren ganz von dir besessen.

Traumwesen über dir, die nach dir streben,
Abgleiten mit den Händen geisterhaft,
Beneidend das uneindringliche Leben,
Das heiß und kräftig an sich weiter schafft.
Und tiefer, tiefer neuer Kräfte Weben
Durchflutet dich mit leichtem Purpursaft;
Und in dir selber schwimmst du wie im Öle
Der Muttergrotte, pochend warmer Höhle.

Wie lang? wie lang? Vergingen Monde, Jahre,
Seit du versankest in Vergessenheit?
Da öffnet dich der fremde wunderbare
Vergeßne Strahl, und dir wird seltsam weit.
Auf einmal, leicht wie deine flaumigen Haare,
Schwebst du herauf zur schönen Sichtbarkeit,
Und wunderst dich... Da streift ein inres Fächeln
Von Heiterkeit dein Herz, und du mußt lächeln.

War es das Augenpaar, das allbekannte,
Das immer da ist, wenn du zu dir kommst?
(Vor Urgezeit erschien es dir und brannte
So herzlich, daß du gleich daran erglommst!)
Nun wieder blickt's von dort, wohin dich's wandte,
Und auf dem Schlafgebirg, das du erklommst,
Hoch oben liegst du nun in luftiger Reine,
Bezaubert von der Doppelsonne Scheine.

Ein Augenblitz — und alles ist verschwunden.
Wo warst du, wo? Vergessen rauscht und spült,
Und unterm Strom der rieselnden Sekunden
Liegst du, unendlich tief hinabgewühlt.
Und wieder Jahre, Monde, oder Stunden...
Ein Hauch, der tiefer wärmt, — ein Hauch, der kühlt...
Du schläfst, du unbegreiflich Dämmerlicher,
In dir verloren und unendlich sicher.

Jedoch was jetzt? Was haftet ein Vermächtnis
Des Lichts und schafft ein Zwielicht? Leise wankt
Ein Dasein auf in dir und ein Gedächtnis...
Was für ein Wesen ist in dich gelangt
Durch welche Ritze, körperloser Schmächtnis,
Die wolkig wächst, beweglich, daß dir bangt?
Erinnrung... Lichter sprühn, und Stimmen schallen,
Du fliegst... du flogst, und ach, du bist gefallen!

O bittres Ängsten! Und das eigne Schreien
Erschreckt nur mehr, und eine Finsternis
Entsetzt dich sehr, — doch liebreich zu befreien,
Ein ferner Lichtschein schon die Nacht zerriß.
Da bist du wieder bei dir, — an den zweien
Bekannten wird es tröstlich dir gewiß,
Den Wesen, die mit guten Blickemächten
Dich völlig mit Geborgenheit umflechten.

Und jetzt ergreift dich das allmächtig Starke,
Erhebt und trägt dich fort in einem Nu.
Schon flutet Schlaf und löst dich, kleine Barke,
Da drängt das weichste Ufer auf dich zu,
Du liegst ihm an, und plötzlich bis zum Marke
Erfüllen Ströme dich von Süßem... Du,
Ganz aufgelöst in Saugen, ruhst gebettet
In warmen Trank, und seufzst und bist gerettet.

Zum ersten Mal. — Doch wer aus deinem Schlummer
Hinabschaut (trübes, staunendes Gespenst
Aus einer alten Nächtewelt voll Kummer),
Er wendet sich. Vielleicht einmal ergänzt
Die Hand, die noch nicht greift, gereift, in stummer
Rührung dies Blatt, mein Sohn, und du bekennst.
Sei's Lust, sei's Leid, — was diese Hand auch schriebe:
Je Leides mehr, auch desto mehr der Liebe.

Erster Einblattdruck der „Romantik". Wir Verlag, Berlin NW 87, 1922

Romantik

Eine
Zweimonatsschrift
*

Herausgeber:
Kurt Bock / Erich Worbs
*

4. Jahr * 1922 * Heft 4

Schon / Von E. W. Unger

Schon träumt mein Herz von goldnen Himmeln.
Schon haschen meine Hände nach Vogelflügen
In weichem Winde . . .

Schon deute ich abendlich die Kreise der Sterne. —
Schon schäume ich schwingend vor dem Orion
In silberner Luft —

Und stehe nun doch wie aus Nacht aufgeläutet —:
Horch! eine Amsel! O frühe Frühlingsflöte!
Wie tönst du mit, du selige Brust!

Kammer der Kindheit / Von E. W. Unger

Die Kerze schwebt, nickt, steht. Gerinnende Farben.
Aus blauem Kelche goldener Schein. Schatten schwanken und wachsen.
Groß über die Wände.

Graublauer Sammet. Schleier außen und innen.
Um das Weiße der Linnen, das weiche Weiße der Linnen. —
Und zärtliche Hände . . .

Die Wimper verhängt. Strahlendes Funkeln, spitz, sternig, rund.
Und ein Rauschen, das Rauschen, Rauschen im Grund —
Ich falte die Hände . . .

Im Fenster Sterne! Und im Fenster die Sterne!
Selig gelöst in Schaum. Silberner Traum. Nah ist die Ferne. —
Gesprengt sind die Wände . . .

Der romantische Mensch / Von Otto Michel

Wenig kümmern uns philologische Vorfeldkämpfe: Romantik oder Klassik, Antike oder Gotik. Es gilt vielmehr inmitten einer Epoche der errechenbaren Werte das Bild des romantischen Menschen neu aufzurichten. Fühlung ist noch nicht Erfüllung. Gewiß. Jedoch Resultate sind nur bedingt von Bedeutung, und ein kühner Anfang heiligt die Mittel. Wohin wir blicken: Sachen. Einige verstehen es meisterhaft selbst aus Geist Sache zu machen. Kunst wird Kino.
Nicht handelt es sich also um ästhetische Theorien — es geht ums Ganze. Lassen wir uns nicht täuschen: Die schieberhafte Tätigkeit vieler Verleger kann die Tatsache nicht leugnen, daß das Buch, auch das sog. gute Buch, Stück geworden ist, Ware. In den bildenden Künsten herrscht der gleiche Unfug. Der Händler siegte über den Künstler. Die Straße ist zu Ende. Wir müssen, wollen wir zum Gipfel, einen neuen Weg einschlagen.
Die echten Werke aller Zeiten müssen uns wieder Vorbild werden. Freilich für Viele sind Vorbilder nur Vorwand zum Nachbilden. Sie können aber mehr sein, denn alle Leistung ist ur-wüchsig. Kraftquelle sollen sie werden, wie sie es oft schon waren. Alle starken Schöpfungen haben Tradition. Wichtiger, als in die Zeittrompete zu blasen, ist jetzt vor allem Über-blick zu gewinnen. Damit sich wieder der Sinn für das zeit-los Gute bilde.
Das Chaos des Heute wird der Ordnung kommender Tage weichen. Mögen Viele ihr börsenhaftes Gebahren fortsetzen, wir gehen den steileren Pfad des Starken.
Das große Gemeinsame aller Kunst wird uns dann wieder Wegweiser und Forderung sein.
Der Geist der Schönheit und Güte blüht aus neuen Werken. Wiedergeburt des romantischen Menschen geschieht.

Auferstehung / Von Theodor Tagger

I.

Der kleine, sechsjährige Georg war am Karfreitag in den ersten Abendstunden gestorben.
Zuerst klagte er über Schmerzen in der Brust. Er ging nicht mehr mit den anderen Knaben auf das Feld spielen. Sein Antlitz wurde heller, durchsichtiger seine Schritte. Auch sah den Menschen er nur mehr scheu in das Gesicht. Er wurde immer stiller und dann, kaum hörbar, starb er.
Er sei ein schöner Knabe, wurde erklärt, hätte die aufgegangenen

Augen, die noch keine Antwort fanden. Auf einer hellen Stirn scheinbar flimmerte ohne Unterbrechung ein Licht.
Je größer er wurde, um so weniger sah man ihn mit den Kindern im Dorf umherlaufen. Er saß fast immer bei seiner Mutter. Die erzählte von Märchen des Lebens, den Verheißungen der Bibel.
Auch als er sechs Jahre alt war und in die Schule sollte, blieb mit offenem Mund er vor den Erzählungen der Mutter stehen. Wurde es Abend und sie sprach weiter, vernahm er nur mehr eine Stimme, die ganz in der Ferne anhob und, je näher sie kam, immer mehr verkörperte, was sie sagte. Dann plötzlich, in ihren silbernen Rüstungen, groß und lieb, traten die Gestalten auf, von denen er hörte, machten ihren heroischen Einzug, und er sah unverkennbar, wie sie siegten, sich opferten und ihrem Glauben gaben. Wenn er so diese Heiden vor sich fühlte, körperlich und klirrend, dann zitterten immer seine kleinen Hände. Denn sein Herz war empfänglich reich von den Wünschen, die sich weiten, als fühlte es Gott durch die Stunden gehen und durch die Schläge des Blutes.
Der kleine, sechsjährige Georg war am Karfreitag in den ersten Abendstunden gestorben.
Die Mutter lag bei der Leiche ohnmächtig. Mit zusammengepreßten Fäusten stand der Vater da. Er konnte nicht einmal mehr weinen, so schwer hielt sein Kopf. Er war ein starker, einfacher Mensch, der seinen Weg gerade geht, wie steil und voller Abgründe er auch sei.
Aber seine Frau fühlte nie sich ganz stark. Sie war auch nicht so rot im Gesicht wie die anderen Bäuerinnen. Und sie hatte viel kleinere Hände als jene. Und weil sie manchmal lächeln konnte, wie es die Bäuerinnen nie gekonnt haben, fiel in des Bauern Seele ein Glanz und er nahm sie zur Frau. Zwar rieten seine Freunde ihm ab. Sie sei nicht fest und hart genug für die schwere Arbeit, sagten sie; aber da sie Georgs Vater dennoch heiratete, gewannen sie sie lieb. Weil sie still war, in sich gekehrt, und viel ertrug, ohne ein Wort zu sprechen. Georg war ihr einziges Kind. Doch hatte sie früher eines geboren, das nach sieben Tagen starb.

II.

Christ, den wir lieben,
Hat uns erlöset,
Geh'n von den Erden,
Die selig werden.
Arm und voll Wunden
Stehen sie hier,
Doch sie gesunden,
Werden himmelreich und eine Zier.

Alles ſteiget und nichts verweſet.
Chriſt, den wir lieben,
Hat uns erlöſet.

In der alten, kleinen Kirche, mit dem zerbröckelten, leicht auch ſchiefen Turm, ſtieg aus Kinderkehlen das Lied und hallte vernehmbar durch das ganze Dorf. Süße Stimmen feierten den Tag und in den Geſichtern der Menſchen, die aus der Kirche kamen, lag Erlauchtes einer großen Stille. Denn es war Oſterſonntag. —
Einige Nachbarn waren im Zimmer, wo das Totenbett ſtand. Die Mutter lag bewegungslos bei ihrem Kinde. Ab und zu ſahen Bauern durch die Tür in das Zimmer hinein. Andere traten auch näher. Doch ſprachen ſie alle leiſe.
— Wie ſchön das Kind jetzt glänzt, fand ein alter Mann.
— Ja.
Am Fenſter ſaß einer und las mühſam aus der Bibel. Man konnte ihn kaum hören, denn er ſprach ernſt und wie für ſich.
„Und es begab ſich, daß er in eine Stadt kam, und es verſammelte ſich . . .“
— Wie ſeine kleinen Hände leuchten, ſagte eine Frau.
— Die Leich iſt hier geblieben. Gott aber führet ſeine Seele.
— Ja.
„. . . ſiehe, da trug man einen Toten heraus, der ein einziger Sohn war ſeiner Mutter . . .“

Chriſt, den wir lieben,
Hat uns erlöſet.

Es hub wieder der Chorgeſang in der Kirche an und war ſehr rein zu hören. Da wurde es ſtill. Nur des alten Mannes Stimme am Fenſter ging durch den Raum.
„. . . und da ſie der Herr ſah, jammerte ihn derſelbigen und ſprach zu ihr: Weine nicht!“
Die Frauen und Männer kamen unhörbar näher und ſtellten in einem Kreis ſich um jenen, der aus der Bibel las. Sie hatten alle aufmerkſamen Ernſt auf dem Geſicht. Doch entging ihrem vertieften Hinhören eine Bewegung der Mutter am Totenbett: denn dieſe bewegte plötzlich ſich langſam. Mit ängſtlichen Augen ſtarrte ſie auf die Leiche.
„. . . ſprach zu ihr: Weine nicht! Und trat hinzu und rührte den Sarg an; und die Träger ſtunden. Und er ſprach: Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf . . .“
Die Mutter richtet ſich empor. Denn ſie hört, daß er ſpricht. Ihre Augen grüßen den Sohn.
— Mutter, ich will aufſtehn . . ., hört ſie.

„. . . ich ſage dir: ſtehe auf! . . . Und der Tote richtete ſich auf und fing an zu reden . . .“
— Mir iſt ſo wohl, haſt du geweint? . . .
Sie antwortet ſehr flüſternd:
— Oh . . . nichts, mein ſüßes Kind. Mir iſt auch ſo wohl . . .
— Weiſt du, ich habe Engel geſehn . . .
— Du haſt geträumt . . .?
— Sie waren ſo ſchön und wollten mir Flügel geben, Mutter . . .
— Oh . . .! ganz leiſe.
„. . . richtete ſich auf und fing an zu reden; und er gab ihn ſeiner Mutter . . .“
— Aber ich ſagte ihnen, daß ich bei dir bleiben will vorläufig noch eine gerechte Zeit . . .
— Oh . . .
— Sie ſollten mir die Flügel aufheben, bis ich ſpäter kommen werde . . .
— Liebes Kind . . . Sie küßt ſeine Hand. Alles klärt an ihr.
„. . . und es kam ſie alle eine Furcht an und prieſen Gott . . .“
— Mutter, es iſt ſo traurig hier . . . wollen wir nicht gehn . . .
— Ja, gehn wir . . .
— Komm . . . Und ſie ſieht ihn ſtürmiſch die Decke werfen, aufſtehn und vorangehn. Auch ſie erhebt ſich, folgt ihm, leiſe beſorgt, daß er ſo durch das Zimmer läuft, nimmt ihn ſicher in ihre Arme und ſchließt die Türe hinter ſich.
— Es iſt gut, daß ſie nicht immer bei der Leiche ſitzt, ſagt eine Frau. Sie hatte verwundert ihr nachgeſehn.
— Ja.
— Daß ſie's nur überſteht . . .
Ein Bauer ſagt: ſie iſt die Mutter . . .
„. . . und es kam ſie alle eine Furcht an und prieſen Gott und ſie ſprachen: es iſt ein großer . . .“

III.

In der Kapelle mit dem leicht geneigten Turm am Abend ſchlug die Glocke.
Man legte den Sarg auf die Bahre und trug langſam, unter Gebeten, ihn hinaus. Der Vater mußte geſtützt werden, als er folgen ſollte. So ſchwer hielt ſein Kopf. Die Verſammelten murmelten ihr Vaterunſer fortgeſetzt.
Es gingen zwei Frauen die Mutter holen. Sie traten in das andere Zimmer und ſahen am Tiſch ſie ſitzen und zu jemandem ſprechen, den ſie nicht finden konnten. Ihre Augen überſtrahlten. Und in befreiten Zügen lag es voll ruhiger Heiterkeit.
„. . . und dann mußt du auch wiſſen, daß dieſer Ritter nicht nur

berühmt im ganzen Lande war, ob seiner großen Taten. Sondern auch, weil es jedermann bekannt war, daß ihn Gott gesandt hat, um die Schwachen mit seinem Schwerte zu verteidigen. Denn immer zu den Schwachen ging er und zu den Armen und alle Unglücklichen fanden ihn, und er hob nur den Arm und sie waren besser gestützt als von jeglicher Mauer, mein Kind... Denn er war ein Held... Ja, und sie alle, die ihn um Hilfe flehten, sie alle fanden ihn bereit..."

Die beiden Frauen an der Tür sahen einander verwundert an und standen lang. Doch blieben sie von der Mutter unbemerkt. Sie erzählte weiter, langsam und ausführlich und mit viel Zeit.

Da bekreuzten sich die beiden und gingen wieder lautlos und schlossen die Türe.

Sie erreichten bald den Zug, der sich nur langsam zur Kirche bewegte.

Wie am Morgen schlugen feierlich die Glocken, ohne Unterbrechung, und es riefen die Knaben im Chor:

Arm und voll Wunden
Stehen sie hier.
Doch sie gesunden,
Werden himmelreich und eine Zier.
Alles steiget, nichts verweset.
Den wir lieben,
Hat uns erlöset.

Menschen standen am Wege und nahmen schlicht die Hüte ab.

Aus deinen Augen auferstanden... / Von Max Sidow

Wenn deiner Augen Brunnen ich enttauche,
blüh ich, ein Neugeborner, auf zum Tage.
Vergangenes verdämmert, fernste Sage,
zu blaß verstauntem und vergeßnem Brauche.

Was ich getan, gleich einem blauen Rauche
schwebt es im Wind. Das, was ich hetze, jage,
neigt sich vor mir. Ich steile, rage, rage
zu brüderlichster Welt besterntem Hauche.

Aus deinen Augen quellend auferstanden,
erlebt mein Dasein fröhliches Erneuern.
Du wirkst in mir und kannst mich so befeuern,
daß ich in flammendem Zum-Himmel-Branden
die Welt entzünde, die nun feierlich
entbrennt in brausendem Choral um dich!

Du mir von Urſprung an im Blut Verwandte!

Von Max Sidow

In einem Lied, das ich als Knabe ſang,
wußt ich von dir, die mir kein Name nannte,
und die doch tiefſter Traum aus Träumen kannte
wie hohes Licht, das meinen Nächten klang.

Du mir von Urſprung an im Blut Verwandte!
Du mir im Seelenweſen gleicher Gang!
Du andre Hälfte, eh' mein Sein zerſprang,
und Gottes Zorn uns in Vereinzlung bannte!

Nun hat mein Schritt zu deinem Schritt gefunden,
und dein Geſtirn beſtrahlt in ſanftem Gang
die Sternenkreiſe meiner ſtummen Stunden,

und deines Wandels Anmut wird Geſang
und wird ein Beten mit ſo ſüßen Tönen,
daß wir mit ihm gewiß noch Gott verſöhnen.

Viſion / Von Wilhelm Haas

Wild pfiff die Nacht. Der grüne Mond verfing
ſich im Geäſt. In ſchwarzen Blättern hing,
zerfetzt, entſtellt, der weiße Leib des Herrn.
Die Wundenmale flammten blutig auf.
Die Sterne jagten ihren irren Lauf.
Und fern, ganz fern,
erquoll ein grauſer, langgezogner Schrei:

„Du haſt gemordet, haſt die Liebe umgebracht!"
Das Dunkel ſtierte feueräugig in die Nacht.
Mich fror. Ich lief. Mir war, als ſei
die ganze Nacht ein einzig unnennbarer Schrei.
Sturmvögel ſchritten ängſtlich aus,
und Nacht und Fetzen ſtoben hinterdrein.

Da flammte jäh im Oſten Frühlichtſchein,
und glanzvoll ſchritt der junge Tag hinaus.
Und ſeine nackten Hände trugen in den Tau
Dein Bild, Madonna! Hohe Frau! — — —

Und rings in Demut neigte ſich die Au.
Beſeligt fiel der erſte Lerchenſchlag:
Die Liebe blühte wie am erſten Schöpfungstag.

Dem Dichter Carl Lange in Verehrung

Von Franz Alfons Gayda

„Wir ſollten alle mehr den Stimmen lauſchen
Die wie ein Meer aus ungeahnten Tiefen rauſchen."

Mit dieſem Vers von dir
Kam mir ein herzlich Grüßen
Aus gleicher Sehnſuchtsheimat:
Strom aus der Tiefe heißt dein Buch —
Ich ſaß an ſeinen Ufern lange, klingende Zeit,
Ging auch ein Stück des Wegs mit ihm
Ins innen, tiefinnen wahrhaft ſeiende Leben . . .

Sieh, dies iſt ja Dichter-Sein und darum hoch geweiht:
Sternklare Stille auszubreiten über allen Lärm,
Uns lauſchen lehren ſingenden, rauſchenden Stimmen
Aus ungeahnten, fernſten, ewigen Tiefen —
Uns hinzuführen zu den Welt- und Lebensſtrömen.

So mag mein Vers dich wiedergrüßen:

„Und ſollten alle mehr an jenen heil'gen Ufern wachen
Als ſchlafend unſres Daſeins Wert und Glanz zunichte machen."

Zwei Seelen / Von Otto Stoffregen

Zwei Seelen ſtanden vor dem lichten Thron ihres Schöpfers, der ſie hüllenlos ſah und erkannte, daß ſie zitterten.
„Warum zitterſt du?" fragte ſeine tiefe Stimme, die den Klang ferner Glocken hatte, eine jede von ihnen.
„Ich fürchte mich vor der Liebe, die zu erleben du mich erſchaffen haſt," entgegnete jede, beſcheiden und ehrfurchtsvoll.
Da umſpielte Gottes Antlitz ein feines Lächeln: „Lernt ſie verſtehen, und ihr werdet ſein wie ich bin."
Auf die Erde gekommen nach ihres Herren Geheiß, lebten die beiden Seelen in einem großen Walde. Die eine wohnte in dem wie mit Silber überſponnenen Stamm einer Birke, und ließ der Baum ſeine feinen, lichtgrünen Blättchen im Winde flattern, war es, als wäre er die Verkörperung einer großen Sehnſucht, welche gefangen ſaß und zu einem noch fremden, aber ungleich ſchönerem Leben erweckt ſein wollte. Ihre Gefährtin dagegen umſchloß der ſchlanke und ſtolze Stamm einer Fichte. Hoheit und Ernſt ſchien ſie zu ſein, und ſie war wie ein Symbol von Mut und Kraft und Ungebeugtſein in Sturm und Wetter. Beide Bäume nun ſtanden einander gegenüber, und jahraus und jahrein, ſtumm und unbelebt wie es den vorüber-

gehenden Menschen erschien, war zwischen ihnen ein geheimes Verstehen, ein unsichtbares Sich-die-Hände-Reichen. Beugten sich gar in lindem Winde die Kronen einander zu, war es, als hätten sie sich etwas unendlich Schönes zu sagen, ja es klang, wie wenn Zweie sich heimlich küßten, die von der Liebe seltenem Glücke wußten. Als aber ihre Zeit, Bäume zu sein, erfüllet war, verließen die beiden Seelen die sterblichen Hüllen. Nach vielen, vielen Jahren standen sie wieder wie einstmals vor ihres Schöpfers lichtem Thron.

„Warum zittert ihr noch immer?" fragte seine tiefe Stimme, die den Klang ferner Glocken hatte.

„Ich fürchte noch immer die Liebe, obwohl ich weiß, wie köstlich sie ist," erwiderte jede Seele, bescheiden und ehrfurchtsvoll.

Da umspielte das Antlitz ihres Erhalters ein feines Lächeln. „Die Liebe ist nicht nur Seligkeit, sondern auch Schmerz."

Schweigend vernahmen beide die Weisheit ihres Herren. Ihm untertan, gingen sie abermals auf die Erde.

In einem feinen, schlanken und biegsamen Mädchenkörper wurde die eine wiedergeboren und sah aus zwei blauen Augen, rein und unschuldsvoll, in ihres Gottes herrliche Welt, während die andere Seele in einem starken und kraftvollen Manneskörper wohnte. Aus ihm blickte sie heraus in braunen Augen, die in Tatenlust, Mut und dem Wunsche blitzten, die schöne Welt zu besitzen und sie sich untertan zu machen. So in Menschenhüllen verborgen, lernten sich beide, wie es ihr Schöpfer wollte, noch einmal kennen. Die Fülle der ganzen Liebesseligkeit erfahrend, war ihnen in besonderen Stunden, als hätten sie schon einmal in anderer Gestalt die Erde bewohnt, ahnend, was Liebe sei, ohne um sie zu wissen. Nun wußten sie es, und ihr Glück wurde so groß, daß sie manchesmal davor erbebten. Eine fremde Stimme sang dann in ihnen, daß alles, auch ihre Liebe, ewigem Wechsel unterworfen wäre. In solchen Augenblicken der Angst um ihr Bestes konnten sie sich dann wohl voreinander verbergen: kein unbedachtes Wort, keine unüberlegte Tat sollte den noch süßen Frieden und alle Seligkeit ihrer köstlichen Liebe zerstören.

Eines Tages jedoch kam, was sie niemals hätten glauben können. Wer trug die Schuld und war der Unselige, einzureißen, was wie ein ewiger Tempel in Liebeshingabe und Treue erbaut worden war? Sie wußten beide keine klare Antwort. Wohl aber brach die Stunde über sie herein, da die Flut der Qual und der Not, der Verzweiflung und des Sterbenwollens über sie kam und kein Verstehen, kein Sichverschenken in uneigennütziger, selbstloser Liebe mehr zwischen ihnen war. Sie weinten viele Nächte, und obwohl jede Seele um die andere, halb noch Besitz, halb schon verloren, sich

verzehrte, es führte keine Brücke mehr von Herz zu Herz, von Menſch zu Menſch, jede wußte, nun bin ich allein. Hineinwachſend ganz in dieſe bittere Erkenntnis und unter Zaudern nur, ließen ſie endlich voneinander, ſuchten und fanden nicht mehr gemeinſame Wege, ſie ſollten und mußten ſich verlieren und untergehen im Strom der Menſchen und Dinge, fremd einander für immer, die einſt ganz und tief Vertraute geweſen waren. Nur ein ungeſtillter Schmerz noch brannte in ihren Seelen, der bis an den Tod anhielt. Nach vielen, ungezählten Jahren ſolcher Trennung erſt ſtanden ſie wieder wie einſtmals vor Gottes lichtem Thron.
Und er erkannte wie einſt ihre Hüllenloſigkeit und daß ſie in Freude und Schmerz der Liebe ſeinen Willen erfüllt hatten. Erzitternd wie ehemals, waren ſie reif geworden, und er nahm ihr letztes Erbeben als die heilige Scheu hin vor einer letzten Erkenntnis, einer Erfüllung. Sie daher in ſeine Arme nehmend, vereinte er ſie in einem Kuſſe neu auf ewig und in ſich.

Geſicht / Von Willy Schühle

Die Nacht ſteht tauſchwer über uns gebogen; —
in Frucht und Segen wandelt ſich die Wüſte...
Aufſchwingt des Mondes farbner Silberbogen
zur fernen glanzumfloßnen Sternenküſte. —

Entfeſſelt rauſcht der Strahl der Wunderquelle
aus unſerm hingegebenen Gebete...
Empfangend neigt ſich uns die heil'ge Welle,
entträgt uns weltfern auf dem Strom der Lethe.

Nietzſche-Zarathuſtra / Von Friedrich Märker

Nietzſche lehrte (im Zarathuſtra), feſt auf der Erde zu ſtehen und alle Verneinung des Menſchen um einer überirdiſchen Verſöhnung willen zu überwinden: „Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich die Menſchen: Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmliſchen Dinge zu ſtecken, ſondern frei ihn zu tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn ſchafft. — Der Übermenſch iſt der Sinn der Erde."
Was aber iſt der Übermenſch?
Aus Reaktion gegen eine Zeit des ſelbſtquäleriſchen Mitleides und der Wolluſt am Schwachſein ſah eine Jugend in ihm nur die Kraft, nur das Selbſtſein. Er wurde mißverſtanden zum Individualiſten. In Wahrheit aber lehrt gerade der Übermenſch die Beſiegung des Ichs um eines höheren Zieles willen: „Der Menſch

ist etwas, das überwunden werden muß. — Wahrlich ein schmutziger Strom ist der Mensch. Man muß schon ein Meer sein, um einen schmutzigen Strom aufnehmen zu können, ohne unrein zu werden. Seht, ich lehre euch den Übermenschen: Der ist das Meer, in ihm kann eure große Verachtung untergehen."

Wie aber kann der Mensch ein Strom, ein Meer werden? Nur dadurch, daß er sich öffnet ins Meer, in den Ursprung und die Ruhe aller Ströme, indem er sich selbst überwindet.

Indem der Mensch weit wird zur Menschheit, geht sein Häßliches, sein Bedingtes unter, wird die Einfalt des Stromes zum Allsein des Meeres. Der Mensch, der vollendet ist zu dieser Allöffnung, ist der Übermensch. Ihm nahe zu kommen, alles Dienen der Menschen. Jeder, der sich selbst überwindet, hilft an der Besiegung der negativen, absondernden Kraft, die das Meer in Flüsse, die Menschheit in Einzelmenschen teilt, und stärkt die Kraft zum Übermenschen: „Ich liebe den, dessen Seele übervoll ist, daß er sich selber vergißt, und alle Dinge in ihm sind: So werden alle Dinge sein Untergang." „Der Mensch wird zum All, und da er zum All wird, geht er selbst unter: Der Übermensch wird geboren." „Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist, was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und ein Untergang ist."

Ein Übergang zur Menschheit, ein Untergang des einzelnen.

Der Mensch ist Übergang zum Übermenschen, d. h. nichts anderes als: jeder Mensch ist dienendes Glied im Kreise der Gottheit und zur Vollendung der Gottheit. Als solches hat er Selbstwert und ist Übergang.

Der Übermensch ist also kein Einzelwesen, das über allen anderen Menschen steht, er ist ein Allwesen, das über jedem Einzelwesen steht.

Er ist die vollendete Menschheit.

Er ist das Über der Menschheit. — —

Wie Nietzsche die göttliche Kraft der menschlichen Seelen aus dem Überirdischen in den Menschen selbst zurückführte, so lehrte er — nicht die tierische Lust am Leibe — aber die unlösbare Einheit von Leib und Seele: „Der Erwachte, der Wissende sagt: Leib bin ich ganz und gar und nichts außerdem, und Seele ist nur ein Wort für ein Etwas am Leibe."

Denn es ist nichts, das nicht Leib ist, Wort, Erscheinung wird. Alles Geistige kann nicht bestehen ohne das Sinnliche, alles Geistige zerfällt, wo es der irdischen Kraft entbehrt. So ist der Leib, der Mensch, die Erde gleichbedeutend mit der Gottheit. Nietzsche nennt sie, scheu vor diesem Worte: Übermensch oder Selbst: „Hinter deinen

Gedanken und Gefühlen, mein Bruder, steht ein mächtiger Gebieter, ein unbekannter Weiser — er heißt: Selbst. In deinem Leibe wohnt er, dein Leib ist er."

Diese vollkommene Lehre einer Einigung aller Erscheinungen, einer Einheit von Ich und All, von Körper und Geist bedeutet nichts anderes als die Rückführung des gotischen, sentimentalischen Weltgefühls in seine ursprüngliche Art, da ihm Schein und Sein eins war, da es die Erde Gott nannte und Gott in der Erde sah.

Diese Lehre ist fern aller Verzweiflung, selbstbewußt im Tragen des Seienden, ganz beruhigt im Verstehen des Gegebenen und daher in sich selbst ruhend und im Tiefsten sich selbst, die Erde, das All bejahend.

Alle Dinge tragen in sich selbst ihren Sinn, mit ihrem Werden und Vergehen erfüllt sich ihr Schicksal. Alle Begegnung des Menschen wie alles Lebendigen — ob sie Leid sei oder Freude —, sie dient dem zweifachen, im Grunde aber einigen Zweck: des Menschen Selbst zu bilden und das Gebildete zum All zu öffnen, dient, daß der Mensch zur Persönlichkeit aufwachse und zur überpersönlichen Menschheit, zu Gott sich weite.

Selbst und All: Eines erfüllt sich im andern. Nur der in sich selbst vollendete, zu sich selbst gekommene Mensch vermag zur Menschheit, zur Gottheit zu kommen, denn nur in des Selbstseins Tiefe ist der unendliche Strom der Urkraft zu finden. Der Mensch ist der Name Gottes, und Gott ist der Ursprung und das Ziel des Menschen.

Wer daher, statt sich zu seinem Wesen zu vertiefen, sich selbst vernichtet, vernichtet — zwar nicht Gott — aber einen Namen Gottes. —

Das niedere Ich, das strebt, sich selbst zum Gott auszurufen, muß vernichtet werden. Das Wesen des Menschen aber, die Persönlichkeitskräfte, der zum All geöffnete Rand muß ausgebildet, darf nicht, in verzweifeltem Schielen nach überwirklichen Welten und Größen, zerschlagen werden. Denn nur in einem vollkommen geschliffenen Diamanten vermag der Sonne Licht vollkommen zu leuchten.

So ist das menschliche Leben ein Reifwerden zur Menschheit.

Die Jugend ist mähliche Vertiefung der äußerlichen, der Ichpersönlichkeit, zum wahren Menschsein: zum Selbst- und Allsein.

Die Reife ist: in sich geschlossen zu sein, wie vielfach geschliffene Edelsteine, und doch von Einem durchströmt zu werden bis in die letzten Ecken und Gründe. —

Von dem Lichte, dem Unkörperlichen, von der Gottheit ganz durchleuchtet zu sein.

Und der Tod: Freiwerden, Rückkehr des im Diamanten aufgeleuch-

teten Lichtes in das Urmeer allen Lichtes, allen unkörperlichen Seins, um in neuen, vollkommneren Körpern neu geboren zu werden, um reiner, größer in Erscheinung zu treten, um in einer neuen Menschwerdung den Körper vollkommener mit Göttlichkeit zu durchleuchten. —
Das Leben ist Leibwerdung übersinnlicher Urkräfte.
Ist geheiligt als Kelch, als Name der Gottheit. —
Diese irdische Schale zu durchleuchten, diesen Namen immer reiner tönen zu lassen, ist des Werdens Sinn und der geistigen Kräfte Ziel.
Und des Leibes Sinn ist es, dem Geiste Wohnung zu geben, ihn wirkend, sichtbar werden zu lassen. —
Die Fahne ist leblos ohne den Sturm.
Der Wind bleibt wirkungs- und zwecklos ohne die Fahne, die er zu bewegen, an der er aufzutönen vermag.
Die Blüten und Bäume bedürfen der Sonne, um zu leben.
Und der Sonne Licht bedarf der spiegelnden Meere und der Schneegefilde, der Diamanten und des Menschenauges. —

Aus Alt-Berlin / Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

An der Friedrichsgracht

Eingespannt in hohe Steilwandborde,
Zieht das dünne, schwarze Band der Spree;
Nebelnd dämmern seine trägen Wasser,
Und beim müden Schimmer der Laternen
Spiegeln sich, wie geisternd aufgetaucht,
Nahe Steinwand, bleiche Straßenlichter,
Hauswandbreiten und verträumte Fenster
In der Tiefe eingetrübter Flut.
Finster brütet ein verlassener Kahn
An dem starren, öden Bord des Wassers,
Und gebuckelt in die Gasse spähend,
Schleicht die scheue Brücke drüberhin.

Der große Jüdenhof

Verloren liegt der niedere Häuserring
Im Steinmeergrund der grauen Altstadtenge,
Und fern, ganz ferne fluten Licht und Lärm.
Um seine Winkel spinnt die Abenddämmerung,
Die schwarze Schattenmäntel leise hängt
An Dächerränder und vor stumme Türen.

Verwunschene Zeugen hingemorschter Zeit,
Stehn eingeduckt im Hof die beiden Brunnen,
Und übers Pflaster schlurft ein müder Schritt:
Ein Greis verschwindet hinter schmalem Tore.
Wie ein Rabbiner, uralt und gebückt,
Neigt sich weit vor die mächtige Akazie,
Die ihre herbstlich welken Blätter streut.
So still, so sinnend in Vergangenheit
Liegt alles, was den alten Hof umgürtet. — —
Doch wie ein Beten raunt es durch ihn hin,
Wenn glockenschwer die Parochialkirchuhr
Die Stunde schlägt und ein Choral herflutet.

Bücherschau

Neue Dichtung.

In Potsdam veröffentlicht, dem Verlage Gustav Kiepenheuer verschwistert, der Verlag der Dichtung erste Neuerscheinungen. Gleichsam Stammband ist „Die Dichtung" (Zweite Folge — Erstes Buch), eine Komposition aus Dramatik, Lyrik, Aufzeichnungen und Epik der Poeten des Unternehmens. Diesem Grundbuche entwachsen, seine Eindrücke bei einigen Dichtern verstärkend, umstehen es sechs Einzelbände. Vorbilder sind diese Bücher in ihrer Außen- und Innenausstattung: groß und klar das Format des starken Bandes „Die Dichtung", und ihm zur Seite bald hoch, bald rechteckig breit, bald quadratisch weit und dann zart und schmal die Einzelwerke. Alles ist ohne Ablenkung in ein papieren-pergamentenes Weiß gebunden und bietet, schlägt man die Seiten auf, starke, gute Drucktypen (die in einem Bändchen durch die Verwendung nur großer Buchstaben an Deutlichkeit verlieren). Der dichterische Inhalt dieser schönen Schalen ist — man hat Freude, es sagen zu dürfen — nicht unwesentlich. Das Wort „wesentlich" in einer Zeit der Spätlinge und vordringlichen Schreier zuzubilligen, schließt Verantwortung in sich: so ist im einzelnen vor dem Neuen wiewohl volle, aus eigener Natur notwendig folgende, Empfänglichkeit, so doch letztes, kritisch waches Hinhören und vielleicht auch Abwarten geboten. — Der Sammelband vereint folgende Namen: Oskar Loerke, Max Herrmann, Hermann Kasack, Simon Kronberg, Friedrich Schnack, Georg Kulka, Martin Gumpert, Gottfried Benn, Paul Baudisch, Karl Brand, Johannes Urzidil, E. A. Rheinhardt. Die Sonderdrucke bringen Lyrik von Loerke („Pompeji"), Kasack („Der Gesang des Jahres" und „Stadium"), Kulka („Requiem"), Gumpert („Heimkehr des Herzens") und Prosa Kronbergs („Chamlam"). — Von den zum Teil bereits geschätzten Dichtern stehen mir Oskar Loerke, ein bunter Geist von formreichen poetischen Perspektiven, und Max Herrmann, aus verwachsenem Leib und über diesen hinaus bitteres Leid und ehrliche Schönheit in Ver-

sen und Sätzen aufklingen machend, voran. Dazwischen klingt dann, wenn es nicht trügt, ein eigener Landschaftston aus Friedrich Schnack, meldet sich ohne große Geste die lyrische Unbefangenheit des jugendlichen Martin Gumpert. Weitere Fläche verlangt Georg Kulka für sich, der mit eigener Manier Mystik und vergangen stolze Rhythmen in höchst modernem Blute treiben läßt, in einer Streitschrift wider den „Fackel"-Karl Kraus indessen einen sehr allgemeinen Literatenkern offenbaren zu wollen scheint. Vielfach singt in den Bänden Hermann Kasack seinen Willen zum Hymnus. Das gute Wort „Denn eine Heimat ist nur, wo sie das Heimweh umwirbt" klingt über diese stille, reinherzige, doch nicht selten ein wenig sparsam und eintönig fließende Lyrik hinaus. Dunkler sind die Melodien, die in biblisch wiederholender Rhythmik aus der Prosa Simon Kronbergs aufsteigen. Betont jüdisch, sucht eine zerbrechliche Seele bis zur Auflösung sich und ihre Trauer zu spalten, und man wartet nicht unbewegt, ob diese Nerven Blut und Ursprünglichkeit zur Eigendichtung hergeben werden.
Der Kopf des neuen Verlages heißt Wolf Przygode. Seine ersten Taten lassen Erwartungen zu, denen ich kräftige Fundamentierung durch ein geistig bestrebtes Leserpublikum wünschen will. Erwin Reiche.

Franz Werfel, Der Gerichtstag.
Werfels Lyrik ist Weltanschauung, nicht gedachte, sondern — romantisch — an einem heißen Gefühl erlebte Weltanschauung. Schon in den frühen Gedichtbänden zuweilen auftauchend, ist in dem neuen umfangreichen Versband „Der Gerichtstag" das Wissen davon am Mittelpunkt, daß das eitle Ich es ist, das alle Sünde der Welt gebiert. Das Buch von der Schuld des Ich ist „Der Gerichtstag", Worte härtester Anklage findet der Dichter. Aber nicht Verwerfung ist das letzte Wort dieses Dichters des Mitleids. Aus allen Anklagen spricht die verzweifelte Sehnsucht nach Erlösung von der Sünde, nach Befreiung vom eitlen Ich. „Sehen aber ist die Gnade, abzusehen von sich selbst." Nicht passiv freilich will der Dichter im All aufgehen. Ein Glaube scheint mir immer mehr zu leuchten durch all das Dunkel, in dem er die Welt sieht, der Glaube, daß wir Gott erlösen durch die menschliche Tat Aus dem Traum des all-liebenden Menschen will sich dem Dichter die Welt gestalten. Er glaubt, daß der Mensch sich vom Ich reinbrennen wird in allem Leid, das das eitle Ich ihm schafft. „Es ist nicht zu spät" kündet er. „Immer ist dir ein neuer Tag bereit."
Die Inbrunst des Gefühls, das den Dichter durch alle Sünde der Welt sich hindurchleiden ließ, ist gebannt in Strophen, die immer mehr zu barocker Kunst streben. Und das ist nicht äußerlich irgendwie bedingt. Barock auch ist ja die Leidenschaftlichkeit des Gefühls, die nie das Schöne, immer das Charakteristische malt, auch wenn es häßlich ist, barock auch die inbrünstige Glut, an der der Dichter sich zerquält, sich sehnt.
Werfels Lyrik ist wie alle wahre Lyrik Musik, Musik freilich nicht in dem Sinne eines schönen weichen Klanges der Verse, eine barocke Musik eben auch. Sollte ich einen nennen, dessen Musik der musikalische Gehalt Werfelscher Lyrik an Klang und Geist zu vergleichen wäre, so würde ich vielleicht an Max Reger denken. Auch seine Musik jauchzt nicht, durch dunkles Welt-

leid irren die Klänge nach Erlösung. Auch sie stellt dionysisch das Charakteristische über das Schöne. Auch in ihr ist barock die maßlose Leidenschaft des Suchens, des sich Zerquälens in Dunkel und Dissonanzen, und auch in ihr steigt leuchtend schon hier und da auf der Traum entlichter Erfüllung in Reinheit und Schlichtheit. E. Worbs.

Walther Brauns, Das jüngste Geschlecht. Verlag „Die Gralsburg" Medingen.

Der junge Verlag „Die Gralsburg", auf dessen wertvolle Zeitschrift „Der Gralsbote" ich bereits hinweisen konnte, will unsere Zeit nicht um neue Literatur bereichern. Es geht ihn um anderes, das Leben des Einzelnen durch den Tod der eigenwilligen Persönlichkeit hindurch seiner urewigen Bestimmung zuzuführen, unbedingte Tatbereitschaft zu wecken und ritterlichen Gehorsam gegenüber der Forderung, die diese Bestimmung an den Menschen stellt. Die Wiedergeburt der Seele soll gebären die selbstlose Tat aus der Kraft lebendigen Willens.

Der Verlag hat deshalb tätige Beziehungen zur Jugendbewegung angeknüpft. Aus dem Geiste der neuen Jugend ward das erste Buch, das der Verlag der Offentlichkeit übergab — Die Novelle „Das jüngste Geschlecht" von Walther Brauns. Dieses Buch ist nicht Literatur, es ist Tat. Es ist eine Forderung aus der neuen Jugend an die neue Jugend, eine Forderung zu selbstloser Hingabe an den göttlichen Willen, der im Menschen erklingt.

„Seele wird nur durch Tat erfaßt" erklärt Walther Brauns einmal im „Gralsboten". Und Tat ist in Wahrheit das Wesen dieser Novelle. Aus einem Wollen einer neuen Jugend wächst steil und wuchtig in monumentaler, expressionistischer Gestaltung die Tat, die durch Haß und Gleichgültigkeit hinanführt in das Reich reinster menschlicher Güte und Liebe.
E. Worbs.

Felix Hübel, Eros Thanatos, Gedichte. Verlag Hübel & Denck, Leipzig.

Das Hinsterben einer Liebe in romantischen Versen voller Wehmut, in Bildern einer schmerzlich sieghaften Schönheit gestaltet, die frohen und leidhaften Erlebnisse unserer Menschlichkeit in das Ebenmaß einer schöpferischen Form gebracht, das ist dieses echten Dichters Bekenntnis, der immer die lauteren Zeugnisse seines lebendigen Inneren in Worte voll Kultur zu kleiden versteht, ohne nie blutleer, nie spielerisch zu werden. Der Zyklus „Eros Thanatos" ist in seiner vornehmen Ausstattung ein echtes Geschenkwerk.
Walther Lentz.

Bezugspreis jährlich 15.— M. (500 Kr., 4 frs.). Einzelheft 3.— M.
Einsendungen: Prosa an Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 24a,
Lyrik an Erich Worbs, Lychen-Mark, Strandpromenade.
Bezug durch die Redaktionen, in Deutschland: Wir Verlag,
Österreich: Hermann R. Lichtenegger, Wien 2, Vorgartenstr. 205[83],
Schweiz: Friedrich M. Roeber, Zürich 8, Mühlebachstr. 1.

Verlag: Wir Verlag, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 24a.
Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

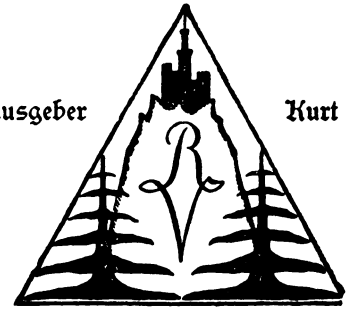
Romantik

Eine Zeitſchrift für junge Dichtung

Herausgeber: Kurt Bock

6. Jahr

Romantik



Herausgeber Kurt Bock

6. Jahr • 1924 • Heft 1

Vorſpruch / Von Kurt Bock

Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen.
Schiller

Unter den Wünſchelruten der Zeit ſind alle Quellen aufgebrochen.
Sturm ſtampfte vernichtend erdüber, nächtige Schleier ſanken hin, und das Auge ſtaunt klar in neue Weiten.
Noch ſteht die deutſche Dichtung ganz allein in ſich, noch iſt ſie getragen vom Vertrauen an die ſelbſttätige Kraft des Geiſtes, der Programme, der Idee.
Revolution ſtürzt Felſen, die den Weg ſperren; der Weg aber heißt mähliche Entwicklung.
Es gilt, die Brücke zu ſchlagen aus dem Geſtern zum Heute, vom Heute ins flammende Morgen, — die ſtarke Brücke, auf der die Einzelnen vorangehen als reformatoriſche Führer, als Propheten der Menſchheit, getreu bewußt des brüderlichen Segens verſunkener Generationen und jauchzend angeſichts ferner ſonnbeglänzter Ziele!
Nicht Gedanken zu zerzauſen und Zukunftsfragen zu zerpflücken, iſt Pflicht der Berufenen, ſondern den ererbten Acker vom Schutt des Zuſammenbruchs zu befreien und ihn für reiche Saat ſorglich zu beſtellen.
Freiheit und Lebensfreude ſind die herrlichen, dionyſiſchen Melodien der Dichtung, den Menſchen wach zu halten für die Ziele der Gemeinſamkeit.

Kampf gegen die Gleichgültigkeit, Einsicht in den Fortschritt, Bewußtsein ewiger Werte in den Truhen der Vergangenheit, — solches sind Aufgaben junger Wissenschaft.
Dichtung als Symbol der All-Einheit begreife Weltsicht und Wissenschaft in sich; durch ihre Schöpferkraft beschwinge sie, erwecke und schare um sich gläubige Menschen! Glückhafte Sterne, günstigste Vorzeichen leuchten der Werdestunde des neuen Tages. Daß Nacht um uns erbraust und alle menschliche Not uns zutiefst bewußt ward, stärkt nur unsren Tatwillen, die notwendige geistige Erhebung zu erzwingen, und gibt uns die Zuversicht, an den Lichttoren eines nahen wundersamen Frühlings zu stehen.
Nun soll es gelten, Verkünder des Leides wie des Heiles zu sein, Erforscher allen Mangels und Wegweiser zur Vollendung, Lichtträger, die alle Schatten verjagen und der unerschöpflichen Schönheit unserer Welt lobsingen, — endlich und immer aber: fromme, reine Menschen, die sich vor dem unendlichen Namenlosen andächtig beugen.
Neugeburt menschlichen Wesens entflamme ein Morgenrot, die Zukunft blühe hervor aus tiefsten Gründen! Freude sei der jungen Dichtung Weggenoß, und Goethes Wort sei ihr ein Gruß:

Von den Tätigen und Guten Förderung,
Von der Menge Neigung,
Von dem Einzelnen Liebe! — — —

Wir hissen die junge Sonnenfahne auf der Zinne der Zeit! Keine Nacht, kein Nebel soll sie dem starken Aufblick unseres Willens entrücken!

Du wanderst mit / Von Hans Franck

Auf allen meinen Wegen
klingt neben mir Dein Schritt.
Wohin ich geh und wandre:
Du wanderst mit.

Oft, wenn ich schaudernd zaudre,
zur Flut hinabzusehn,
hör ich in mir Dich flüstern:
„Hinübergehn!“

Oft schreckt mich scheues Schweigen
zu mir allein empor,
wenn ich auf Antwort warte
mit meinem Ohr.

Ich möchte manchmal glauben,
Du wäreſt ferner nie,
als wenn Du vor mir eiferſt:
„Hier bin ich! Sieh!!“

Und manchmal möcht ich weinen,
nie wärſt Du nah mir ſo,
als wenn ich Arme breite
ins Irgendwo.

Auf der Düne / Von Johannes Schlaf

Auf der Düne lieg ich, im weißen Sand, im lichtblauen Schatten der ſtarren Gräſer. In flimmernder Wärme, vergeſſen, in goldiger Strahlenflut, im Koſen und Flüſtern der Winde, ſelig betäubt vom großen Getön vernehm ich ſein Lied.
Meine Sinne ſind weit andringende, ſtahlblaue Flut, ſind weiß aufblitzende, gleitende Silberſchäume.
Sonnigſte, ſchmeichelnde Einſamkeit! Himmel und Meer in ihrer erhabenen Größe und hundert ſelige Farben. Der violette Hauch der Buchtenhörner in ihrer Ferne.
Die ſtillen, weißen Segel im äußerſten Blau der Ferne...
Meerlied!
Sonniges, purpurnes, ſommerliches Meerlied!
Aus deinen Tiefen blitzen Offenbarungen wie ſonnbeſtrahlte Mövenſchwingen, ſchaukelt alle Fülle meiner Reichtümer. Denn dies alles bin ich, und dies alles gehört mir!
Und die tiefſten Erkenntniſſe und Einſichten der Größten und Gewaltigſten, Erkenntniſſe und Einſichten mit dem Blut und dem Untergang von Tauſenden und Tauſenden bezeugt; tiefes Wunder! ſie ſind nun das fröhliche, friedlich tändelnde, freiwillige Sichgeben dieſer einſamen Stunde, in der meine Seele mit ihren Ewigkeiten ſpielt!
Brauſe, rauſche, dröhne, ſinge!
Gib, gib mir die Freiheit deines großen, ſieghaften Lachens!...
Dröhne ſo groß und weit und erhaben in dieſer breitwuchtenden, ſchäumenden Brandung! Flüſtre nah und vertraut in dieſen lichtgrünen, ſonndurchſpielten Gräſern! Weitäugig lache hernieder aus dem endlos Klaren! Erſchauern will mein Herz von der Fülle ſeiner Reichtümer!...
Du nahſt, nahſt!
Aus dem Nächſten kommſt du, ſchmiegſt dich an meine Seele, flüſterſt mir ins Ohr, und ich folge der Richtung deines Fingers und ſehe das Glück ſtiller Geſichte. Mit Wieſenblumen

und roten Dächern, mit dem Brüllen der Kühe, einem fernen, windhergetragenen Hahnenschrei befreist du meine Seele und machst sie lächeln. Aus dem Alltäglich-Vertrautesten heraus zeigst du dieser meiner gegenwärtigen Lust innerste Angel und ihre lachende Unverlierbarkeit! Es ist nur das kleine Fischerdorf hinter der grünen Düne, hinter dem dunklen Frieden jenes Föhrensaumes ...
Und plötzlich hab ich ein Gewähr: Nicht zehn, nicht hundert solcher Körper machen meinen wahrsten Leib aus.
Und ich, sie alle, Menschen: Wir sind nur der eine, wahre Leib des E i n e n sich wandelnd immer Wiederkehrenden, in dem unsre Ewigkeit beschlossen ist.
Und ich erschaure vor dem purpurnen Geheimnis des Einen und der Individualität, erschaure vor den Geheimnissen des Typus.
Bis in das innerste Herz seh ich und das Zentrum der Welt. Gottes Gestalt lichtet sich vor meinen geöffneten Blicken.
Und ich freue mich der unverbrüchlichen Heiligkeit des Typus und der Einzahl.
Ewig entfaltet sich aus Ihr unermeßliche Fülle der ewig Wiederkehrenden!
Meine persönlichste Unsterblichkeit ist mir verbürgt durch Sie! ...

Es war nach Mitternacht ... / Von Alfred Richard Meyer

Es war nach Mitternacht — da krähte krill ein Hahn.
Durch Schlafland schnitt sein Schrei mir wie ein Spaten.
Als meine Augen deinen wirren Schlummer sahn,
ward ihnen Schauung: Du hast mich verraten!

Jetzt eben, wenn auch nur im Traum — es bleibt Verrat,
Verleugnung, Hingegebensein an Fremdes.
Brunst steilte spitz dir deine Brust zu Blutachat,
zerriß die Blütenranke deines Hemdes.

Wie Petrus einst in jener Nacht Gethsemanes
den Herrn verleugnet. Fühltest du Gedanken,
den herrischen Befehl des Blickes heiß: Gesteh's!,
zerbrach mein Wille deines Lustschiffs Planken?

So sehr, daß deine Augen, sphinxhaft starr versteint
noch eben, weiß ein Spiel von Schmetterlingen
auffliegen, daß dein Mund in Scham erschüttert weint,
der Küsse Demut die Vergebung zwingen.

Das Initial / Von Georg Britting

In einem niederen Lederſeſſel zu ſitzen und Kaffee zu trinken und ein Buch in der Hand zu halten, ein aufreizendes, begehrlich machendes, ein fieberndes Buch und an den Wänden, ringsumher an den Wänden Bücher, Bücher, Bücher, braune, rote und gelbe Streifen, zuſammengewachſen zu einem großen Tier, das dampfend lauert und geſtreift iſt wie ein Tigertier! Der Kaffee rinnt wie Gift in die Fingerſpitzen, in die vorderſten Fingerſpitzen, daß ſie beben und ich dürfte kein glattes, hautweißes Blatt Papier mit den Fingerſpitzen betupfen, ſonſt gäbe es braune Flecken, ſo ſitzt mir der Kaffee in den zitternden Fingerkuppen. Aber das Buch, das ich leſe, das hitzige, brandrote, ſchwelende Buch wird von dem Gift nicht gefärbt. Ich darf einen wilden Wirbel auf dem Deckel ſchlagen, einen Fingerſpitzentriller, einen raſenden Nägelparademarſch, es färbt nichts ab. Oft klapp ich ſchnell und ſchnappend zu, daß eine grelle Lohe, die zwiſchen zwei brennenden Seiten herausfahren will, erſtickt, bevor ſie mich und das Zimmer und das große Büchertigertier verſengt und veraſcht.

Auf dem Meſſingaſchenbecher aber ſchlägt ein Hahn die Flügel, kräht mit krummem Schnabel lautlos und das Tigertier faucht den Vogel an mit den Meſſingfedern. Der flattert und flügelt und ſperrt den Schnabel zu ſeinem lautloſen Gekräh.

Ich habe kein Gewicht mehr, ich ſchwebe, wie ich nun wieder eine Taſſe leere. Der Hahn iſt auf den Kaſtenrand geflogen und wie eine ſtumme Trompete ſchmettert er ſein Kikeriki. Ich will dir die ſchönen, langen Federn ausreißen und dir den Schnabel ſtopfen und dem Tiger will ich mit der längſten und bunteſten Feder den blutroten Rachen kitzeln, daß er ſeine Glühaugen rollt und mit dem Schwanze ſchlägt und wie ich lachend zwiſchen dem gerupften Meſſinghahn und dem gereizten Tiger inmitten und in der blauen Luft ſchwebe, ſchenke ich mir noch eine Taſſe ein.

Das große Buch liegt aufgeſchlagen vor mir wie vor dem Prieſter in der Meſſe das große, ſteinbeſäte Buch. Ein Satz daraus ſticht mir ins Gehirn wie eine brennende Nadel und dem Nadelſtich folgt ein Pfeilſchuß und noch einer ſchwirrt und noch einer und mit zitternden Schäften ſtecken ſie in mir. Und der Gockelhahn kräht wieder lautlos und der Tiger funkelt und nun iſt auf einmal mein Herz aus Glas und alles an mir iſt aus Glas und die Pfeile können mir nicht mehr an, prallen ab und mit den Füßen werf ich ſie raſchelnd durcheinander wie Streu

und gellend darüber kräht flügelschlagend der betrunkene Messinghahn.
Eine Frau im gelben Gewand öffnet die Tür und steht an der Schwelle mit weißen Blumen im Strauß und ich ruf ihr zu: Draußengeblieben, du Tote! Siehst du nicht, daß hier die weißen Blumen gelb werden wie dein gelbes Gewand? Nun wird die Frau traurig, aber das mag ich nun gar nicht und mit einem Sprung sitz ich neben dem Hahn auf dem Kasten, schlage mit den Flügeln wie er und krähe: Hinaus!
Die Frau geht auf die achte Seite des Buches zurück. Ein rundes, geblähtes O nimmt sie auf. Tief durch das Buchstabenportal geht sie, wird kleiner und kleiner und verdämmert im rötlichen Dunkel.
Wie sich die Isar grünschäumend an der Brücke bricht! Sie kommt vom Gebirge und haut mit platschenden Händen, mit derben Gebirglerpratzen an die Pfeiler. Das spritzt bis zu mir herauf, frisch wie Eis und der Kaffeedunst steigt aus meinem Kopf und kräuselt sich zu kleinen Wolken und steigt und die Vögel, die durch diese seltsame Abendwolke streifen, taumeln und verfehlen die Brummfliege. Aus den Anlagen kommt die Lebendige und ihr gelbes Kleid flattert diesmal wie eine Fahne beim Einzug des Kardinals. Tief in das Grün der Sträucher und wippenden Büsche dringen wir und wie ihre Lippen den Seufzer formen, seh ich das kreisrunde Rot, rund wie das Buschrund, das hinter uns zusammenschlägt, während wir atmend und liebend verdämmern im Initialkreis des O.

Der Dichter / Von Harry Ziems

In der Süße seiner Träume
schlägt er Bogen der Gedanken,
dicht erfüllend leere Räume
mit unendlich hellem Singen.

Zauberworte voller Sehnen
streut er blumenartig, finster
in das Nichts des Wahngetriebes,
um in lichten Augenblicken
von dem Sinn erfaßt zu werden.

Nimmer rastend, wie ein Flimmern,
zieht er durch die Nacht der Träume,
durch den Sonnenmorgen hin,
um in lichten Augenblicken
von dem Sinn erfaßt zu werden.

Gelb-grün-goldne Bäume ragen . . . / Von Harry Ziems

Gelb-grün-goldne Bäume
ragen unbeweglich, — —
steil. — — . . . . .
Ragen steil in
mattes Himmelsblau. —! . . . .
— — — — — — — — — —

Schlank wie Frauenhände
greifen goldne Stämme —
(schattenschwärzlich
reizen dunkle Punkte) —
greifen goldne Stämme
in das rote Gras, — — . . .

Sonne sonnet sonnenrot. — —

Zittern, wie von unbewegten Welten,
die kein menschlich Auge je gesehn,
Zittern, wie von lichterfüllter Gottheit,
deren Anblick zwingt uns, stillzustehn, —
Zittern lastet rötlich-gaukelnd
auf der sommer-sonnen-seligen Natur. —

Lindenblüten duften stark betäubend . . . / Von Harry Ziems

Lindenblüten duften stark betäubend, — — —
lange Zweige tauchen
langausholend, silhouettenhaft,
in schwarzes Wasser. —

Schwarzes Wasser ruht . . . . . .
ruht mit hellen Flecken, —
Lichtreflexen,
welche von den Wolkenklumpen,
die am düstern Himmel stehn
wie weiche Watte; —

Solchen Lichtreflexen,
welche von den Wolkenklumpen
lichthell in das schwarze Wasser fallen. —

Fern am andern Ufer zittert
Schwüle — schweigsam — schwer — —.

Durch den stillen Abend
summt ein Käfer, gleich als ob er

dieſe Stille der Natur
durch ſein Flügelſchlagen,
Summen,
ſanft durch ſeine kleine Kraft,
ſchweigſam-ſtillen Menſchen
faſt zum Trotz, —
durch ſein Summen ſanft
beleben wollte. —

Herrſchaften! / Von Otto Wirz

„Damen und Herren!
Beachten Sie das Herz, das große Herz, das Herz, taumelnd in der Überfülle der Regungen und Geſtalten, das unbedingt gehobene Herz, das Herz, das aus Gottes Notdurft verrichtet iſt! Denken Sie nicht, es ſchlage in dieſes Menſchen rippenumfriedeter Bruſt. Es kann Umfriedung nicht gebrauchen. Es ſchwebt, es wankt und wittert, es zieht und fährt. Es geht dahin.
Herrſchaften!
Erkennen Sie dort den Reiter in den Wolken?
Sie glauben nicht, daß es Reiter in den Wolken gibt, oder dann müſſen Sie an Maſchinenreiter denken.
Zugegeben, daß es heutigen Tages in den Wolken Maſchinenreiter gibt. Doch von ihnen iſt nicht die Rede. Fragen der Metalle, der Benzinkräfte, der Dynamik in der Luft gehören nicht in die Wolken, die ich meine. Die Wolken, die ich meine, haben Sie, Herrſchaften, mit Augen noch nicht geſehen. Zwar ſind es ſchon dieſe Wolken, die da draußen ſind. Aber was Sie als Wolke vor mir ausgeben, iſt nur ein kluger Schein. Eben weil er Ihrer Klugheit entgegenkommt, glauben Sie an ihn. Sie vermögen nicht an das zu glauben, was neben die Klugheit geht. Sie wollen ſich mit der Klugheit aufs letzte zufrieden geben. Nun, das Antlitz der Wolke geht neben die Klugheit. Es iſt da, wenn Sie nicht mehr in der Klugheit verhaftet ſtehen, wenn Sie der Baum ſind da vor Ihnen, das Haus, das Tier, die Weite, der Himmelsraum, das Du. Ich bin du — heißt das Geheimnis, oder zweimal zwei gleich fünf, um mit Vokabeln zu reden, die Ihnen geläufig ſind.
Alsdann, Damen und Herren, durchbricht das Herz dieſe ſtaketenkluge Umfriedung der Bruſt und reitet dahin — dort, in den Wolken.
Herrſchaften! Das iſt der Sturm! Vernehmen Sie ſein Brauſen? Das iſt, was aus Gottes Notdurft verrichtet iſt. Das iſt das — Reich, Damen und Herren!

Lassen Sie alle Klugheit dahinten!
Herrschaften!
Aus Ihrer Entschlafenheit ist in Schwärmen die Klugheit aufgestiegen, mit diesen eifrigen Beinen, in Leichen zu scharren, mit diesen überzeugenden Kauwerkzeugen für alles Faßliche, mit diesem tödlichen Stachel wider alles unfaßlich Geartete.
Merken Sie, was ich mit taggrellen Worten in Ihre Wahrnehmung bringen will?
Klettern Sie hinweg über die Flachheit, die weiß, was rund und glatt ist. Suchen Sie, was d a h i n t e r ist!: Nach Abgründen hin ist Luft gemacht!
Nach innen ist Raum, dort, wo sie alle aus dem Tag zugeschüttet und zugepackt sind. Bis an den Rand des Abgrunds, aus dem das Herkommen von innen ist.
Dort ist das Fenster: weg von der Oberfläche der Welt.
Dort dröhnt die Stille von allen Seiten.
Dort ist die Einsamkeit.
Dort begibt es sich nicht mit Worten, klug, oder unklug gesetzt.
Dort weben am Abgrund die Ahnungen ihr fließendes Kleid.
Dort ist nur ein Schritt die Strecke zwischen den Sternen.
Ach! Daß das Herz des Toren in den Wolken reitet und nicht vergehen kann!
Diesseits schreitet er unter die Menschen. Aus seinen Augen schlagen die Flammen. Sein Haupt ist in Feuer getaucht. Die gleichmütige Luft dampft vom Schall seines Mundes. Er raset in einer Verkündigung.
Herrschaften!
Das ist das stolze Wort: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.
Das ist die gänzlich entfesselte Kraft.
Das ist, was die Klugheit verneinend nicht überwinden kann und darum klug macht — zu ihrer Zeit".

Die Gedichte von den ersten Menschen

Von Herbert Eduard Schlueter

A d a m.

Klar-Erkannter . . . Erst-Erkannter . . . Wie
du schillernd stiegst aus dem heiseren Schrei; —
zärtlicher plötzlich . . . o — Jubel . . . unendliche
Melodie. —
Von erdigen Fesseln frei — du sangst. Gott ging gläsern
vorbei.

Tiere kamen und ſtanden
behutſam vor einem weiten Zwiſchenraum . . .
Eva — ſchon lockte . . . Schlange — und Baum. —
Wie ſie die Sünden erfanden!

Apfel und Weib hieß dir Gewährung
— Gott ging gläſern vorbei. —
Leiſe ſprach Gott die Verwehrung . . .
Klirrend brach dein Geſang entzwei.

Eva.

Glühend gingſt du durch den Wald der Sinne . . .
Reifen von Morgenröte
griffen deinen Leib. Ob er ſich köſtlich einmal böte?
Rief dein Schoß ſchon Adam? — Mit dem ſeltenen Gewinne

ſeltſamen Apfels blühſt du anders: grader, klarer,
Wenn dir auch Gott zürnt,
ſiehe: der ſiegende Adam ſtirnt
dennoch, dennoch dem Schöpfer. Ziel und Worte werden wahrer.

Der Apfel.

Einzige Frucht du am einzigen hängenden Aſt . . .
Stimmen gingen zitternd und zum erſten Male
durch den jungen Raum, von Gott gefaßt . . .
Da — wie du brannteſt, als die plötzlich brutale

Hand des Weibes dich lüſtern ergriff. —
So verwarf ſie die himmliſchen Bünde
um ein leuchtend Irdiſches mit rotem Schliff.
O die Betrogne! Sie ſchmeckte die Sünde.

Die Arche Noah.

Gekreiſch. — Wie die ſchwimmenden Himmel aufbrachen!
Wie Rauch ſtand Jehovahs Zorn
über dem einſamen Noah-Nachen.
Graue Tauben flogen vorn.

Groß zürnte Jehovah. Gewölk
brach brandend ins
Bodenloſe. Jehovah ſtand überm hellen Gebälk,
verdammend wer ſündigen Sinns.

Nur Noah blieb der Gütige, Treue,
und auf dem alten Gesicht, mit einem plötzlich jungen
Lachen, warf er den Fahrenden in tausend Prüfungen. —
Berauscht von seinem Gott fuhr der — und fuhr — und
fuhr zur neuen Bläue.

Landschaft.

Wie die Sünde schwer von Früchten
über dem blauen Gestade hängt
und mit Düften wie mit leisesten Gerüchten
an die erste Eva denkt.

Ewig noch die gleichen Winde streichen
hin über die singenden Äste . . .
Schwüler Geruch von ersten Menschen; — und die Reste
ungeheurer Worte wollen zwei sündige Seelen erreichen.

Das Stelldichein / Von Hans Friedrich Blunck

Der Student schritt leichtfüßig den Weg zum Hügel hinan. Der erste Mondschein ließ den Kieß rot aufglänzen, Nebel lag zwischen den milchigen Birken und vornüber geneigten Buchenstämmen.

Oben am Rande des Abhanges atmete der junge Bursch hoch auf, zerrte fürwitzig an dem bunten Tuch, das er unterm Wams trug und setzte sich wartend auf eine Bank. Er wollte sich die Sommerfreude der Erholung ein wenig würzen, wartete auf ein lustiges Stelldichein mit einer Dorfschönen. Würde die Augen machen über den schönen Lappen, den er für sie gekauft hatte und ihr über die kleinen feisten Schultern legen wollte!

Die Bank war feucht vom Tau, aber der Abend blieb mild, rauschte leise vom strömenden Licht. Von seinem Versteck sah der Wartende die Bachniederung, ebenmäßig von schweren Nebeln angefüllt, die sich leise rinnend wie eine Flut an den Abhängen entlang rollten. Der Mond stieg höher und färbte die Fläche weißer, ein paar dunkle Inseln darin, mit stillen Bäumen zu Häupten. Ringsumher war ein Wehen, fast lautlos lief es von Stamm zu Stamm, ließ mitunter ein schneeiges Blatt aufblinken und verschlummerte wieder im Unterholz. Nacht lag über der Erde und doch eine durchsichtige Helle, welche des Burschen Blick weiter in die Waldtiefe trieb, die unergründlich nach allen Seiten sich öffnete und mitunter jäh, wie vor

dunklen Schritten, sich wieder schloß. Alles lebte, die Büsche, die halblaut wanderten und den Buchen von Fuß zu Fuß huschten, der Weg, der gekrümmt über die Höhe glänzte und leise aufklang und das Mondlicht, das jetzt bis hoch in den Himmel leuchtete und mit den weißen Schatten der Milchstraße verschmolz. Alles bewegte sich, fast gleichmäßig, wie das Blut eines weltweiten Gottes, der unsagbar stark ist und überall Schönheit und Größe und Freiheit der Nacht in sich eint.
Der Himmel sank mit grauem Glanz tiefer über die Erde, schien um eine wandelnde Achse zu strömen und kreiste unhörbar über den Wipfeln. Nur die Gestirne klangen leise aneinander und die Dunkelheit atmete mitunter, dann huschte der weiße Glanz wie ein Wind um alles Gegenständliche, durchbebte auch den einsam Wartenden andächtig. „Gott," rief er leise und schloß die Augen. Seine Gedanken gingen weit von ihm, es war mühselig, sie leiblich zu halten in ihrem Staunen und grenzenlosen Wundern über die Schönheit der Nacht. Furchtsam fühlte er sich, klein vor all dem rätselhaftem Weben und Gestalten des Unfaßlichen. Sein Herz schlug von seiner Ergriffenheit.
Ein kleiner mühseliger Schritt kam den Weg herauf, voll Verlegenheit stand das Mädchen vor ihm. Der Student sprang auf, er begriff nicht, wo er gewesen war, suchte nach ein paar Worten. Grenzenlos fremd war er sich selbst in diesem Augenblick, wo er das junge Wesen flüchtig an sich zog. Er haspelte das Tuch hervor; eine Sehnsucht, allein zu bleiben, hielt ihn auf. „Komm", sagte er, „ich wollte Dir's schenken, weiter nichts." — Er fühlte den kleinen pochenden Pulsschlag der Hand, war erstaunt über das Lebendige in ihr, aber es war seinem Gefühl nur ein Teil der Rätsel ringsum.
„Geh jetzt nur wieder, geh", sagte er rasch. Und die andere wickelte das Tuch verlegen um die Hände, stotterte und seufzte etwas enttäuscht und erleichtert.
„Sie sind ein guter Mensch", wollte sie sagen, aber sie wagte es nicht, eilte lieber davon. Der Bursche ließ sich auf die Bank zurücksinken, atmete tief und suchte dem Wind zu folgen, der die Nebel kämmte, starrte wieder in das Rätselhafte der Nacht und das Unendliche des Himmels.
„Gott", fragte er leise und beugte sich vornüber. Aber die Erde strömte einen warmen Duft zu ihm hoch. „Du?" — Der Wald bebte im Dampf, der sich zwischen die Stämme hing. „Du?" Die Weite klang leise vor dem unendlichen Licht und hallte in seiner Brust wie ein Glockenklang von der Höhe zur Tiefe und vom Herz zum Himmel.

Renaissance des Mimus / Von Kurt Bock

Überall mangelt es heute der Einheit. In der ausgedörrten Kultur klaffen die Risse, leidzerfurcht harrt die Dichtung eines frisch-befruchtenden Regens und schlimmer denn je gehen Kunst und Volk getrennte Wege. Kann überhaupt die neue Poesie, so sehr sie sich fordernd und auffordernd an die Allgemeinheit wendet, wahrhaft volkstümlich werden? Hindert sie sich nicht selbst durch die fast mystische Sprachweise? Muß sie nicht glatt unverständlich sein dem ungeschulten Blick der Masse, die nur verblüfft, wenn nicht erheitert an all dem Ernst der Neuschöpfung flüchtig vorbeigeht?

Trägt die Dichtung nicht selbst ein gut Teil Schuld an der Geschmacksverbildung, an der Abwanderung zum Kino, zur Operette und zur Posse? Fallen nicht täglich Dichter um in den Szenenstil des Films, in die überhitzte Phantasie verfälschter Abenteuerlichkeit? Keine grellbunte Titelaufmachung guter alter und neuer Literatur kann uns retten vor der Sintflut der Kriminal- und Courths-Mahler-Romane. Einzig eine Reformation des Geschmacks vermag das Volk wiederzugewinnen. Wohl arbeitet die Satire, wie einst Hauff gegen Clauren, schlagfertig gegen die blöde Sentimentalität und verstiegene Abenteuer- und Sensationssucht (ihre Vorkämpfer: Reimann contra Ewers, Hein contra Courths-Mahler, Matthiessen contra Karl May und den Kriminalroman), aber des Übels Kern erfaßt nur die jungdeutsche Bewegung, die das schöne Volkslied, die alten Tänze und Spiele wieder durch alle deutschen Gaue trägt. Sie allein rüttelt die verschütteten Kräfte und Sinne wach und öffnet die Augen über den Wahnsinn der Gassenhauer, der Bettkomödien, der Krokodilstränenromane, der Indianertänze und der Nic-Carter-Helden.

Hier schlummert der Quell einer einheitlichen Kultur, die sich heute nur spärlich noch und mühsam in künstlich gezüchteten örtlichen Festspielen und Heimatfeiern äußert. Einmal aber, in der Blüte des Mittelalters, trug sie das gesamte Volk und ward von ihr getragen. Damals nur war Dichtung und Spiel eine Lebensäußerung der völkischen Allgemeinheit — waren Lied und Spiel Ausdruck der Liebe, Sehnsucht und Religion einer Gesamtheit. Festtage und Feierabende wurden Dichtung und die Mysterienspiele forderten die freudige Teilnahme des von Einem Willen beseelten Volksganzen.

Von diesen Spielen aus ziehen sich die verbindenden Linien zum Mimus des Altertums, zu jenem Volksdrama, das in Rom,

Griechenland, ja in Aegypten und Indien der leidenschaftliche Ausdruck der Volksseele war.
Überall (wir verdanken die geniale Entdeckung dieser überraschenden Zusammenhänge erst einem Gelehrten und Dichter unserer Zeit: Hermann Reich) ist die äußere Umwelt der Volksspiele die gleiche, — eine bunte Mischung von karikiertem Alltag, Liebe, Humor und Mysterium —, überall tritt irgendwie vermummt der Hanswurst auf, vom Athener Fettwanst Krokodeilos bis zum Harlekin und zum Köllschen Hännesche —, überall liegt das dionysische Prinzip einer explosiven Lebenskraft schöpferisch zugrunde, wie der Mimus auch den ältesten Volkstänzen seinen Ursprung verdankt, dem phallischen Kult, dem primitiv religiösen Fest der zeugenden Macht.
Der Mimus umfaßt den schlichten Pantomimus, das Rüpelspiel, wie wir es aus Shakespeares Sommernachtstraum kennen, und das große Mimodrama, das an Umfang und dramatischem Aufbau dem klassischen Drama gleichkommt. Wir finden den Mimus im türkischen Schattenspiel, im indischen „Vasantasena", in Spanien (Cervantes, Lope de Vega), Frankreich (Moliere), England (Shakespeare), wie in Deutschland (Hroswitha, die mittelalterlichen Mysterien und Puppenspiele, Mozarts Opern bis zu Goethes Faust!).
Und endlich wieder findet sich auch die Dichtung, vielfach angeregt durch die wissenschaftliche Tat Hermann Reichs, zurück zu den Urkräften mimischer Kunst, die ja die gleichen sind wie die Kräfte der Erde: Hunger und Liebe, Heiterkeit und Haß, Armut und Fruchtbarkeit. Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke", „Schluck und Jau" zeigen die derbe Komik und fröhliche Romantik des Mimus, „Emanuel Quint" ist der alte Typus des „Mimen um Christi willen", „Der Ketzer von Soana" schließlich atmet den reinen Geist dionysischen Kultes. Frank Wedekinds Dramen gleichen im letzten Sinne völlig den burleskfexuellen Satyrspielen und sind nicht anders zu verstehen.
Nietzsche sagte einmal: „Wir müssen wieder den Mimus haben, um zum Drama zu kommen." Mit Stolz bekennt sich Gerhart Hauptmann offen zum Mimus im Prolog zum Breslauer Puppenspiel. Arno Holz steht neben ihm, Otto Erich Hartleben starb über gleichen Plänen. Schirokauer ficht für den Mimus im Roman „Die Stürmer", Couperus in „Die Komödianten". Die Krönung aber der wissenschaftlichen Forschung schuf Hermann Reich selbst mit seinen Mimodramen „Die Flotte" und „Ardalio", von denen Professor Dr. Walther Janell in seinem die gesamte Mimustheorie und ihre Geschichte bis in Gegen-

wart und Zukunft prächtig und knapp behandelnden Buche „Lob des Schauspielers oder Mime und Mimus“ (Berlin 1922) rühmt, daß sie, vor allem der „Ardalio“, „wie bei Shakespeare heroisches und mimisch-burleskes Leben aufs glücklichste verschmelzen und wie Goethes Faust gleichmäßig Mimus, klassisches Drama und Mysterium in sich vereinigen.“

Wir erleben jetzt eine Renaissance des Mimus und werden durch ihn noch größeres erleben, wenn die kulturelle Einigung des Geschmacks gelingt. Nicht daß eine solche hohe Zeit wie die der gotischen Ausdruckskultur wieder anbrechen könnte, so sehr „der gotische Mensch“ in Manifesten der Jüngsten spukt, aber es steht doch zu erwarten, daß unter dem Drucke äußerer Not eine Besheidung auf geistige Werte Boden gewinnt und ihn organisch-einheitlich bereitet für ein neues ideelles Lebensgefühl, für eine harmonische, umfassende, neu-religiöse Weltanschauung. Der Expressionist drängt auf das gleiche Ziel: explosiver Ausdruck des inneren Seins, der Weltsicht, des Gefühls — ohne Regelzwang, ohne das Schönheitsideal der Klassik, rücksichtslos. Wenn zu solch fruchtbarer, aber noch zu sehr verstandesgemäßer Kunstidee die neue Religiosität der Mysterienspiele (wie sie beginnt mit der Wiedererweckung der altdeutschen Spiele und in Werken von Vollmoeller, Herwig, Weismantel u. a.) tritt und die dionysische Heiterkeit einer völkischen Lebenskraft und schließlich die Inbrunst der deutschen Liedfreude, — dann haben wir die Neugeburt der Dichtung und zugleich den Ausdruck des Gemeinschaftsgedankens.

Bücherschau

Otto Wirz, Meine Herrschaften!
Mit besonderer Freude stelle ich diese seltsame Rede an den Beginn des neuen Jahrgangs, weil sie mit schonungsloser Wahrhaftigkeit die superweise Einstellung des Menschen unsrer Tage auf die reine Vernunft bloßstellt und uns zurück und einwärts weist zu den Müttern: zu den einzig lebendigen Wahrheiten des göttlich Unbewußten, — zu dem Seelengeheimnis, aus dem die Wunder unserem kargen Leben entkeimen, die Rätsel unserer Gefühlsüberwältigungen, Freude und Leid, Wille und Schaffenslust. Andrerseits sollen diese tiefst beschwingten Worte werben, werben für ein Buch, das an gigantischer Geistesgröße und überwirklicher Phantasierealität als ein Koloß aus der Landschaft unsrer Epik aufragt, ein Torso aus erdechtem Fels gehauen, ein unentrinnbares Erlebnis für Jeden! Das Buch heißt „Gewalten eines Toren“, der Dichter: Otto Wirz, der Verlag: J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.

Quirinus Kuhlmann, Ausgewählte Dichtungen. Hadern Verlag, Potsdam.
Einzigartiges Buch aus dem genialischen Mystikergeiste Böhmes, Susos, Taulers, prunkende, prophetische Hymnen voll gewaltiger Inbrunst und

kernecht in allen Registern von der Posaune bis zur Engelstimme. Einzigartiges Geschick des Dichters: theosophischer Schwärmer fühlte er sich berufen, als „Prinz Gottes“ das wahre Reich Jesu aufzurichten. Nach phantastischen Irrfahrten durch Europa und Asien wird er 39 Jahre alt 1689 zu Moskau als Ketzer lebendigen Leibes verbrannt. Die vorliegende Wahl traf Oda Weitbrecht. Die numerierte Auflage wurde in englischer Schwabacher und römischer Antiqua der Officin O. v. Holten sinngemäß und geschmackvoll gedruckt.

Rückkehr nach Orplid! Verlag Fredebeul u. Koenen, Essen.
Ein erlesen gedruckter und famos gebundener Querschnitt durch die Dichtung der Zeit, gesammelt und eingeleitet von Dr. Martin Rockenbach. 35 Namen, eine Fülle von Beiträgen lyrischer, prosaischer und dramatischer Kunst. Wahl und Gehalt aber steigern den Wert über den einer Anthologie: wahrhaft ein Weg nach Orplid, Schau neuen Landes, Erweckung ursprünglich-zweckloſen Traum-Dichtens, Dichterträumens, wahrer Kunst.

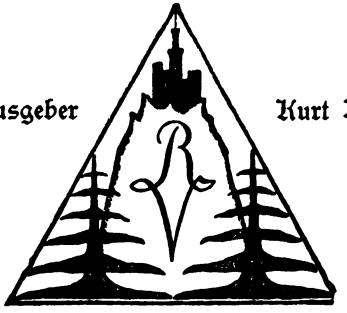
Max Thalmann, Passion. 8 Holzschnitte. Dichtung von Albert Thalhoff. Dg. Eugen Diederichs, Jena.
Die sprachliche Kraft, bildhafte Gewalt, tiefmenschliche Inbrunst dieser Dichtung steht schlechthin einzig da in der heutigen Prosa! Monumentum aere perennius! Das Holzschnittwerk, unabhängig vom Gedicht entstanden, gräbt sich zu den Wurzeln des gottmenschlichen Mysteriums, auf welchem Grunde der neue Dom seiner Erlebnisse aufsteigt.

Tusculum-Bücher. Ernst Heimeran Verlag, München.
Die ersten, einzig künstlerischen Taschenausgaben antiker Autoren, mit zweisprachigem Text, entzückend gebunden und gedruckt, gefällig illustriert, glänzend übersetzt, — eine Kulturleistung von strengstem Niveau! Erschienen: Horaz, Carmina; Tacitus, Tiberius; Ovid, Liebeskunst u. a.

Drei Exoten.
Aus der Flut von Maharadscha- und Tutenchamon-Literatur, die sich krampfhafter Abenteuerlichkeit befleißigt, ragen heraus: Fr. v. Gagern, Das nackte Leben (Paul Parey, Berlin), ein Roman, der mit lächelnder Gebärde abendländische Dekadenz und Verlogenheit gegen eine phantastisch-nordafrikanische Riffräuber-Naivität stellt, — voll Schmiß, Ironie und unbekümmerter Naturfreude; — Artur Heye, Wanderer ohne Ziel (Safari-Verlag, Berlin), flott und frisch erzählte Skizzen, ebenso bebildert, von der tödlichen Romantik des U. S. A.-Tramp und des südafrikanischen Jägers, — schließlich die tolle Groteske: Richard Euringer, Pinkepottel und die Seinen (W. Seifert, Heilbronn), eine Polreise, in der Irrsinn Prinzip wird und aller Humor verblaßt, — literarisches Amerika-Dariete! Dagegen: Tarzan, bisher vier Bände (Verlag Dieck u. Co., Stuttgart), Auflage insgesamt heute noch an 300 000! Der Werther des Boxkampf-Zeitalters, der Lobgesang -(Affengebrüll) der rohen Kraft. Lustig hüpfend von Ast zu Ast. Anno Domini 1924, in Europa. K. B.

Bezugspreis: 6 Hefte M. 3.—
Romantik Verlag Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstraße 24
Postscheck Dr. K. Bock, Berlin 55048.
Druck: H. Plasnick, Großenhain i. Sa.

Romantik



Herausgeber Kurt Bock

6. Jahr • 1924 • Heft 2

Lied / Von Richard Hirsch

Maria tritt aus dem Himmelstor
in den schimmernden Sternengarten.
Sie lächelt — da sprießt eine Rose hervor.
Sie lächelt, da klingen im Windeshauch
die schwellenden Glocken am Maienstrauch,
die auf den Frühling warten.

Maria tritt aus dem Himmelstor,
da wollen die Sterne sich neigen.
Da blüht aus der Rose ein Herz hervor.
Die singenden Engelein führen es mit,
sie kreisen in leisem, in lockendem Schritt
und schlingen den lachenden Reigen.

Maria tritt aus dem Himmelstor
in das Blühen und Leuchten und Lachen.
Da quillt aus dem Herzen das Blut hervor.
Das rauscht durch die Welt über Täler und Höhn,
ein jubelnder Strom, und macht sie so schön
und läßt uns zum Leben erwachen.

Weihnachten / Von Erich Worbs

Der Türmer hatte die ganze Nacht bei seinen Büchern gesessen, die er einst verstaubt und vergilbt aus dem Prager Kloster mit-

genommen . . . Ein süßer Duft von alten weiten Klosterhallen, von Weihrauch und Rosen stieg ihm aus ihnen empor . . . ein Duft, der berauschte wie der alte Klosterwein, von dem er so manche Nacht gezecht, in Verzweiflung, weil er Gott im Gebet und im Fasten nicht fand und er im Rausche nun eins mit ihm zu werden hoffte . . .
Aber nicht Gott, sondern der Teufel erschien ihm und wollte nicht mehr von ihm, bis man ihn, den jungen Mönch, eines Tages hinaustrieb aus dem Augustinerkloster und er als fahrender Gesell die Straßen Süddeutschlands durchzog, an denen der Tod des Dreißigjährigen Krieges noch düster in grauen zerfallenen Ruinen hockte . . .
In Nürnberg, in einer eiskalten Nacht, da er ohne Nachtlager in die Sebalduskirche vor Schnee und Sturm geflüchtet, hatte er im Dunkel der weiten Hallen den alten Meister Johannes Pachelbal die Orgel spielen gehört, und in seinem Hause hatte der Meister dem verwahrlosten ergriffenen Augustinermönch davon geredet, daß jeder seinen Gott in sich trage, daß Gott nicht fern von uns, sondern auf dem Grunde unseres Herzens ruhe und emporblühe, wenn wir ihn in aller Sehnsucht rufen . . . denn alles Dornengestrüpp, das ihn überwucherte, würde unter seiner Glut verbrennen müssen . . .
Der Mönch war nun ein alter Mann . . .
Sein ganzes Leben war eine heiße Inbrunst gewesen, den Gott in ihm zu wecken . . .
Seitdem er die Klänge der Sebaldusorgel sich hatte in den bunten Glasfenstern spiegeln sehen, war in ihm eine Sehnsucht zur Musik . . .
Schon im Kloster hatte er die Kunst geliebt, hatte bunte Zweige und Blumen um die Worte der heiligen Schrift gemalt, daß aus all der Farbenglut das Wort Gottes zu brennen schien . . .
Aber jetzt wußte er, all diese Kunst gäbe doch nur den Schatten, den das Licht in uns in die Welt wirft. Die Musik aber, die er in Nürnberg hörte, war das Licht selber . . .
Auf all den Straßen durch ganz Süddeutschland . . . auf den Straßen am Main . . . auf den Straßen am Rhein hatte sie ihm geklungen . . . hatte ihn in immer weitere Fernen verlockt, bis er endlich in Straßburg für sein Alter eine bleibende Stätte fand . . .
Man machte den entlaufenen Mönch, dessen Lippen süßtrunkene Lieder entschwebten, zum Türmer am Straßburger Dom . . .
Lange Jahre saß der Türmer nun in seiner Dachstube und träumte in die Wolken . . .

Wenn er am Abend vom Turm blies, dann blitzte das Licht in den Fenstern der Gassen, als hätte er es mit seinem Herzen entzündet . . .
Und der Schall seiner Posaune riß den Himmel auf. Denn weit über den giebeligen Dächern begann es rot zu bluten . . .
Die Nacht war heut weiß voller Schnee . . .
Es wäre auch ohne die kleine Kerze hell im Zimmer gewesen . . . Da saß der alte Mann . . . tief über die Bücher gebückt . . . lauschte auf den Nordwind . . . Nur hin und wieder erhob er sich . . . legte trockenes Kiefernholz in den Ofen . . . träumte in die Flamme, als starre er da in die brennenden Glutaugen des Nürnberger Meisters . . .
Heute würde der wieder an seiner Orgel sitzen . . . und in den Tönen würde Gott aus ihm schweben und die Welt licht sein lassen . . .
Ja, aus der Musik ward immer Gott geboren . . . die Musik war die rechte Weihnacht im Menschen — die Weihnacht, in der die Heiden die Geburt des Sonnenlichtes feierten . . . die Weihnacht, in der man heute die Geburt des göttlichen Lichtes im Menschen pries . . .
So und mehr sann der alte Türmer . . .
Und obgleich der Nordwind durch das Zimmer blies, ward es ihm zu heiß, und er öffnete das Fenster, daß die weißen Flocken hereintanzten.
Die frische Luft tat ihm wohl . . . Rings war feierliche Stille . . . Nur hier und da wachte ein dünnes Licht bei einem, der krank dem Morgen leuchtete, daß er rascher zu ihm fände . . .
Es war so still, als lauschte alles auf das Wunder, da sich wieder der Himmel öffnen und die Engel singen würden . . . Es war so still . . .
Ein Duft stieg aus dem weihnachtlichen Land, daß der alte Türmer wie im Traume hinausging die schmale verschneite Treppe zum Turm . . .
Weiß lag die Stadt, weiß das Feld jenseits der Stadtmauer . . . endlos weiß in weißer Reinheit, wie um den Heiland zu empfangen . . .
Die Turmuhr knarrte . . . die Zeit flatterte — eine schwarze Krähe — aus dem Gemäuer. Drei Schläge fielen auf die verschneiten Dächer . . . Es war die Stunde, da der Türmer die Gemeinde zur Weihnachtsmesse wecken mußte . . .
Auf seiner güldenen Posaune jauchzte er in die horchende Nacht die Verkündung der Hirten . . .

Die Klänge ſchritten einher in den alten Gaſſen wie die heiligen Könige aus dem Morgenlande ... wichtig und feierlich ...
In jedem Hauſe riefen ſie ein Licht wach ... und auf der engen Turmtreppe ſtapften ſchon tief atmend die ſieben Stadtpfeifer herauf, deren ſieben Flöten gar lieblich vom Turme jubilierten ...
Der alte Türmer ſtand noch, das weiße Haar im Nordwind wie eins mit den weißen Flocken, als nun alle Glocken zu läuten begannen ...
Sein Herz pochte ſo wild, daß es ihm war, als läute es ſelbſt dieſe Glocken in die Nacht ... läute die Geburt des Lichtes ...
In der Kirche brannten jetzt ſchon durch die bunten Scheiben die Kerzen des Weihnachtsbaumes.
Männer und Frauen ſchritten ſchon in allen Gaſſen zur Kirche, als der alte Türmer aufſah ...
Er ſtrich ſich mit der Hand über die heiße Stirn und eilte, ſo ſchnell ihn die vom Hunger und Alter ſchwachen Füße trugen, die düſtere Wendeltreppe hinab ins Freie ...
Er fühlte ſich ſo ſeltſam trunken, daß die Menſchen ihm in den weiten gotiſchen Hallen der Kirche ins Dunkel ſanken ... Er hörte nicht die Worte des Predigers, hörte nicht, wie ein Engel die Prophezeiung Jeſaias von der alten holzgeſchnitzten Kanzel ſang, indes von der Orgel es wie Sternengeſang von weit ... weither kam ... Er ſah nur die Fenſter brennen und goldene Flammen in den offenen Raum, wo dichter Schnee fiel, ſchlagen ...
Licht ſah er nur ... überall Licht ... Es war Weihnacht in ihm ...
Die Orgel ging wie ein leiſer Frühlingswind durch den Raum. „Gelobet ſeiſt du Jeſus Chriſt, daß du Menſch geboren biſt", klang das alte Lied ...
Dann war Stille ...
Weiße Kerzen wie blühende Kaſtanien in den Händen ſchritten acht zierliche Engel durch die Kirchentür die Kirche hinunter zum Altar ...
Der Alte ſtarrte verzückt, als wäre er fern von der Erde ...
Aus den goldenen Altarbildern ſchwebten die Heiligen und reichten den Engeln lächelnd die Hände ...
Und nun begann die Orgel die alte Weiſe:

„Vom Himmel hoch
Da komm ich her".

Wie auf einer Himmelsleiter kamen die Töne ...

Blumen ſchlangen ſich um ſie ... Bunte Vögel umflatterten ſie zwitſchernd ...
Immer heller ward das Licht ... Es ſtrahlte jetzt hoch oben auf dem Chore, wo in einer Wiege mit rubinen Herzen das Jeſuskind ſchlief ... Zwei Knaben wiegten es ... zart tönte das alte Wiegenlied:

„Singet und klinget dem Kindelein klein,
Dem honigſüßen Jeſulein ...

Es war dem Alten ſo ſelig, als wiegten ſie das Kind in ſeinem Herzen ... — —
Weihnacht war in ihm ... Licht ... überall Licht ...
„Ehre ſei Gott in der Höhe" jubelten die Trompeten ...
Da öffnete ſich die Kirche brennend in den Sternenhimmel ... —
Als die Gemeinde das Lied geſungen

„In dulce jubilo, nun ſinget und ſeid froh",

und alles hinausſtrömte in den dämmernden Wintermorgen, ſah ein Kind den alten Türmer ruhig in einer Bank ſitzen ... Es klatſchte jubelnd mit den Händen und wollte zu ihm, denn er hatte ganz das Geſicht eines Kindes ... den Blick ſtarr in die Höhe ... ein ſelig erſtauntes Lächeln auf dem Antlitz ...
Der letzte Glockenklang verzitterte in den Himmel, da trug man den alten Türmer hinaus in den Morgen ...
Das ewige Licht war hell und voll in ihm aufgegangen ...

Gedicht / Von Robert von Radetzky

Nicht, daß wir ausruhn in der ſanften Stille ..
Nicht, daß wir kummerſchwer uns lullen ein ..
Nicht, daß in Schlaf verſtrömt der Wille
und unſer Schmerz ſich loslöſt wie ein Stein:

Wir gehn, emporgereckt und preisgegeben.
Der Wind iſt eiſig, und die Ferne ſtumm — — —
Weit hinter uns liegt Traum, und Tod, und Leben.
Wer ruft uns noch? Wir kehren nicht mehr um.

Es führt der Weg in uferloſe Weiten,
in die voll Sehnſucht unſer Schatten fällt.
Wenn wir die Arme auseinanderbreiten,
teilt ſich im Kreuze eine neue Welt.

Es war alles wahr / Ein Akt / Von Leo Sternberg

Bürgerliches Wohnzimmer. Auf dem Bücherſchrank Michelangelo's „Gefeſſelter Sklave." Familiengemälde an den Wänden. Rechts ein Fenſter ins Freie. Tür in der Mitte. Seitentüre links. Es iſt Abend. Ein

offenes Kaminfeuer. Der Sohn in ein Tagebuch vertieft. Die Mutter bei einer Handarbeit.

Fritz (lieſt traumverloren) Das ſagt ſie doch ſo ſüß, ſo..... O, ihre Worte ſtreicheln mit ſamtenen Händen.....
Mutter (ſucht ihm das Buch zu entreißen) Du ſollſt doch nicht..
Fritz (das Buch feſthaltend) Die eine Stelle mußt Du hören.. Du mußt!.. So ſpricht nur das Genie der Liebe..
Mutter (hält ſich die Ohren zu, ſtreng) Ich höre kein Wort..
Fritz: Sie ſagt....
Mutter (verzweifelt) Willſt Du Dir den Stachel denn immer tiefer ins Herz treiben!
Fritz (greift ſich an die Stirn) Mein Gott, daß ich es immer wieder vergeſſe!.. Es iſt ja aus, alles aus.... Das alles gilt ja nichts mehr!....
Mutter (ſtreichelt ihn) Komm, nun folge mir!.... Du willſt doch nicht, daß der Anfall noch einmal kommt!....
Fritz (träumeriſch) Nicht, Mutter, wenn die Ohnmacht, ſtatt nach dem Bade, mich im Bade überraſcht hätte, dann wäre ich gerade ſo hintüber ins Waſſer geglitten und ertrunken...?
Mutter: Nun nimm doch Vernunft an, Junge.. Was ſoll ſie tun, wenn ihr Vater nicht duldet, daß ſie ihren Vetter heiratet, und ſie nicht die Natur hat —? .. Sieh mal, es iſt nichts in unſerem Weſen, was nicht in unſerer Liebe iſt. In ihrer Familie beſtimmen einmal die Pflichten die Liebe.. Sie kann ihre Natur nicht umſtürzen...
Fritz (dumpf) Ach, Mutter, ich weiß nur: Liebe fragt nicht nach alledem....
Mutter (kopfſchüttelnd) Nein, mein Junge, es wäre ein kraftloſes Ringen mit dem Unüberwindlichen geworden, das matt und müde macht, bis einem ſchließlich alles unter den Händen zerbricht... Sie hätte Dich ſo nicht glücklich machen können, glaub es mir!
Fritz: Warum iſt ſie denn mit mir glücklich geweſen?... Alles war vergeſſen, wenn wir beiſammen waren... Wir ſchritten ſtumm unter einem goldenen Himmel dahin und fühlten nur: Nun iſt alles, wie es ſein ſoll... So müſſen wir leben, wenn wir nicht halb leben ſollen... Blick in ihr Tagebuch, wenn Du's ihr nicht an den Augen abgeleſen haſt...
Mutter (aufſeufzend) Daß ich Dir das unglückſelige Buch doch entreißen könnte!
Fritz (ohne zu hören) Nein, ich werde es nie begreifen.... „Mein ganzes Leben und Sinnen biſt Du" — — noch herabgeflüſtert vom Trittbrett des Zuges, und acht Tage nach der Ab-

fahrt die Braut eines Andern! . . . Eines Mannes, von dem sie nichts weiß, als daß ihre Eltern sich ihn zum Schwiegersohn wünschen und australische Goldminen für ihn arbeiten! . . . In acht Tagen! . . . Ihre Lippen noch warm von meinen Küssen! . . . Ihre Füße noch nicht ausgeruht von unsren langen Waldesgängen! . . . Ihre Wangen noch blaß von dem Schauer: „Im Herzen bin ich Dein Weib!“ . . .

Mutter (ihn nachdenklich streichelnd nach einigem Schweigen) Du solltest froh sein, daß es so gekommen ist . . .

Fritz: Froh, Mutter? . . . Betrogen um allen Glauben!

Mutter: Ich will es Dir gestehen: Auch ich hatte gehofft, einmal ein Ideal verwirklicht zu sehen. . . .

Fritz (fortfahrend) Und ohne den Versuch eines Kampfes! . . .

Mutter: Komm, es trägt sich nicht leichter, wenn man Schönes sich häßlich macht . . .

Fritz (sich die Augen bedeckend) Wie, wie die Göttin behalten, wenn man den Menschen verliert?

Mutter: Man darf nicht nach dem Mond weinen!

Fritz (aufweinend) Sie war mir doch die ganze . . . ganze Welt!

Mutter: Ich weiß . . . Aber vielleicht behalten wir den Menschen dadurch, siehst Du, daß wir die Göttin verlieren . . . Du mußt die Sache einmal ansehen, wie sie ist . . . Nur weil Du sie ins Uebermenschliche erhoben, kommt sie Dir heute verworfen vor. Sie ist weder das eine, noch das andere, sondern eben nur — ein junges Mädchen. Denn ein junges Mädchen ist ein — en tout cas . . . Für Regen gemacht und für Sonnenschein . . . Das Leben kann sie zur Fürstin bestimmen oder zur Bürgersfrau. Sie muß für alle bereit sein. So ist das mal in ihrem Alter. — Das Herzchen merkt es kaum, ob Dein Kopf oder der Kopf ihres Bräutigams auf dem Mannesrumpf sitzt... Bereit sein! Wie würde sie sonst Frau werden können! Dazu aber — darfst Du nicht vergessen — hat Deine Liebe selber sie reif gemacht . . . Ist das nicht alles ganz natürlich?

Fritz: Dann wollte ich lieber —

Mutter (tröstend) Gewiß, ich weiß es ja, wie weh es tut....

Fritz: Zufall alles?! . . . Nein, dreimal nein, ich war nicht der erste Beste für sie . . . Ihr kennt sie ja nicht . . . Ihr geht ja nach der Alltagsmiene. . . . Denn Du willst ja nichts von den Bekenntnissen wissen, denen sie ihr wahres Selbst anvertraut hat. . . . Jawohl, man ist besser in solchen Augenblicken, den größten, die uns das Leben schenkt. Und von einer solchen Stunde so überirdischer Entrücktheit, daß sie Gott schaute, spricht sie in dem Buch . . . Es war einsam im All, und sie und ich

waren allein bei Gott. Und da gab er unſere Hände zuſammen und ſprach, daß er mich für ſie und ſie für mich erſchaffen . . .
Mutter: Ja, liebe Kinder ſeid ihr geweſen . . . Aber ein Tagebuch iſt kein Evangelium . . . Gefühle — — — meinetwegen, aber Gefühle ſind Gefühle . . . Im nächſten Augenblick — Vergangenheit — . . . Darauf kann man keine Häuſer bauen.
Fritz (ſteckt das Buch in die Bruſttaſche) Ach, ich finde keinen Sinn mehr in der Welt!
Mutter: Weißt Du, was das ganze Geheimnis iſt? Soll ich's Dir ſagen? — — Wenn Du ſie lieb behalten willſt, ſo mußt Du ſie lieben, wie man ſeine — Couſine liebt . . . Das ſag Dir einmal: Sie iſt Deine Verwandte, die einmal wird, wie ihre Eltern ſind.
Fritz: Sie, wie ihre Eltern . . .?
Mutter: Warum nicht? Und frag Dich einmal, ob Du ſie ſo glühend begehrteſt, wenn ſie wie ihre Mutter wäre — wie Tante Mathilde . . .
Fritz: Wie ihre . . .?
Mutter: Warum ſoll ſie aus der Art ſchlagen? Deine nüchterne, verſtändige Tante — war in ihrer Jugend nicht anders als ſie . . .
Fritz: Nein, nein! . . . Hör auf, Mutter! . . . Nimm mir nicht alles! Laß mir das! . . . Das einzige, was ich habe . . . . Ich verzichte ja . . . Ich will mich ja in alles ſchicken . . . aber laß mir das: Sie hat Gott geſchaut . . . Sie wuchs in unſerer Liebe über ſich hinaus . . . Sie kniete verzückt, wie eine Heilige. Mit Augen, die in die offenen Hallen des Himmels ſahen, wie die heilige Katharina zwiſchen den Rädern . . . Der Geiſt war über ſie gekommen . . . Sie hat die große Verwandlung erfahren . . . So laß mich ſie ſehen . . . So laß mich ſie lieben . . . Die Brautſeele . . . Ihr unſterbliches Teil, das der ganzen Welt gehört . . . das ich lieben darf, ohne jemand zu berauben . . .
Mutter: Aber, mein Herzensjunge, willſt Du aufs neue enttäuſcht ſein, wenn Du ſie wiederſiehſt?
Fritz: Ich verſpreche Dir, daß ich mich kneble und nur der gefeſſelte Sklave bin.
Mutter: Du vergißt, daß ſie ſeitdem Braut geworden iſt. Man kann nicht da fortfahren, wo man einmal aufgehört hat . . .
Fritz: Weißt Du, was ich glaube . . . Man liebt erſt richtig, wenn man verzichtet hat . . . Es iſt das Licht untergegangener Sterne, das uns leuchtet . . .

Mutter: Wenn Du es so meinst . . . Aber ich warne Dich . . . Es stirbt etwas in einem — nach solchem Erleben!
Fritz: Sie nur noch anschaun! . . . Glaubst Du, daß sie kommen wird, Mutter?
Mutter: Wenn sie Dich lieb hat — nein.
Fritz: Nicht einmal soviel Größe sollte sie aufbringen!
Mutter: Größe sollte das sein?
Das Hausmädchen (kommt stürmisch durch die Mitteltür hereingeeilt und meldet): Fräulein Agnes, Gnädiges Frauchen! Denken Sie! (Eilends wieder ab)
Fritz (aufjubelnd) Siehst Du's! Siehst Du's . . . Ich habe mich nicht in ihr getäuscht.
Mutter: Vielleicht hast Du Dich deswegen doch getäuscht . . .
Fritz: Mutter, Du sagst: Es stirbt etwas in einem . . . Aber ich fühl's: Es wird auch etwas geboren!
Mutter: Was sollte das sein?
Fritz: Der Mann!
Mutter: Wenn ich Dir nun glauben könnte, mein großes Kind, Du!
Fritz (fällt der Mutter um den Hals) Sie kommt, Mutter! Sie kommt! Sie hat mich doch nicht verraten!
Mutter (indem sie durch die Seitentüre hinausgeht) Nun, in Gottes Namen! Ein Schmerz heilt den anderen.
(Agnes tritt durch die Mitteltür ein. Sie ist ernst und zaghaft. Fritz geht ihr lebhaft entgegen.)
Fritz (reicht ihr die Hand) Ich danke Dir, daß Du —
Agnes (die Augen niederschlagend) Dank mir nicht!
(Beide stehen eine Weile in verlegenem Schweigen)
Fritz: Ich hatte es mir so leicht gedacht, solange ich allein war . . .
Agnes (flüsternd) Verzeih mir, daß ich gekommen bin. —
Fritz: Hundert gute Worte hatte ich bereit, und nun stehe ich da und habe alles vergessen!
Agnes (im Begriffe zu fliehen) Bitte, laß mich lieber gehen!
Fritz: Aber warum stehst Du auch da, als läge eine Leiche im Haus!
Agnes (erschauernd) Eine Leiche im Haus!
Fritz: Freust Du Dich vielleicht?
Agnes: Freust Du Dich denn?
Fritz (erlöst) Ach, wenn Du da bist, ist alles wieder gut!
Agnes: Nein, nicht! . . . Ich fürchte mich, wenn Du Dich freust. . . .
Fritz: Willst Du mich traurig haben?

Agnes: Nein, nein! . . . Ich fürchte mich, wenn Du traurig bist . . .
Fritz: Hab ich Dich mit einem klagenden Wort empfangen?
Agnes: O, wärst Du hart gegen mich! Wieviel leichter wäre dann Alles! . . .
Fritz: Der gefesselte Sklave hat sich auch gegen das Schicksal — schon einmal aufgebäumt!
Agnes (gegen die Büste gewendet) Bist Du — sehr krank gewesen?
Fritz: O, ein paar Ohnmachten, als dieses — Glückstelegramm von Deinen Eltern kam . . . Weiter nichts.
Agnes: Ach, ich möchte weit weg gehen und ganz für mich sein, um niemand mehr Böses zu tun! . . . Ich fürchte mich vor dem Leben . . .
Fritz: Sei ganz ruhig! Ob Du nimmst oder gibst, jetzt ist alles Geschenk . . . Du bist es ja! Ich glaube, wenn das schlimmste Schicksal in Deiner Gestalt käme, ich würde ihm die Hände küssen.
Agnes (nickt bestätigend) Ist es — ich meine die Krankheit — auch jetzt ganz vorbei?
Fritz (lächelnd) Ganz vorbei.
Agnes (aufweinend) Ich kann ja nichts dazu, daß es begraben werden mußte!
Fritz (tastend) Ich weiß, wie weich und schwach Du bist . . . Ich habe Deine Weichheit immer geliebt . . . Ich liebe sie nicht weniger, weil sie mein Unglück ist und Dich unfähig machte zur Tat . . .
Agnes: Das ist es nicht. —
Fritz (fragend) Oder weil sie Dich widerstandslos machte der Werbung des Anderen gegenüber?
Agnes (schüttelt verneinend den Kopf)
Fritz: Oder weil Du zu opferbereit gegen Deine Eltern warst — — —?
Agnes (ausweichend) Komm, laß — — Du bist unendlich gut.
Fritz: Weißt Du, ich habe mich oft gefragt, ob ich Dich überhaupt jemals liebte . . . Denn dann müßte ich Dich eigentlich doch jetzt hassen . . .
Agnes: Auch das sagst Du nun! . . . So hilft denn nichts und alles muß bis zu Ende ausgekostet werden . . .!
Fritz: Nein, versteh mich nicht falsch! Ich will Dir sagen, warum ich Dich nicht hassen kann. (Er tritt mit ihr an das Fenster links) Siehst Du den Schein der Milchstraße da oben? — Der ist vor tausend Lichtjahren von dort ausgegangen und wir sehen

ihn erſt heute, weil er ſo lange brauchte, um unſer Auge zu erreichen. . . . Vielleicht ſind die Sterne, deren Glanz wir heute ſehen, währenddeſſen längſt erloſchen . . . So unendlich hoch iſt die Höhe, aus der ihr Licht zu uns kommt. Jawohl, Totes wandelt auf dem grauen Pfad da droben zum Land der Seligkeit . . . Und weißt Du, welcher Stern am höchſten ſteht? . . . Der Stern der Liebe! . . . Nachdem er untergegangen, leuchtet er uns erſt. . . .

Agnes (bewegt) O, ſprich nicht weiter! . . . Du machſt mir bang.

Fritz (erſtaunt) Was kann Dir das noch tun?

Agnes (ängſtlich) Viel, viel . . . Sei ſtill, ſei ſtill!

Fritz (aufmerkſamer) Was tauſend Jahre vergangen iſt?

Agnes: Du ſchauſt nur zurück —

Fritz (zieht das Tagebuch aus der Bruſttaſche) Was kann hiernach noch kommen?

Agnes (entſetzt) Ich bin verloren . . . Was tuſt Du damit?

Fritz: Ich trage es nur an meinem Herzen. —

Agnes (ſich windend) Nein, nein! . . . O, muß ich denn das Schwerſte ſagen!

Fritz: Nachdem ich Dich verloren, iſt alles —

Agnes (eilig unterbrechend) Willſt Du mir ein einziges Mal noch eine Bitte erfüllen?

Fritz (voller Spannung) Du fragſt!

Agnes: Das Buch in Deiner Hand —

Fritz: Das einzige Geſchenk, das ich von Dir beſitze . . .

Agnes (mit bittender Gebärde) Fritz . . .!

Fritz (ſieht ſie in forſchendem Schweigen an)

Agnes: Ich flehe Dich an: Begrabe es!

Fritz: Deshalb biſt Du gekommen?

Agnes (hilflos) O, verſtehe mich doch!

Fritz: Du verſiegelſt mir als Braut den Mund . . . Knebelſt und erſtickſt alles gemeinſame Leben, das in mir ausſchwingen wollte. Ich ſtehe da wie ein Baum, der die eben aufſchießenden Frühlingsſäfte mitten im erſten jubelnden Wachstum blutend zurückbilden muß — in Wintertod! Und ſoll nun auch das einzige noch töten, das mir von ehemals blieb!

Agnes: Was ſoll ich tun? Was ſoll ich tun! . . . Unrecht an Dir, wenn ich es Dir nehme, und Unrecht an ihm, wenn ich es Dir laſſe . . . Solange es in Deinen Händen iſt, ſchmiedet ein eiſerner Ring mich an Dich, und jedes neue Wort der Liebe muß zur Lüge werden und mir erſterben im Mund! . . .

Fritz (in allmählich steigender dämonischer Erregung) So kannst Du nicht zu ihm sagen „Im Herzen bin ich Dein Weib“?
Agnes (schwach) Kann es nicht.
Fritz: Kannst nicht zu ihm sagen „Mein ganzes Leben und Sinnen bist Du“?
Agnes: Nie werde ich's können . . .
Fritz: Nicht sagen wie zu mir „Gott hat mich geschaffen, daß ich Dich lieben soll“?
Agnes: Warum quälst Du mich?
Fritz: Kannst nicht zu ihm sagen . . .?
Agnes (verzweifelt) Barmherzigkeit! . . . . . Gib mir das Buch! . . . Nimm ihn mir nicht!
Fritz (fest) Dann — bleibt es in meiner Hand!
Agnes: In Deiner — —? Nimmermehr! (Mit aufs Herz gepreßten Händen) Dann — hasse ich Dich!
Fritz: Siehst Du, wie recht ich tue, wenn ich mir das reine Bild von Dir bewahren will, das Du nun —
Agnes (händeringend) Nein, nein! . . . Verzeih mir das Wort . . . Was hab ich getan! . . . O, nutze die Macht, die Du über mich hast, nicht um mich von ferne gewaltsam festzuhalten, daß sich alles in mir aufbäumt gegen den unheimlichen Zauberer, der das Buch zeitlebens beschwörend über mir schwingt und die Gespenster der Vergangenheit ausschickt, um mich zu verjagen von dem armen Rest meines Friedens! . . . Mich wehren müssen gegen Dich, den ich — — —
Fritz (entschlossen) Du selbst hast Dich an mich gebunden durch Worte, die mir den Ring auf ewig um den Finger schmieden und dennoch konntest Du . . . Hier — Du sollst Deinen Willen haben! (Ihr das Tagebuch hinhaltend) Verbrenne es! . . . Verbrenne Deine — Liebe!
Agnes (machtlos) Ich . . . kann . . . es . . . nicht!
Fritz: Obwohl Dein Herz . . .?
Agnes (dumpf vor sich hin) In meinem innersten Herzen ist noch alles, wie — es war.
Fritz: So lasse ich Dich nicht . . . So muß ich Dich halten und retten vor Dir selbst!
Agnes (in leidender Abwehr) Es würde nichts nützen . . . Es ist nicht so, wie Du glaubst, daß ich zu weich wäre, dem Widerstand der Welt zu trotzen . . . Ich weiß es jetzt: mein Herz ist hart genug, den eignen Weg zu gehen . . . Aber eine Liebe, die mich hemmt, nach jeder Seite groß und gut zu handeln, setzt mir ein inneres Halt, über das mir nichts hinweghilft . . . Ein Nagel zum Sarg des Vaters . . .! Ich habe

eingesehen, daß ich mein Glück nicht aufzubauen vermag auf — dem Unglück der Meinen . . . Und Du selbst würdest mich eines Tages verachten, wenn ich es vermöchte . . .

Fritz: So siehst Du es hintennach . . .

Agnes: Das kannst Du glauben? . . . Lieber möchte ich tot sein, als Makel zu finden, an dem, was mir heilig war . . . Und wenn es noch einmal so käme — ich täte es noch einmal . . . Ich habe mein bestes Gefühl vergeben, aber ich bereue es nicht . . . Brautstunden des Daseins waren mein — daß es dies gibt! — O, ich weiß es längst: Ich danke Dir mehr — viel, viel mehr, als ein Leben. . . :

Fritz: Und so Hohes — ohne Ewigkeit!

Agnes: Bin ich schuldig, wenn ich anders bin, wie Du? . . . Ich war nur etwas in Deiner Gegenwart . . . Die Feuergewalt Deines Wesens, der Föhn Deiner Liebeskraft haben mich über mich hinausversetzt. All meine guten Gedanken waren Dein Werk . . . Mein bißchen Mut und daß ich liebte, den ich liebte, kam von Dir allein . . . Aber wenn ich mir überlassen war, war mir's, als wankte ich an einem Abgrund, den ich mir mühsam verdeckte. Ich hätte Dir zurufen mögen: Laß mich schwaches Geschöpf, das nur von Deiner Kraft getragen wird! Was kann ich Dir sein, wenn Du selbst der tragenden Seele bedarfst! Ich trage Dich nicht . . . Doch dann fragte ich mich: Kann ich noch zurück? Bin ich nicht schon zu weit gegangen? . . . Da erklärte er sich und ich sagte ehrlich: Nein. Aber, als ich nun sah, wie er totenbleich wurde und die Eltern weinend herumgingen, die so gut zu mir sind, da brach ich, zermürbt von dem heimlichen Kampf und verzweifelt, neues Unglück über gute Menschen zu bringen, zusammen . . . So ist es gekommen, wie es kam. — Ich hatte keine Empfindung mehr für Freude und Schmerz . . . Ich habe mit Dir sterben wollen — Du wolltest nicht . . . Denn ich wußte, daß ich diese Liebe wohl leiden, aber nicht leben kann . . . Bin ich darum schuldig?

Fritz (ausweichend) Du bist die Braut — eines Andern!

Agnes: Hättest Du gewollt, daß ich keinem gehören sollte, wenn Du es nicht sein durftest?

Fritz (will antworten, senkt aber den Blick und schweigt)

Agnes: Ich habe gesehen, daß ich andere noch glücklich machen kann . . . Hier liegt die Sühne für mich.

Fritz (ihr die Hand reichend) Was kann ich anders tun — Ich will Dein Glück!

Agnes: Glück! . . . Vielleicht werde ich manches abbüßen können von dem Unrecht, das ich Dir getan.

Fritz: Nicht! Sprich nicht so! O, alles ist tausendfach aufgewogen ... Man darf dem Liebenden — ja, man darf es — das Schlimmste tun ... Oder bleiben wir nicht so eng verbunden, daß Du mir nichts antun kannst, was nicht Dir selber angetan wäre?

Agnes (erschreckt) Verbunden?

Fritz: Wer will uns wehren, uns als Menschen zu behalten? Jetzt bist Du nicht bloß — Tochter mehr.

Agnes: Mein Gott und dennoch weiter als je getrennt! ... Ich komme mir vor, wie ein Luftwesen, das sich mit Dir im Grenzenlosen wiegte und nun die Flügel abgelegt und zu den Erdbewohnern zurückgekehrt ist ... Ach, alles ist feig an mir und klein und schwach! ... Sie lassen Dich nicht zu mir, der noch das Schwanenkleid des anderen Elementes trägt. ...

Fritz: So will ich zufrieden sein, daß Du — meine Cousine bist.

Agnes: O, auch das werden sie nicht dulden ... Das Reinste werden sie in den Staub herunterziehen ... ausspeien den letzten Funken des Gedenkens. ...

Fritz: Für immer denn!

Agnes: Nein, geh nicht so! ... Ich bitte Dich um alles: Verachte mich nicht! ... Ich werde einen starken Willen brauchen — Erleichtere mir den Opfergang ... Deine Liebe, Deinen Glauben zu verlieren — wäre mein größter Schmerz.

Fritz (in plötzlicher Eingebung) War alles, alles — wahr in diesem Buch?

Agnes (einfach, aber jedes Wort betonend) Es war alles wahr.

Fritz: So mag es denn brennen, daß es nie — zur Lüge wird.

Agnes (fällt ihm wehrend in den Arm) Du wolltest .....:?

Fritz: Du warst für mich so rein, wie eben aus Gottes Hand in meine Hände gegeben ... Ich gebe Dich ebenso rein in seine Hände zurück.

Agnes: Wie gut ist Gott!

Fritz: Ich habe die Geliebte verloren und die Liebe gefunden. (Er wirft das Tagebuch in die Flammen)

Agnes: Wie hart ist die Welt! (Sie eilt aufweinend hinaus)

Fritz (streckt ihr die Arme nach, dann in die Flammen starrend) Nach einem Himmel voller Träume!

Tief in die Nacht / Von Franz Alfons Gayda

Schlafbefangen atmet nun die Erde
alles still — und leer — und ohne Glanz —
da ich tagesmüde lieg und träume
gehet leise meine Seele altgewohnten Gang.

Tief in Nacht geht meine Seele
leuchtend in dem Dunkel fernstem Leuchten zu —
bis sie endlich — nur ein Stern inmitten Sternen —
tief erklingt in ihrem Heimatston.

Fern in nieerkannten Weltallsräumen
schwebt im ewigen Klingen nun der Sternentanz —
lebt die Seele — ihre Sehnsucht —
nun ihr Leben hell in tiefem Glanz.

Bücherschau

Max Jungnickel, Michael Spinnler. Roman. Vg. A. Sponholtz, Hannover. M. 3,—.

Der Roman einer Sehnsucht. Versponnen in winklige Kleinstadtgassen, in Blütenduft und Traum. Ein echter, rechter Jungnickel, aber in Form und Bewegung gestraffter. Eigner Ton, eigne Melodie.

Friede H. Kraze, Maria am Meer. Roman. Vg. J. Kösel u. F. Pustet, Kempten.

Seltsam verwoben der herben Landschaft vollzieht sich ein Geschick, dessen gespenstischer Totentanz ausklingt in das erlösende Lied reinen Frauentums, leuchtend-blühender Marien-Mütterlichkeit. Quellende Sprache und Dichterkraft runden das Buch zu einem bleibenden Werte.

Karl Lieblich, Die Traumfahrer. Vg. Eug. Diederichs, Jena.

Zwei Erzählungen: „Thomas Münzer und sein Krieg", das harte Nacht-Profil einer Zeitwende, eines Zeitwenders, überzackt von blutroten Fackeln, — „Der Kinderkreuzzug", ein helles Singen über toter Heide, — äußerste Tragik, rüttelnd, gegenwärtig, leibhaftig.

Wilhelm Kunze, Der Tod des Dietrich Grabbe. Vg. Oskar Wöhrle, Konstanz.

Eine straffe leidenschaftliche Erzählung, die Biographisches nur als wesenlose Schwelle nützt zu einem mystischen Reich, in dem der romantische Eros, eine verzückte All-Liebe, dionysisch rast und schöpferisches Lebenswunder strömt.

Masereel, Die Passion eines Menschen. K. Wolff Vg., München. M. 3,—.

Diese Holzschnittfolge zeigt, gedichtet und verdichtet zu strengster Form, den Leidensweg eines revolutionären Menschen, aufbrechend aus dem Inferno der Fabrikvorstadt, geschleppt durch Schuld, Sühne, wachsend zum Licht der Liebe und Verinnerlichung und abgebrochen in Tat und Tod. Stets ist der Ausdruck der harten Realität im Wesen gepackt, manchmal zu grausiger Groteske gesteigert, gerade durch wortlose Schlichtheit wirksam und klagend.

Fred von Zollikofer, Die frühen Tage. Hans Heinrich Tillgner, Berlin 1921.

Wer ehrlich sein will, muß eingestehen, daß über Lyrik, will sagen, nach außen projizierte Empfindung kein Verstandesurteil abgegeben werden kann. Ihr könnt feststellen, daß sie auf euch echt oder unecht wirkt, daß sie an Vorbilder anklingt, aber nehmt ihr sie ernst, müßt ihr euch, um ihren Wert, das heißt, was sie euch wert ist, in Worte zu fassen, damit zufrieden geben, auszusprechen, welches Gefühl sie in euch wachgerufen hat, wie es ihr gelungen ist, die Glocken eures eigenen Innern durch den

Klöppel ihrer Sprache zum Tönen zu bringen. — „Die frühen Tage" haben manches von solchem Klingen, das Erwachen der Stadt, „die ihr tränenmüdes, regenschweres Kleid hinschleppt über den Traum farbenfroher Trunkenheit", der Kampfritt in die Nächte, die alles Leid und alle Sehnsucht spiegeln, geben starke Bilder, und der Alltag steckt seinen Philisterkopf durch leuchtende Fenster. Der Dichter schreitet, von Andacht und Wahrheitssehnen zugleich erfüllt, durch den Zauber der Welt um uns und in uns: was Wunder, wenn das Leben des Tages (und der Nacht) in diesen Zauber einzuspannen nicht immer gelingen will (wie es auch Werfel nicht immer gelungen ist). Hier und da leiden schöne, tiefschürfende, bildhafte Worte und Wortreihen unter dem Zwange abgerundeter Darstellung. „Das Lied entweinte sich der Schattenseele", heißt es einmal in blühender Wortkraft, aber ob es sich entweint, ob es sich entlacht, gleichviel, entringen muß es sich, denn wenn es nicht unmittelbar aus der Quelle strömt, wenn es im Becher aus dem Brunnen geschöpft wird, läuft es Gefahr, trübe zu werden, und leicht finden fremde Bestandteile Einlaß. — Dem Dichter der „frühen Tage" rauscht wohl im Garten, in dem wilde und gepflegte Wege wechseln, die eigene Quelle, und wo die ist, wurde noch immer aus Schmerzen des Tages Freude der Ewigkeit geboren, „aus dem dornenverwebten Büßergewande wurde himmelleuchtendes Feierkleid". — Möge der Dichter das einst auch von sich sagen können! Richard Hirsch.

„Deutsche Dichtung — Deutsche Kultur", Sammlung Probst. Iso Verlag, Eisleben.

Drucktechnisch vorzüglich gehaltene kleine, billige Textbücher vergessener deutscher Literaturkleinodien und knapp-klare Analysen der deutschen Meisterdichtung. Ein hochverdienstliches Unternehmen, das weite Kreise zu vertieftem Verstehen und Freuen führen soll und muß. Erschienen sind u. a.: Schiller, Was heißt Universalgeschichte?; Lotze, Geschichte der deutschen Sprache; Geßner, Idyllen; Walter Linden, Hebbel; Das Talenbuch. Jeder sollte an diesem erzieherischen Werke genießend und fördernd teilhaben. K. B.

Elsabeth Meinhard, Der selige Narr. Roman. Vg. Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde.

Aus den Abenteuern der Weltmeere werden in ein schrulliges Hafenhaus Menschen zusammengespült, die an den Steinen des Alltags irgendwie scheiterten und sich inmitten einer verwinkelten Spitzwegvorstadt ihr eigenes Kavalier-Reich, ihren eigenen Himmel auf Erden gründen: ein verwetterter Seemann, ein klein Waisenmädel, ein heimatloser Gelehrter, einige Künstler und zwischen ihnen: ein heiliges Kindeswunder, die singende Seele, eine Tänzerin aus Gottes Gnaden. Ihrer aller Erleben, ihr Gespräch, ihre Kämpfe sammeln den tief strömenden Sinn unsrer wirren Zeit und steigern ihn zu einer geistigen Erlösung, die über alle Religion und alle soziale Pflicht empor aufflammt zu reiner, zukünftiger Menschlichkeit.

In edelste Sprache werden hier Bilder gespannt, die alle Bezirke von der saftigen Volksszenerie bis zur goldziselierten Legende erschöpfen.

Ein seltenes Buch, ein befreiendes Buch! Kein Roman, der einmal gelesen fortgelegt, sondern zu Feiertagsgedanken immer wieder hervorgenommen wird! K. B.

Bezugspreis: 6 Hefte M. 3.—
Romantik Verlag Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstraße 24
Postscheck Dr. K. Bock, Berlin 55048.
Druck: H. Plasnick, Großenhain i. Sa.

Romantik

Herausgeber Kurt Bock

Organ der Kulturgemeinschaft zur Förderung der Literatur und Kunst

Wille und Weg

6. Jahr * 1925 * Heft 3

(Wille und Weg: Heft 1 und 2)

Wille und Weg / Ein Geleitwort von M. Oelschlaeger

Neu erwachtes Leben — neu und doch längst bewährt!
Aus auflodernder Zeit stammt „Wille und Weg".
Als unseres Volkes äußeres Leben sich weitete, da wurde auch der Kreis des inneren Menschen für viele zu enge, sie drängten hinaus, hinauf zum Quell, von dem wir alle stammen.
Der Zufall trieb einige von ihnen, deren innerer Ruf geschickt oder glückhaft mit dem äußeren zusammenklang, rasch empor, noch rascher aber ließ er sie zurückfallen, und heute weilen sie oft kaum mehr sichtbar in ihrer Zu—Falls-Dunkelheit.
Die meisten aber drängen immer weiter den Weg nach oben hinauf, ohne Rast und ohne Hast — Wille und Weg!

— — — — — — — — — —

Ein kleiner Kreis Gleichgesinnter (aber nicht immer Gleichgestimmter) war es anfangs, der sich auf Anregung und unter Ermutigung Paul Caspers *) nach der politischen Umgestaltung als Berliner Vortragsgemeinschaft Wille und Weg zusammenschloß. Zunächst war es mehr ein Schritt zurück als vorwärts, den man tat, da man sich zu den ahnenden Propheten unserer Dichtung wandte und Fühlen und Denken an ihnen stärkte. Bald umflogen aber auch eigene Empfin-

*) geb. 10. I. 1886 zu Küstrin.

dungen die Bruſt des Folgſamen; neue Offenbarung ſtieg aus dem Boden der Poeſie.
Der Umkreis der Intereſſen blieb nunmehr auch nicht ſo eng, ſondern wuchs, ſubjektiv und objektiv. Alle Künſte und deren Vertreter hieß man willkommen, und jeder, der hören wollte, war gern geſehen. Man lebte ja im Zeichen der Inflation, wo gab es da alſo Grenzen!
Leider machte die Inflation dafür aber die eigentliche produktive Entfaltung von „Wille und Weg" unmöglich. Das Ziel, nämlich, eigenes Schaffen im eigenen Verlagsbetriebe gefördert zu ſehen, mußte immer wieder als unerreichbar erſcheinen, ſodaß denen, die den Weg in die Öffentlichkeit gehen wollten, nur fremde Verleger zur Verfügung ſtanden.
Doch ein neuer Weg weiſt ſich jetzt dem alten Willen: Ein junger Verlag (Walter Fiebig) kommt unſeren Wünſchen zu Hilfe.

— — — — — — — — — —

Neu erwachtes Leben alſo! Darum wollen wir denn alle, die mit uns in demſelben Willen nach oben wandern wollen, ſammeln, alle die, welche von den Menſchen bei dem Menſchen, bei ſich einkehren wollen. Denn wir ſind keine Literaturgeſchichte und keine Künſtlergruppe, ſondern Menſchen, *eine identiſche Welt*:
Daß Ich gleich Du, daß das Ich und die Achſe der Welt eine einzige gerade Linie bilden, dies ſakroſankte Geſetz zu beweiſen, dazu bedarf es der gefühlsmäßigen und wortmäßigen Ausprägung unſerer Identität von Seele und Ding.
Die Welt — ſie ſpricht in Dialogen, und alles Vergängliche, Ding, iſt nur ein Gleichnis, Gleichnis des Menſcheninnern, des Ewigen. Die Natur — eine Bilderſprache unſeres Selbſt! Wie unſere Schrift Gedankenmedium iſt, entſtanden aus Bilderſchrift, ſo gilt es, unſere Gedanken wieder zu urſprünglichen Bildern zu formen, Welt als Fluidum unſerer Sinne zu erkennen und ſie, die anders erſcheint, im Gleichklang zu beruhigen.
Dazu hilft die Dichtung!
Ihr wollen wir Spender ſein, und wir wollen auf ſolche Ziele unſere Gedanken richten, die uns vorgebildet ſind und auf Höheres weiſen.
Wie wir dies wollen, ſoll es weder gelehrſame Verknöcherung noch alltägliche Verflachung werden. Wir wollen uns unter den Baum der Erkenntnis ſetzen, indem wir den tiefen Sinn des Lebens von uns ſelbſt durchleuchtet und in der Form der Dich-

tung erkannt zeigen. Dazu gehört auch die Kenntnis von den unerschütterlichen Grundlagen der Dichtkunst, um die Vielheit der Poesie selbständig verstehen zu können, Grundlagen, die keine Mode sprengen kann. Durch Vorträge, Büchergaben usw. soll diese Kenntnis empfangen werden.
So ist „Wille und Weg" ein nie sich schließender Kreis von Sichsuchern, dem es nicht nur um ein Wollen geht, sondern um einen Zweck, d. h. um die Berechtigung — zu sein.
Und darum suchen wir auch in eurem gewöhnlichen, täglichen Unmut, weil ihr ebenso wie wir zusammenfühlt mit dem großen Sichsucher, dem Menschen Goethe:

Denn die Menschen, sie sind gut,
Würden besser bleiben,
Sollte nicht, wie's einer tut,
Auch der andre treiben.
Auf den Weg, da ist's ein Wort,
Niemand wird's verdammen,
Wollen wir an Einen Ort,
Nun, wir gehn zusammen.

(Westöstlicher Diwan.)

Ethos der Einsamkeit / Von Paul Casper

Muß nun zu mir selber sprechen — — — —
Von Menschen, die mich nicht verstanden, hab ich mich abgewandt; denn du, mein Gott, gabst einst mir eine eigene Sprache, die ich nicht wandeln kann nach andrer Menschen Wunsch.
Vom Außen losgesagt, zum Innen hingerissen schreit' ich durchs hohe Tor der Einsamkeit in tatenreiche Stille. Schreite zu der Schöpfung, die mich gebar, um selbst zu schöpfen aus den heil'gen Quellen, die hinter den weißen Bergen klingen.
Muß die Fesseln streifen und selbst zurück mich finden aus willkürlicher Beschränkung von Raum und Zeit.

Gott, sprecht ihr, sei zu finden überm Sternenzelt, weit, weit hinter Himmelsblau.
Ich aber sage euch: Er ist bei euch zu jeder Stunde, in jedem Baum, in jedem Vogellied, in jedem Stein, den ihr mit Füßen stießet, in jedem Wurm, den, ungewollt, ihr oft zertreten mit ungelenken Wanderschuhen des Lebens.
Er ist in jedem kleinsten gottgewolltem Ding.
Sucht Ihn nicht da und dort, sucht Ihn in euch!
Warum wollt ihr Ihn mit Gestalt umgürten und kennen Seinen Geist in kunstvoll aufgestellte Häuser? Das ist Gott nicht. Nein! Euer Gott ist aus der Finsternis geboren, aus Angst und Schrecken langverblichener Zeit.

Gott ist Geist, Kraft, Urstoff —
Hebt und webt in allen Dingen —
Gott ist die stille Einsamkeit . . . .
Das große Schweigen.
Ich wandre nun, von Menschen abgewandt, durchs weite Tor der Einsamkeit ins große Schweigen. Dir ewig nach, du großer Gott! Aus dir geboren, zu dir zurück geborgen.

Nacht in Toskana / Von Otto Gillen

Ich sitze vor der Nacht
Wie vor einer kristallenen Wand
Und kann nicht einen Schritt weiter.
Drüben ruft ein Vogel
Immer denselben Laut,
Immer denselben,
Den ich längst schon kenne . . .
Leuchtkäfer taumeln hin und wieder.
Es ist, als ob wer fern an mich dächte.
Aber nichts kommt zu mir heran;
Auch das Bellen der Hunde rührt mich nicht an,
Nicht das Uhrenschlagen aus der Stadt
Oder das Poltern dunkel gehender Menschen . . .
Meine Seele ist losgelöst von allem
Und steht steil und schwarz
Zwischen aufgereckten Zypressen,
Indessen langsam die kristallene Wand mich umkreist,
Leise klingend,
Als stieße sie an das Gold des Mondes . . .
So unbeweglich bin ich inmitten der Welt,
Als wenn ich gestorben wär
In der Nacht — — —

Heimweg / Von Hans Friedrich Blunck

Wie Schnee lag der Mondschein überm Deich, silberweiß, flutend bis in die unendliche Ferne der See. Zauberhaft klar war die Weite, die dunklen Schatten schienen Wege in die Tiefe zu weisen, wie der sommerliche Himmel hoch und die Gestirne ohne Ende waren.
Die Frau, die jetzt schon ein Kindlein trug, schritt langsam, befangen von der Helle, für sich hin. Sie kam von der Reise und wollte vom Hafen nach Hause, wo ihr Mann wartete. Auf dem Schiff hatte sie den getroffen, der sie durch alle Gedanken ihrer

Jugend hindurch geleitet hatte, er begleitete sie noch ein Stück Weges und sie sprachen von der Zeit, wo sie sich lieb gehabt hatten.

„Es ist nicht so leicht, über das erste Mal hinauszudenken", sagte sie. „Sieh, damals, als Du von uns gingst und ich allein blieb, meinte ich, das Ende sei gekommen, so bitter war mir das Leben."

„Es ist das alte Lied", antwortete der Steuermann, „mit hundert Hoffnungen fuhr man aus."

„Sag' nicht, daß Du an Hoffnungen ärmer geworden wärst, —"

Der Mann schwieg. „Nein", sagte er nach einer Weile, „nicht ärmer, aber mir ist doch immer gewesen, die letzte Hoffnung, auf die ich wartete, sei'st Du selbst gewesen."

„Das darfst Du nicht mehr sagen. Sieh, wo ich den andern nahm, bin ich doch beigeblieben, Deine Hoffnung zu lieben."

Das Mondlicht stickte dunkle Perlen in die Gräser; weiß und hell, mit schweren Schatten, standen die Fliederbüsche am Deich und rauschten leise, wenn sie vorbeigingen. Die Stämme waren blaß im Mondlicht, aber das leise Bewegen des Windes schien auch durch sie hindurch zu strömen und rührte ihren flutenden Überschwang.

Seltsam, dachten sie beide, ist es nicht, als seien wir für einander bestimmt und das Schicksal wollte uns noch einmal weisen, daß wir für einander bestimmt waren.

„Ja, ich will auch beibleiben, Deine Hoffnung zu lieben", seufzte die Frau. „Erzähle mir wieder davon!"

Aber der Mann schwieg, er vermochte nicht die Worte zu finden, immer war diese Frau das letzte Bild all seines Wahns gewesen. Nun trug sie eines andern Kind, konnte sie ihm ferner stehen als an diesem Abend? Er suchte nach einem versöhnenden Gedanken, aber sie flohen ihm alle.

„Warum hat es so kommen müssen? Sag es mir, ich leide so sehr darunter."

„Wir haben gegen eine Bestimmung gehandelt. Warum nur, warum?"

Die Frau sah lächelnd zu ihm auf. Das Warum war so voll kindlicher Ungeduld, so unbewußt des Unrechtes, das er begangen hatte. . . .

„Warum?" fragte sie. Aber während sie ihn ansah, wußte sie, daß sie ihn liebte, wie einst, und daß ihrer beiden Worte voll Versuchung und Bangen waren.

Der weiße Teppich zu ihren Füßen ließ ihre Schritte lautlos werden, das Licht gab den Augen eine Unwirklichkeit, die alle

Begriffe verschwimmen und trunken werden ließ. Warm war der Sommer und weich waren die Gedanken, voll einer fremden Verträumtheit.

„Worüber wollen wir jetzt sprechen", sagte die Frau rasch. „Erzähle von den Jahren, die Du draußen warst!"

Aber er antwortete nicht, nur seine Augen ließen nicht von ihr ab, seine Hand zog sie näher. „Willst Du hier auf der Insel bleiben", fragte sie ängstlich.

„Sag Du, ob ich bleiben soll!"

Da war der Frau, als müsse sie ihn warnen, sie legte seine Hand unter ihr Herz, er sollte das Kindlein fühlen und wissen, daß ihre Sorge sich teilte. Aber wie er sie, ohne ihren Wunsch zu erkennen, nur ansah, aus einer tiefen trunkenen Hingebung, fürchtete sie sich wieder.

„Nein, geh' bald!" seufzte sie. Und als sein Abschied wie eine trostlose Leere vor ihr stand: „Laß mich, wir wollen uns nicht mehr sehen."

Das Grauen, nun nicht mehr warten zu dürfen, nicht mehr mit von fremden Hoffnungen zu sehen, kam über sie. „Es wird alles aus sein", sagte etwas in ihr, und klagte.

Da blieb sie stehen und drückte seine Hand noch einmal fest an sich. Und es war, als ginge ein Strom von Träumen und unruhigen Hoffnungen von ihm aus und befruchtete sie. Sie fühlte, daß alles in ihr des Stromes teilhaftig wurde, und sie wußte, daß sie in ihrer Bürgerlichkeit nicht mehr einsam sein würde.

„Geh' jetzt", sagte sie, und das Süße der werdenden Mütterlichkeit machte sie fröhlich. „Geh' jetzt", — sie überwand ihn, das fühlte sie. „Geh' jetzt!"

Oh, sie wußte, jetzt würde sie nicht mehr einsam sein, jetzt würde sie sich nicht mehr fürchten vor ihrem Kind. Es würde froh und voll Hoffnung sein wie dieser.

„Geh', es ist besser, wir sehen uns nicht wieder." Sie wandte sich und floh einen Weg am Deich in die Schatten hinab. Ein Haus stand unten mit silberweißem Dach, von buschigen Bäumen umkränzt und von schneeweißem Licht im Graben.

Nacht / Von Walter Guise

Fließt das Mondlicht dämmerbleich
Auf die Gassen nieder —
Frühlingsfreuen lächelt weich
Überblüht der Flieder —

Und des Mondes ſcheuer Glanz
Ruht auf allen Zweigen —
Aus dem ſtummen Sternentanz
Sinkt das blaue Schweigen —

Seltſam raunt es in die Nacht
Wie verklungne Sage:
Waldgotts Flöte iſt erwacht,
Ganz verſehnte Klage.

Die Seherin / Von Leo Sternberg

Keiner ſeiner wilden Schlachtenſtürme hatte eine Spur in Barbaroſſas ſtählernes Antlitz gegraben.
Aber ſeit er auf dem Feld von Legnano unter den Toten gelegen, war ſeine Stirn beſchrieben mit brennenden Runen.
„Die Schwertnarben von Legnano" — flüſterte man ſich zu. Doch kein Schwert hatte Wunden in die zerklüftete Stirn geſchlagen.
Er lag verſchollen unter den Toten, kroch von einem Gefallenen zum andern und beugte ſich über die gebrochenen Augen der Leichen.
Gleichgültig ließ es ihn, daß die Mailänderinnen im Triumph über ſeinen Sturz ſich mit Blüten bekränzten, die Kaiſerin um den Totgeglaubten Trauer trug, Fahne und Schild verloren und mit dem Abfall des welfiſchen Löwen die Freundestreue dahingeſunken war.
Er ſtarrte nur in die Augen der Toten, immer die gellenden Worte im Ohr, mit denen der Löwe ihn verlaſſen: „Was iſt der Gewinn deiner prunkenden Kriege? Was der Erſatz für die Tauſende, die Peſt und Feindesſchwert dahinraffen? Warum für Chimären meine Kraft opfern!"
Glanz! Nur Glanz — der ganze Gewinn!
Klaffend meißelten ſich die Furchen in ſeine Stirn.
Was hatte es genützt, daß er Heerſchar nach Heerſchar ſiegreich über den Brenner geführt! Daß Fürſten und Herzöge die Ehrenwache hielten um ſein Zelt! Was nützten ihm die fünf Kronen, die er trug! Daß Könige um ſeine Freundſchaft buhlten und die Geſandten ferner Völker ihm Löwen und Strauße und die Seltſamkeiten ihrer Länder brachten!
Er ſah nur die Berge von Leichen, die das Kaiſertum gekoſtet...
Eine einzige war, die Balſam reichen konnte für ſein mit Keulen geſchlagenes Hirn. Hildegard von Bingen, die Kreuzfahrerin im Reiche der Seelen.

Sie wohnte vor den Mauern seiner Ingelheimer Pfalz. Doch der über die Welt reichende Kaiserarm erreichte sie nicht.
Obwohl er ihr Kloster auf dem Rupertsberge allein verschont, als er ringsumher sengen und brennen ließ, hatte sie den Brief, in dem er den Rat der großen Seelenärztin anflehte, mit Worten der Milde erwidert, die trennten, als wenn nicht eine kurze Bootfahrt, sondern Welten zwischen ihnen lägen.
Warum schwieg sie ihm, die doch mit dem brennenden Tännlein der Liebe schon als Kind zu Kaiser Heinrichs Kerker fand? Warum enthielt sie ihm die Wahrheit vor, die dem Papste furchtlos zugerufen: „Das Auge deiner Einsicht ist müde geworden!"
Seine Stirnballen wurden blutrot. Und wenn sich auch Hilfe nicht befehlen ließ — er befahl die Heilige nach Ingelheim.
Es war ein Maitag. Die Blütenbäume an den Rheingauen spiegelten sich, rosa und weiß, im Strom und die Segel des Schiffes, auf dem die Seherin stand, verwuchsen mit ihrem Geist zu weißen Engelsflügeln.
Ehrengeleite von Fürsten empfing sie am Ufer, und ohne dem Prunke der Welt zu grollen, wandelte die Heilige durch die erzspiegelnde Gasse, nicht anders, als wenn unter den blühenden Wegbäumen verehrende Pilgerscharen knieten. Bis an das Tor des Palastes. Hier schwenkte die doppelreihige Kette der Ritter zu fern um die Pfalz sich schließendem Ring auseinander und sperrte sie ab — ein hütender Kreis von goldgepanzerten Wächtern.
Wie auf eine ausgestorbene Insel schritt die Prophetin allein über die Torschwelle. Allein betrat sie den dämmrigen Saal, wo der Kaiser, in den Thronsessel versunken, sie erwartete. Es war, als quöllen die weißen Fliederbüsche des Säulenhofes mit ihr herein. Denn nicht in schwarzer Ordenstracht, sondern in schneeweißem Gewande, den Kranz um das Haupt, der an der Stirne das Bild des Gotteslammes trug, stand sie dem erstaunten Kaiser plötzlich gegenüber, und die Bildnisse aller Weltbeherrscher, die von Ninus bis zu dem großen Franken von den Wänden herabblickten, erloschen vor dem Lichterkreis, der mit ihr einbrach in das Halbdunkel des Raumes.
Aber dem glanzkranken Kaiser gefiel soviel Sonne nicht.
„Warum verneigst du dich vor mir und donnerst mir nicht dein „Bessere dich" ins Antlitz, das du furchtlos Päpsten und Kaisern entgegengeschleudert? Stinken meine Sünden nicht zum Himmel? Hab ich nicht Arnold den Frommen ausgeliefert und seine Asche in den Tiber gestreut? Über blühende Städte nicht

den Pflug gezogen und Salz in die Furchen der Zerstörung gesät? Doch so ich niederstürze, stehe ich mächtiger auf. Was ich anfasse, wird zur Fanfare. Die halbe Welt geht von mir zu Lehn. Und mein Wort umkreist das Erdenrund. Warum rufst du mich nicht zur Buße, wenn ich nicht verderben soll in Glück und Glanz! Aufgegeben hast du mein Reich und mein Ringen verworfen — oder zeigst du mir endlich deinen Zorn!"
Das Gewitter der Worte verrollte und bettelnd nach Antwort hingen die Augen des Hohenstaufen am Munde der Seherin. Doch nichts als süßer Gesang einer Amsel, der hereindrang durch die offengebliebene Tür, unterbrach die Stille des dämmernden Raums, in dem ein Geheimnis der Welt sich vollzog.
Denn nun ergriff die Prophetin die heilige Starre. Mit geschlossenen Augen und die Schatten eines weichen Lächelns über erbleichenden Wangen, sprach sie — nur Stimme — in eine ungewisse Ferne.
„Ich sehe einen Kreis von schützenden Gestalten mit augenbesäten Schwingen einen goldenen Gipfel umziehn. Das ist eines Kaisers Pfalz... Aber nicht seinetwegen umgürtet und verherrlicht ihn das Lebendige Licht. Sondern er ist ein Werkzeug und ein Vorbote und ein Abglanz des Lebendigen Lichts. Siehe, schwarze Sterne fallen und werden verschlungen von den Wogen des eisigen Meers. Das ist eines Kaisers Reich!... Aber das Reich des Glanzes wird andere Reiche gebären, fort und fort. Denn einer der Gewaltigsten ist auf die Erde gekommen, des Reichs einen Traum zu erschaffen; zum Reiche der Sehnsucht legt er den Grund.. Und siehe, es verwandelt sich er selbst in das Traumbild und sein Stuhl sich in einen Thron von Kristall inmitten eines kristallenen Berges.. Und er wirket darinnen, der heimliche Herrscher der Jahrtausende, und steigt von neuem herauf, wenn die Zeit vollendet ist!"
Mit diesen Worten fiel die Entrückte, ohne die Augen zu öffnen, vor dem Begnadeten nieder und küßte ihm die Füße.
Der Hohenstaufe krümmte sich hinweg mit dem Stöhnen eines Verdammten.
„Anbetung statt Antwort" — schrie er. „So habe ich vergebens die Gebeine Karls, meines erhabenen Vorbilds, erhoben und in kostbare Truhe gebettet! Warum habe ich seine Heiligsprechung verkündet, wenn ich ihn nicht an meiner Stelle setze auf den kristallenen Thron! Denn sein ist das Verdienst! Warum ich — das Opfer? An mich heftet sich der Glanz.. Was ich sündige, wird verherrlicht.. Was ich plane, wirft den Schatten vollendeter Tat!.. Und Prunk und Gepränge jagen

mich um den Erdkreis.. Vergeltung! Vergeltung!... Wie wäre sonst Verdienst?"
— „Ich sehe sieben Kreise von flammenden Engeln, die sich blendend umeinanderdrehen.. Das ist der Schein der Welt! Aus der feurigen Rose des Scheins aber kommet die — Wahrheit... Denn siehe — wie seinen geopferten Sohn — sendet das Lebendige Licht auch den Gewaltigen auf die Erde, der über Tod und Blutbäche reitet; und angetan ist er mit dem Purpurmantel des Trugs.. Aber nur der Gewaltige macht die Blinden sehend und seine Erscheinung ist die Morgenröte der Ewigkeit... Darum öffnet ihm die Rose das Tor und er nimmt den Fluch auf sich und reitet ein in die Glorie des Scheins.. Und ist dennoch die Krone des Erlösers, mit der die Engel des Scheines ihn krönen.."
— „Das Kreuz des Scheins!.. Wie ertrage ist solchen Fluch!" — bäumte der Kaiser sich auf, die geballten Fäuste in den Augenhöhlen.
Leis rauschte es zu seinen Füßen und indem die lilienweiße Frauengestalt sich vor ihm aufrichtete, übergoß sie eine Lichttaufe von Rubinglut, die aus buntem Rundbogenfenster schräg in die Dämmerung brach.
Geblendet rang ihr der Kaiser die Hände entgegen, und es geschah, daß die Aura der Verklärten die Hände blutrot mitüberfloß.
Da streifte sie das Geschenk des Heiligen Bernhard, den wundertätigen Karneol, dessen Inschrift schon einmal die ganze Christenheit entflammt hatte, ein Kreuz zu tragen, ohne Besinnen von ihrem Finger und steckt das funkelnde Kleinod an die kaiserliche Rechte..
Wie ein Träumender ließ der Beherrscher der Welt es geschehen und starrte noch auf seine ausgestreckte Hand, als die Äbtissin längst entschwunden war.
Nun erst brach er stumm in die Kniee, allein im Dunkel mit den Augen des Steins, die geheimnisvoll in den Raum leuchteten: „Ich leide gern."
So geschah es, daß er jenes Maifeld gebot, das den Ufern des ganzen Rheingaues entlang goldene Zeltstädte aus dem Strom zu zaubern schien und mit Waffenspiel und Frauendienst, der Pracht der Pferde und der Rüstungen, dem Gefolge der Sänger und Dichter, Flotten bewimpelter Schiffe und dem Festesglanz von siebzig Tausend Rittern und Abgesandten aller Höfe der Welt — das stille Heldentum eines kaiserlichen Lebens verdunkelte.

Und im Purpurmantel ſolcher Kaiſerherrlichkeit zog er ein in den kriſtallenen Berg, und trägt auf ſeinen Schultern den Schein der Welt...
Alle Augen erblicken ihn im Innern des durchſichtigen Berges. Niemand aber weiß von dem Ring an ſeinem Finger..

Vier Gedichte / Aus: Kurt Eugen „Wie unſer Kind wurde" (Romantik Verlag, Berlin, 1925)

Komm, gib mir die Hand,
Auf blühenden Wegen
Gehn wir dem Glück entgegen,
Wie Kinder im Märchenland.

Weiter, immer weiter . . .

Bis über uns die Sterne ſtehn,
Bis der Abendwind uns einholt über die Heide,
Und Märchenſchleier uns umwehn
Aus zarter, dunkler Seide . . . **Albert Sergel.**

*

Der Garten Eden / Von Kurt Eugen

Ich weiß ein Tal — kennſt du es auch? — das liegt im Sonnenglanz.
Ich glaub', die Sommerſonne blüht dort immer . . .
In ſanfter Neigung ſteigt der grünen Matten lichter Kranz
und breitet dir die Raſt im Mittagsſonnenflimmer.
Und Bäume tauchen aus dem Grund in dunklen Prachtgeſtalten,
die wundermild ihr ſchweres Aſtwerk dir entfalten.
Und iſt dir gar, als ob auf Höhen rings das Leben ſelig ſchliefe,
lacht dir des Weltenwebens leiſe Regung aus der Tiefe:
dort ſtreicht des Sees ſachtes Fließen
an ſtille Ufer, wo die Wieſenblumen ſprießen . . .
Und jenſeits, über der blauenden Weite,
trägt dich des Parkgeländes wohlgepflegte Breite
den Hang empor, allwo, das Märchen zu vollenden,
ein ſtilles Schloß entſteigt mit weißen Wänden,
das dir von zauberſchlafnem Leben ſpricht,
wie ſich's verträumt in grüne Gründe ſchmiegt . . .
Und daß den Frieden dieſes Tals nichts ſtöre
als Abendvogelruf und Morgenliederchöre,
umſchließt den ſeligen Grund
wogender Wälder rauſchendes Rund.

Ich weiß ein Tal — du kennst es auch! — auf Sammet ging
dein Schritt,
und Sommerluft und leises Wehn zog mit . . .

*

Heimkehr / Von Kurt Eugen

Heut kehrt ich heim
mit Blinzäugelein
in aller Lieben Geleit.

Blitzblank hinaus
schaut deiner Eltern Haus:
die Pforte öffnet es weit.

Wir wollen dich in Liebe versenken,
du wirst uns Sonnenschein schenken:
o Herzensfreud!

*

Ein Stern, vertropft aus Ewigkeit,
fiel in der Liebe Dankgebet.
Die Nacht flieht sonnenüberweht,
und Herz zerflutet weltenweit:
ein Stern, vertropft aus Ewigkeit,
im Kindesseelchen uns ersteht.
Durchs Frührot Gott wohl mit uns geht —
Ein Stern, vertropft aus Ewigkeit,
fiel in der Liebe Dankgebet. Kurt Bock.

Der Titan und das Kind / Von Franz Mahlke

Auf der steinernen Bank der Laube im Weimarer Frühlingspark.

Bettina: Du bist so schweigsam. Jedes Vogelherz verschenkt ein Übermaß an Freude. Bist Du heute nicht fröhlich?

Goethe (biegt den herabhängenden Ast einer Platane nieder) Siehst Du die rötliche Wolle hier unter den Blättern? So ist die Jugend: flockig, weich, Fülle überschäumenden Nektars.

Bettina: Und Du?

Goethe: Wie diese Platane — ein spröder Stamm.

Bettina: Mit dem weichflockigen Frühling in der rauschenden Krone, o ja!

Goethe: Du bist ein Kind.

Bettina (sich anschmiegend) Dein Kind, das sich an Dich drängt aus Furcht vor den Frühlingsschauern in der eigenen Seele.

Goethe: Ich weiß, was in Dir vorgeht, kleine Bettine.
Bettina: Und hilfst mir nicht — bist doch ein Weiser.
Goethe: Du Närrin, verliebt bist Du. Kein gescheites Wort bringst Du vor, aber Deine Narrheit belehrt mich besser, als die Weisheit der andern.
(Er nimmt ein paar Spinnweben aus dem Gitter der Laube und hängt sie Bettinen ins Gesicht.)
Bettina: Was willst Du mir damit sagen?
Goethe: Einen Weisen nanntest Du mich. Du aber bist eine Sibyllenseele, deute es Dir, wie Du magst.
Bettina (grübelnd) Verliebt bist auch Du. Aber nicht in mich. In die Heldin Deines neuen Romans, und das macht mich so eingezogen und kalt gegen Dich, und Gott weiß, welches Muster Deinem Ideal diente. Ach, Du hast einen eigenen Geschmack an Frauen. Werthers Lotte hätte mich nie erbaut. Wär' ich nur damals bei der Hand gewesen, Werther hätte sich nicht erschießen dürfen, und Lotte hätte sich geärgert, daß ich ihn so schön trösten konnte. So geht's mir auch im Wilhelm Meister. Da sind mir alle Frauen zuwider. Ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen. Darauf hatte ich gebaut: Du würdest mich gleich lieb gewinnen, wenn Du mich kennen lerntest, weil ich besser bin und liebenswürdiger als die andern. Wenn Du, der Dichter, das nicht herausfinden willst, — für keinen andern bin ich geboren. Bin ich nicht die Biene, die hinausfliegt, und aus jeder Blume Dir den Nektar heimbringt? Du, nicht reife Kirschen sind meine Küsse, Siegel sollen sie sein für das tiefe Geheimnis, das unausgesprochen wir hüten. (Sie küßt ihn stürmisch.)
Goethe (läßt es geschehen, sich freimachend) Danke! danke!
Bettina: Danke? — — —
Goethe: Lieb' mich immer so.
Bettina: Heut nacht hab ich von Dir geträumt.
Goethe: Hm.
Bettina: Du warst ernsthaft, sehr geschäftig und sagtest: ich solle Dich nicht stören. Das machte mich traurig. Da drücktest Du sehr freundlich meine Hand auf mein Herz und sagtest: Sei nur ruhig, ich kenne Dich und weiß alles. Da wachte ich auf. Dein Ring, den ich im Schlaf an mich gedrückt hatte, war auf meiner Brust abgebildet. Ich paßte ihn wieder in die Abbildung und drückte ihn noch fester an, weil ich Dich nicht an mich drücken konnte.
Goethe (lacht) Kleine Bettine.
Bettina (ernst) Ist denn ein Traum nichts? Mir ist er alles.

Goethe (streicht ihr übers Haar) Du traumseliges Kind!

Bettina: Ich weiß, Du bist viel weiser, hast keine Zeit für ein närrisches Kind. Lauf hin, denkst Du, und such' Dir Blumen. Und dann verschließt Du Dich. Ja, und ich lauf hin in die Welt, und die Welt ist mein Herz und will Dir Blumen pflücken, heitere Gewinde sollen Deine Pforte schmücken, und wenn Dein Fuß einmal strauchelt, so sind es Kränze, die ich auf Deine Schwelle gelegt habe. Das ist meine Liebe, Goethe.

Goethe (küßt ihr die Hand.)

Bettina: So will ich Dir dienen. Nicht wie in Deinem Buch die Charlotte will ich sein, die mit mathematischer Konsequenz das Unglück für alle vorbereitet. Jeder glaubt an die Gemeinheit, keiner ist vertraut mit der reinen hohen Liebe, die allein die Riegel zu allen Herzen sprengt. Mir fällt Deine Mignon ein, wie sie mit verbundenen Augen zwischen Eiern tanzt, meine Liebe ist geschickt, sie wird auch blind vor Dir hertanzen, ewig rein und ewig arm wie Mignon und wird doch keinen Fehltritt tun, so oft auch heimlich meine Sehnsucht nach Erfüllung weint. Es ist ein Unglück, als Knospe sterben zu müssen.

Goethe: Wie soll ich Dir für Deine Liebe danken.

Bettina: Du hast es schon getan und tust es noch. Du streichelst mich ja. So selten hat mich eine liebe Hand gestreichelt. Goethe, es tat meinem Herzen so wonnig-weh, als Du das erste Mal sagtest: Du. Du — — — und Deine Hand mir langsam über Scheitel und Wangen glitt. Aber um etwas bitte ich Dich noch. Du darfst mir's nicht abschlagen. Man kann nämlich während der Lebzeit nicht genug sammeln der Dinge, die die Einsamkeit des Alters versüßen, als da sind: Schleifen, Haarlocken des Geliebten und dergleichen. Meine Liebe zu Dir ist zu groß, als daß ich Dir ein Haar krümmen möchte, viel weniger eins abschneiden. Denn Dein Haar gehört zu Dir und Du bist ein Ganzes, das meine Liebe sich angeeignet hat. Gib mir ein Buch und schreibe mit eigener Hand vorne hinein: Bettine oder Schatz — dies Buch schenk ich Dir. Willst Du das?

Goethe: Warum sollte ich das nicht tun?

Bettina: Wie reich bin ich dann! Und ich bin es ja schon! Gold und Perlen hab ich nicht. Der einzige Schatz, nach dem allein ich gewiß greifen würde bei einer Feuersbrunst, sind Deine Briefe, Deine schönen Lieder. Sie sind alle verwahrt in der roten Samttasche. Die liegt nachts unter meinem Kopfkissen. Darin ist auch noch ein Veilchenstrauß, den Du mir in der Gesellschaft bei Wieland so verborgen zusteckest, wo Dein

Blick wie ein Sperber über allen Blicken kreiſte, daß keiner wagte, aufzuſehen.

Goethe (legt den Arm um ihre Schultern.)

Bettina (ſinkt ſelbſtvergeſſen an ſeine Bruſt) Meine Gedanken werden Frühlingsvögel, die tragen mich fort. Du, Dein Kind kann nicht regieren, es kann nicht wollen, es muß alles geſchehen laſſen.

Die kleine Stadt / Von Georg Wenzig

Weidenhaar ſträhnt ſchwer in tiefen Stromes Fluten.
Klotzend ducken ſich der Brücke Bogenlaſten.
Um des Schloßturms Vierkant fiebern Abendgluten.
Müde Dohlen ſtill auf ſeinen Zinnen raſten.

Murmelnd fällt des Brunnens dünner Silberfaden
In die grüne Patina der erznen Schalen.
Unter ſprühndem Giſcht erſchauern die Najaden.
Ziere Gitter ſtehn im Blau, — des Doms Fialen.

Schmale Häuſer ihre ſpitzen Giebel tragen
Vor in düſtre Schluchten enggewundner Gaſſen . . .
Erdgebückte Weſen, die an Sorgen tragen,
Schwimmen ſie ins Grau zu ſchemenhaften Maſſen . . .

Bücherſchau

Otto Heinz Palm, Der neue Palmſtröm. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 1,50.

Palmſtröm redivivus! Oder beſſer: Er beweiſt ſeine Unſterblichkeit. Drollig genug nimmt er ſich aus in neuer Umwelt: Daluta, Shimmy-Schuh, Arbeitsloſenunterſtützung. Noch barocker wurden in der Gegenſätzlichkeit zu unſerer verflachenden Kultur die Abgründigkeit ſeiner kraus-kauzigen Gedanken und ſeine verquere Sprache. Unentwegt ſtolpert er vergrübelt und vergnügt über ſeine eigenen Füße . . . zur Herzfreude aller ſeiner zahlloſen Freunde.

Das Wunderhorn. Die Meiſterwerke der deutſchen Romantik. Herausgeg. v. Paul Alfred Merbach. Verlag W. J. Mörlins, Berlin. (M. 3,50 u. 2,50 der Bd.) Erſchienen: E. T. A. Hoffmann: Kapellmeiſter Kreisler, Elixiere des Teufels, Märchen, Erzählungen; Hauff: Erzählungen, Memoiren des Satan und Phantaſien, Lichtenſtein; Heinſe: Ardinghello; Chamiſſo: Peter Schlemihl; Schlegel-Schleiermacher: Lucinde; Bonaventura: Nachtwachen; Meinhold: Die Bernſteinhexe.

Nicht alles, was die Romantik in den mannigfachen Formen der Dichtung erſchuf, iſt wirklich lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag oder hat den Wandel der Stile und des Geſchmackes überdauert. Das romantiſche Drama iſt völlig verſunken, von der Lyrik rettete ſich hie und da wohl ein Lied im Volkston in unſere Zeit, die ragenden und tragenden Monumente und Elemente ihres Schaffens aber, ihre Taten in Proſa, ſind nur zu oft und zu ſehr verſteckt und verborgen in weitſchichtigen Geſamtausgaben jener hier in Rede ſtehenden Dichter. Hier

galt es im wahrsten Sinne Erweckerarbeit zu tun und mit behutsamer Hand das wahrhaft Bedeutendbleibende loszulösen aus der Fülle der Formen und Gesichte.

Das Wunderhorn löst diese Aufgabe für die Prosa der deutschen Romantik, denn hier ist — mit letzter philologischer Treue — von kundiger Hand das ausgewählt, was aus ihrem zeitlichen wie sachlichen Reichtum Anspruch darauf erheben darf und kann, ihren typischen Ausdruck zu bilden und was genug lebendige Kraft in sich trägt, auch heute noch im besten Sinne des Wortes wirksam zu sein.

Das Bild der einzelnen schaffenden Persönlichkeiten, die dabei in Frage kommen, rundet sich hier besser, als es bei Gesamtausgaben ihrer Werke möglich ist. Ein Hoffmann und Hauff, ein Chamisso und Heine, ein Friedrich Schlegel und eine Droste-Hülshoff — um nur etliche Namen zu nennen — werden jetzt wirklich lebendig, denn was für sie einstmals vielleicht nur Zufallsarbeiten waren, scheidet aus, und in prosaischen Meisterschöpfungen erstehen die Dichter in einer oft unerhörten Lebendigkeit. So bietet die Wunderhornreihe ein wahres Bild und Abbild unserer Romantik. Was sie an Bleibendem hervorbrachte, ist hier vereint; hier ersteht die dämonische Phantastik Hoffmanns ebenso wie die beschauliche Lieblichkeit Hauffs, die Satire Heines wie die ganze künstlerische Reife der Droste.

Das Wunderhorn wird zum Symbol: es bietet einen Reigen reifster Kunst, die in jedem einzelnen Fall durch ein knappes Nachwort hineingestellt ist in die sachlich-persönlichen Beziehungen, aus denen es erstand. Was zum einzelnen Verständnis nötig ist, ist da gesagt, sodaß der in sich abgeschlossene Band eine Einheit für sich bildet; die ganze Reihe aber gleicht einem stolzen Bildersaal, der wie in köstlichen Schreinen jene Schätze bewahrt, die aus dem Lande und der Zeit der deutschen Romantik als leuchtende Schmuckstücke unseres Schrifttums uns für immer erhalten sind.

Jede Zeile dieser Bücher ist zu wirklichem Lesen bestimmt, und es ist deshalb keine Mühe gescheut worden, um es durch die äußere Ausstattung so angenehm wie möglich zu machen. Der außerordentlich klare Druck in einem besonders schönen Schnitt der Breitkopffraktur auf einem für das Auge wohltuend getöntem holzfreien Papier: Verzicht auf jederart „Buchschmuck“ oder Illustrierung, dafür in jedem Band authentische Bildnisse oder Ansichten; ein für die Tasche bequemes Format, aber doch genügend groß, um sich der Bücherreihe im Schrank gut einzufügen; dauerhafte, aber leichte Einbände mit sparsamer Verzierung — das sind die äußeren Vorzüge, die in unserer Zeit der Wiederverwilderung des Buchgeschmacks nicht allzuoft auf einmal anzutreffen sind.

Gewiß gibt es von manchen dieser Bücher Ausgaben, die, absolut genommen, billiger sind, sicher aber keine, die gleichzeitig das hier Gebotene auch nur annähernd aufweist. Gerade für den verarmten Gebildeten ist dies die richtige Ausgabe zur eigenen Lektüre und zum Geschenk; denn sie setzt ihn in den Stand, sich nach und nach eine deutsche Dichterbibliothek anzulegen, die ihren Wert dauernd behält.

Reuchlin-Drucke. Karl Rauch, Verlag, Dessau.

Zierliche Hefte, in Buntpapier gelegt, mit Künstler-Lettern prächtig gedruckt, Prunkstücke deutscher Prosa bergend: Tieck, Das Leben des Novalis; Börne, Denkrede auf Jean Paul u. a.

Bezugspreis: 6 Hefte M. 3.—
Romantik Verlag Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstraße 24
Postscheck Dr. K. Bock, Berlin 55048.
Druck: H. Plasnick, Großenhain i. Sa.

Romantik

Herausgeber Kurt Bock

Organ der Kulturgemeinſchaft zur Förderung der Literatur und Kunſt
Wille und Weg

6. Jahr * 1925 * Heft 4
(Wille und Weg: Heft 3)

Gedicht / Von Eberhard König

Fünf blonde Häupter überm Tiſch, beſchienen
vom Lampenſchein.
Im Schatten abſeits ich, ſo nah bei ihnen,
und doch allein.
Müd wird der Tag; ſie zeichnen noch, ſie leſen;
mein Lieb, nur du,
die wieder heut die Fleißigſte geweſen,
weißt nichts von Ruh.
Wie ich das Bild mit einem Blick umfange:
alles, was mein!
Wie lang noch läßt du, Gott, uns ſo, wie lange
beiſammen ſein? —
Ein Bild! Willſt du ein Glück ins Herz dir ſaugen,
ſo lern es ſehn
als Bild: wie's einſt vor der Erinnerung Augen
wird auferſtehn;
ſchon mit dem Ferneblick der Sehnſucht ſchaue
dein Heut und Hier —
als Bild! Dann wird die Stunde alltaggrau
aufleuchten dir!
Als Bild nimm alles — daß es ſeine Fülle,
ſein Leben ganz
im Schimmer der Vergänglichkeit enthülle,
im Abendglanz.

Tatkraft / Von Paul Casper

Streif ab die Fesseln willkürlicher Beschränkung und zeige wert
Dich Deiner Schicksalsgottes Schenkung.
Dein ist die Kraft, Unmögliches in Möglichkeiten zu gestalten.
Dein ist die Kraft, hast nur die Liebe Du, Dir formend Deinen
Willen zu erhalten.
Dein ist die Kraft,
Drum spreche nicht: Ich soll! Ich muß!
Spreche: Ich will!
Und es geschieht nach unabänderlichem Gesetz des Lebens.
Dein ist die Kraft,
Dein Werk es wird bestehn, verstandest stündlich Du den Sinn
des Lebens zu erfassen, schöpfend zu schaffen Dein ur-
eigenes Ich.
Dein ist die Kraft,
Den Himmel selbst Dir aus der Erde Grund zu stampfen.
Dein ist die Kraft!
Dein ist die Tat!
Dein ist der Sieg!

Ein unveröffentlichter Brief von Hans Christian Andersen / Mitgeteilt von Adele Proesler

(Der nachfolgende tränen-lächelnde Brief des Märchenmeisters ist Gruß und Dank an den holsteinischen Dichter Johann Meyer, der in einem Märchen zu Ehren des siebzigsten Geburtstages des Meisters alle Gestalten des deutschen Märchens, alle alle Märchenkinder, den dänischen König und zuguterletzt den Sandmann Ole Luck-Oie den Dichter in seiner Alterseinsamkeit besuchen läßt. Der Brief ist von der Tochter des Meisters an die Märchen-Rezitatorin Adele Proesler, bekannt als die „Funkprinzessin" der Berliner Radio-Sendestelle, gesandt worden. Dem Schreiben beigefügt war eine Fotographie, die den alten Märchendichter in seinem Arbeitszimmer darstellt und auf deren Rückseite, von Andersens Hand geschrieben, die Worte standen: „Das Leben ist das schönste Märchen." Ein Vierteljahr, nachdem der Dichter diesen Brief schrieb, ging er hinüber in die lichtere Welt.)

Kopenhagen, den 28. Mai 1875.

Lieber, sehr geehrter Herr Meyer!

In der Voraussetzung, daß Sie besser dänisch lesen, als ich deutsch schreibe, trage ich kein Bedenken, Ihnen einen Brief in meiner Muttersprache zu senden. Am Tage vor meinem 70. Geburtstagsfeste empfing ich die von Dora Enking herrührende Uebersetzung Ihres Märchens „Der gute, alte Dichter", welches in dänischer Bearbeitung herauszugeben Sie gütigst gestattet

haben. Wollen Sie in dieser Veranlassung auch Dora Enking meinen herzlichsten Dank sagen. Ich las das Märchen mit großem Interesse und fand die Idee sehr hübsch, sowie die Märchensprache gut getroffen; der Schluß des Ganzen, wo mich Ole-LukOie im Traume zurückblicken läßt auf mein bis dahin entschwundenes Leben rührte mich zu Tränen. Hätten Sie mich, den alten und so kränklichen Mann, sitzen sehen, schluchzend, weinend und Gott dankend, so würden Sie daran gewiß Ihren freudigsten Dank gefunden haben. Ich wünschte Ihnen gleich damals einen Brief zu senden; aber all die Aufregung an dem für mich übrigens glücklichsten Tage meines Lebens hatte mich zu sehr angegriffen, als daß ich im Stande gewesen wäre, diesen Brief zu schreiben. Ich hätte nun damit beginnen sollen, an Sie und mehrere Teilnehmende, deren Jedem ich ein längeres Dankschreiben zusenden wünschte, zu schreiben; aber ich bin in den letzten zwei Wochen so leidend gewesen, wie in der allerersten schweren Krankheitszeit 1872, wo meine Schmerzen begannen. Am Sonnabend war ich so hinfällig, daß ich glaubte, es würde nun bald mit diesem Erdenleben vorüber sein. Ich hatte es indessen in wenigen Tagen überwunden, und nun schreibe ich an Sie, obwohl es noch sehr beschwerlich für mich ist, in dieser Stellung zu sitzen und die Feder zu führen. Dank für Ihr Wohlwollen! Dank für das Märchen! Lassen Sie mich wissen, ob Sie diesen Brief erhalten haben. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr sehr ergebener

H. C. Andersen.

Sonnet / Von Arthur Rimbaud / Übertragen von Anton Betzner

Aus Nächten hielt des Blonden und der Braunen
Nichts in dem Zimmer rings sich ein.
Des Sommers nicht ein schmaler Schein
Und nicht ein Busentuch voll bunter Launen.

Und wo auf dem Balkon der Tee
Duft ausgeschwelt in Mondesstunden,
Wird auch nicht eine Spur gefunden,
Die aus der Zeit sich fing von eh.

Auf blauen Vorhangs Borde funkt
Der Goldkopf einer Busennadel,
Blinkt wie ein groß Insekt im Schlaf.

Du Endes Zeichen, das in Gift getunkt,
Sei mir bereit, ich faß dich sonder Tadel,
Für Trennungsstunden, die der Tod schon traf.

Sterbender Wald / Von Hans Pflug

Ganz ohne Pathos stand er in der Klarheit der Tage, in überirdischen Nächten, glänzend und voll trunkenster Sternenfülle, in grausigen Stunden, durchwühlt und aufgerissen vom Sturm, in festlichen Tagen voll Lust, Laune und Lachen. Freude war er, und Freiheit und Friede, der kleine Bauern-Föhrenwald, altfränkisch, verschwiegen, mit geheimnisvollen Wacholderbüschen, an südliche Thujen gemahnend, voll huschender Eichkätzchen und streusammelnder Mädchen ...

Da krallten sich mordend mammongierige Finger in seine verträumte Beschaulichkeit.

Der stöhnende Sturz seiner Stämme weiß nichts vom donnernden Krachen gefällter Hochwaldtannen, das fürchterlich hinabdröhnt ins Tal und emporbraust zu den Triften der Gemsen. Aber herzzerreißend ist der Sturz seiner Stämme und der letzte pfeifende Hauch seiner spärlichen Wipfel. Durch seine stillen wunschlosen Tage, durch die Atemlosigkeit seiner Sonnenträume brüllt nun das grausame Lied höhnender Hiebe, maßlos und ohne Sinn. Voll grenzenloser Zärtlichkeit schmeichelt süßer Duft von Harz und frischem Holz um den sterbenden Wald, wehmütig dem verweilenden Wanderer Stirn und Wangen küssend. Stöcke starren ihn an, rissig, zersplitterten Kranzes, gespenstig, wie böser Pläne voll. Nüchtern geschichtetes Holz erzählt von Ordnung und bietet sich an. Herzlose Geschäftigkeit mordet. Baum um Baum fällt, aufschluchzend, mit raschem Rauschen der müden Wipfel, wissend um Schicksal und Sendung.

Bald sinkt der letzte dahin —
Der Wald ist tot.

Gang durch die Nacht / Von Heinz Ludwig Raymann

Ich schritt entflammt durch tiefe Nacht,
Die weißer Vollmondglanz durchwellte.
Mein Blut von heißen Lippen angefacht
Ließ mich erglühn in scharfer Kälte.

Längst schliefen alle Kirchturmhähne ....
Die Straße lag halb schwarz halb hell,
Und mittendrauf fiel scharf und grell
Das Sägeblatt der Giebelzähne.

Durch Häuserschatten spitz gezackt
Schritt ich durch wechselnd Licht und Düster,

Bald ſchwarz bald ſilbern überflackt
Mit wildverrücktem Liedgeflüſter.

Im Auf und Ab von Nacht und Glanz
Durchbrauſten Schauer mich und Klänge.
Wild wogte Blut in tollem Tanz.
In mir erwachten Glutgeſänge.

Mondſilber dick herniedertroff
An meines Rocks vertieften Schwärzen,
So trug ich ſchwerbrokatnen Stoff,
Der glomm gefleckt mit glühnden Herzen,

Als leuchte Herz verhundertfacht
Geſpenſtiſch ſcheinend durch die Rippen.
Und durch die ganze kalte Nacht
Wie Kohlen brannten meine Lippen.

Schlußſtrophen der Dichtung „Das Tagende Land“ / Von Hans Dancker

O Glück des Wanderns!
Hoch von den Gipfeln der alternden Zeit
Immerfort in verhangene Weiten
Hand in Hand die Liebenden immer
Wandelnd im Schickſal der Welt.
Die wälderbekränzten Berge am Fluß
Erklingen unterm Frohlocken des Weins
Der aus tauſend Quellen das Leben tränkt
Heilig nüchtern — berauſchend die Glieder umbrandend —
Wenn wir uns wiederkehrend
Aus Bächen und Strömen
Zum feſtlich tanzenden Wandern erheben
Taglang raſtlos zur Tat!

O wundervoller träumriſch großer Mittag!
Wenn unter Buchen und Korn und Mohn
Das Leben ſummt —
Wenn wir am Hügel lehnen
Wenn im Heidekraut
Die Sonne ſich verſtrömt
Und hoch die Fichten ſchwingen ſauſen
Und tief ſich beugen wenn der Gott
Im Wind vorübergeht —
Anbetung ſingt und Demut
Und Gottes Glanz in frommer Heimaterde tönt —

Dann ſind unſere Herzen
Unendlich erfüllt
Der ewigen Erde nah! —
O Aufſchwungruhe
Letztes Menſchlichſein
Du letztes Glück —
Dich Schickſalsliebe
Dich ſinnet der gläubige Geiſt . . .

O ihr Stunden der Ruhe!
Wenn an den duftenden Wieſenhängen
Der Sommer atmet
Wenn der Klee
Behangen von heiligen Bienen
Die Süße des Honigs ſpendet. —
Dann liegen wir wohl
Aneinandergedrängt
Und der flatternden Haare Kiſſen
Wiegt wunderſam in die Träume die Wandrer. —
Stunden der Ruhe!
Nun
Wo gefunden der Kuß
Unter dem Dome des Aethers
Wo herabhängt
Eine Kugel voll Feuer
Zur reifenden Erde
Die Mittagsſonne.

O Glück des Wanderns in Raſt und Schreiten!
Du Frucht des Daſeins: Begeiſterung
Wenn tanzend die Glieder und brünſtig
Uns wieder den Göttern geeint —
Wenn rauſchvoll überquellend
In Flöten und Geigen ein Beten erklingt —!
Dann iſt der Atem ſprachlos —
Zagend nur heben ſich unſre Hände
Ins Weite taſtend — weiter — höher —
Dankbetend in Demut die Häupter geneigt . . .
Dann iſt der Gott uns nah
Die allelebendige Natur / ihr Schickſal:
In Aether und Erde und Licht! — —

Dies Leben aber bleibt nur wandernd
Als ruhendes Gewoge wie das Meer

Erfüllt in ewiger wandelnder Sehnsucht: —
Zu Gott! —
So reift uns allen tiefbegeistert
Die Sprache der Gesänge und der Herzen
Zu allerfüllender Tat. —
Und wie Liebende stammeln berauscht
Wenn Küsse unterm duftenden Laubdach
Träumrisch und taumelnd erglühn —:
So kommst du Kinderlied der Einfalt
Schweigend
Aus vergessenem Herzen zurück.
Denn ewig bist du doch in unserm Lächeln
Aufschimmernd wenn uns einmal nur
Ein Feiertag der Irdischkeit umfängt.

O ew'ges Menschenschauen!
Seht! —
Das Irdische ist festlich!
Denn alles grüßt uns jubelnd trunken
Und über allem glüht verzückt
Im Strahlentanz des Alls die Sonne! —
Brich auf denn o Tag
O Begeisterung
Der reifenden Zeit
Du Glück!

Die drei Alten / Von Anton Betzner

Die Höfe lauern aufeinander mit matten Fenstern. Bei Tagesanbruch leuchten hüben und drüben die viereckigen Augen kurz auf. Erlöschen wieder. Und in die dämmrigen Ställe schlappen und klappern die Jungbauern und das Gesinde. Das hungrige Vieh brüllt. In beiden Hofreiten liegt an der Straße eine Auszüglerstube mit abgetakeltem Menschenfahrzeug. Wo die alte Linde im Hofe steht, haust der gebuckelte Alte. Graubärtig und auf bebernden Beinstelzen. Die Linde hat einen knorrigen Stamm mit hundert Warzentieren. Seltsame Ungeheuer. Plattnasige Fledermäuse groß wie Rinderköpfe. Fratzen aus Mensch und Nachtgetier gemischt. Grün und grau und schmutzig gelb von Flechten. Stumpen und Bäuche mit umwulsteten Mäulern und mit borstigen Bärten. Der Wind fegt Nebel herab vom Walde und sprühenden Regen. Er zerrt die

Linde beim Zigeunerschopf und die Fratzen heulen, johlen, pfeifen. Sie sind blank. Und die Augen tränen ihnen und durch die Rillen und Runzeln laufen kleine Bäche. Wo die hochstämmige Kastanie im Hofe steht, vegetiert die gekrümmte, stets kichernde Alte. In die mächtige Baumkrone brandet der Dezemberwind. Kämmt ihr die langen klappernden Borsten.
In beiden Höfen klirren die Fenster der Altenstuben an solchen Tagen von einigen Hammerschlägen. Latten werden vor die Fensterkreuze genagelt, damit die Alten nicht aussteigen können. Hinter verriegelten Türen tappen sie unruhig. Blicken stier in den nebelöden Hof. Rütteln mit markloſen Armen an Latten und Türklinken. Greifen furchtsam nach dem Lichtschalter und sparen das Licht wieder. Taumeln vor Furcht und Unruhe murmelnd und schreiend und keifend durch die Stuben wie bresthafte Seeleute durch die Kajüte ihrer sturmgekappten Brigg. Die Bracken der Nacht springen heulend und mit glänzenden Augen an die Fenster. Ein Scheit Holz fliegt. Und hell klirren die Scheiben auf den Hofsteinen. Und die jungen Leute erregen sich über die kindischen Alten. Halten einen Augenblick über ihrer Beschäftigung. Und setzen sie seufzend fort.
Älter noch als die beiden ist der Weißkopf mit den kleinen, eingefallenen, listigen Augen. Er trägt seine achtzig Jahre gerade auf eckigen Schultern. Er lungert schon zwei Jahrzehnte winters auf den Ofenbänken, sommers in den Gassen. Klatscht mit den Weibern im Backhaus und kneift sie meckernd in die Arme. Er knöchelt den Kindern derb seine Finger auf die Köpfe und lacht, wenn sie davonlaufen. Jahrzehnte fragt man ihn schon nach der Geschichte der beiden Kindischen. Er blökt durch die Zahnstumpen den kläglichen zerfetzten Rest der früheren runden Lache, die ihm durch die gesunden Zähne fuhr. Und er verriet nichts. Als die Irre noch pfirsichjunges Weib war, hatte er was mit ihr. Das wußte man. Und als der Irre noch eichenstämmiger Bursche war, hatte er einen großen und echten knorzigen Bauernhaß auf den. Das wußten sie auch. Und drittens wußten sie, daß die Kindischen sich brennend liebten. Daß mit dem Mädchen etwas los war. Zurückrechnend kam man zu der rauschenden Tanznacht, in der man sie mit dem Achtzigjährigen hatte in den Wald verschwinden sehen. Ein dritter, ein Fremder, nahm den Hof mit dem Mädchen. Trotz des Geredes. Trotz der närrischen Anfälle, die sie damals schon bekam. Der Hof gegenüber ließ sich ein Weib freien. Dann wirtschafteten sie einander gegenüber und aneinander vorbei ins Alter hinein. Die Arbeit umwurzelte zäh die Ver-

gangenheit. Aber die Wurzeln wurden altersschwach. Und das Gewesene gespensterte unerkannt hervor. Wuchs aus der Versunkenheit wie Irrwische im Sumpf.

Kommt die Sonne hoch im Frühjahr, kriechen die Alten aus dem Bau. Die Fratzen der Linde grinsen mit schielenden Grimassen. Aus den Stoppelbärten wachsen ihnen schlenkernde grüne Nerzen. Die Kastanie tränkt die schwangeren Knospen. Spreizt die klebrigen Hängehände langsam unter das Licht. Die Irre wartet das Kind. Sie füttert stündlich die lachenden Hühner. Sie tränkt auf dem Fensterbrett die Herzenstränen, die fleißigen Liesen, die dicken Stachelköpfe und die platten und die runden Stachelwürmer der Kakteen. Der Alte schimpft gegenüber in Haus, Hof und Stall. Faßt alles an, tut nichts und prügelt das fluchende Gesinde. Oft stehen sie sich grinsend in den Fenstern gegenüber. Sie schilt die Hühner, weil sie singen. Wirft den Hahn mit Scherben, weil er kräht. Oder sie ahmt das Singen der Hühner nach und wiegt im Takt den irregefurchten grausträhnigen Kopf. Oft haben sie gute Tage. Gehen aneinander vorbei wie die Zeit vorher. Fragen nach dem Wetter oder dem Stand der Äcker. An ruhigen Abenden geht die Irre ins Nachbarhaus. Setzt sich zu dem Alten in die Kammer und singt die Spinnstubenlieder der Mädchen. Und er sitzt dabei und betet für sie. In einer Gewitternacht standen sie Hand in Hand unter der blitzdurchfahrnen Kastanie. Naßgetropft und blickten sich stier an. Vor dem nahenden Licht der Laterne verkrochen sie sich ins Reisig.

Sommersonne. Der Kindische hat einige Schlaganfälle überstanden. Er sitzt im Schatten vor dem Gartenzaun und schnitzt Pfähle. Er reitet auf der alten Schnitzbank den lachenden Kindern einen Galopp. Er tut vorsichtig seine Arbeit. Spitzt die Pfähle gleichmäßig zu. Und raucht die braune geflickte Pfeife. Der Achtzigjährige kommt die Straße. Die Kappe auf dem Ohr. Die Hände wohlig in den Hosensäcken. Er stellt sich vor den schnitzenden Alten. Ruft ihn Bub. Foppt ihn. Die Kinder stieben mit Schimpfworten davon. Er wirft Steine nach ihnen. Und neckt wieder den alten wackligen Schnitzer. In des Irren Gesicht straffen sich die beruhigten Züge in wirre zuckende Falten. Er stößt und wirft einen gespitzten Pfahl nach dem Greise. Der fängt ihn spielend auf. Das wäre eine schlechte Schnitzerei. Er hustet vor hämischem Lachen und trottet die sonnige Straße langsam zurück. Der Irre nimmt die Pfähle und macht sie einen nach dem andern wieder stumpf.

In der Nacht irrt er durch seine Kammer. Ein Schlagfluß wirft ihn hin. Er ist gelähmt. Er will nicht mehr aufstehen. Ans Sterben aber will er erst recht nicht. Er wehrt jedem Besuch. Er stiert die Wände an und die Decke. Er ißt und trinkt und schläft. Die Irre drüben nickte zufrieden mit dem Kopfe, da sies erfuhr. Sie ist ruhiger seitdem. Spricht kärglicher und vernünftiger. Sie geht den gewohnten Verrichtungen nach. Tränkt sie ihre Herzenstränen, ihre fleißigen Lieſen und ihre Kakteen, steht sie sinnend eine Weile und schluzt und schluckt oder schaut mit großen Augen in die bewegten Fratzen der Linde.

Aphorismen / Von Erich Worbs

Wer über Gott nachdenkt, entblättert eine Rose, um die Staubgefäße zu zählen.

Gott ist schön. Aber immer blühen seine Rosen aus dem Blute der Menschen.

Sehnsucht ist die Liebe Gottes zu sich selbst.

Feste? Ich kenne nur Feste der Seele.

Gott einen Sinn geben, heißt ihn an die Ketten der Welt schmieden.

Ist der religiös, der an Gott glaubt, weil er Gerechtigkeit hofft? Oder der, der sich über menschlichen Sinn erheben kann in das unendliche Sein, in dem es keinen Sinn gibt, der Gott fühlt auch in der sinnlosen Zerstörung — auch im grellsten Leid den gewaltig brausenden Rhythmus ahnt.

Im Anfang war der Rhythmus — nicht nur in der Musik.

Nacht . . . ! / Von Otto Heinz Palm

So klar und rein ist die Luft . . . und hart und hell . . .!

Sterne hängen am Himmel, dort der und der dort. O, schauend anbeten dieser Welt weißes Wunder! Durch das Geäst der nachtschwarzen Bäume scheint es noch leuchtender in seinem silbernen Weiß. Diese aber recken ihre starrknorrigen Zweige wie seine Arme ein riesiger Polyp.

Birken träumen. Weiden spielen mit dem leichten Wehn der Nacht. Schmale Pappeln dehnen sich und streben . . . unendlich.

Weit rauscht es wie von einem Wehr. Ein Tönen geht wie hilfloses, trostloses Kinderweinen . . .

Irgendwo der Ruf eines Nachtvogels . . .

Fernher kommt das Räderrollen eines Zuges . . . und stapft hell . . . und rollt hohl . . . irgendwoher . . . irgendwohin . . .

Und die Nacht ſingt und ſchwingt von einer harten Melodie ... und ſingt ... und ſingt ...
„Hö!—hö!“ ſtampft das Kraftwerk drüben ... und ächzt den Puls eines kranken alten Mannes ... ſchwerfällig und rauh ... „hö!—hö! ... hö!—hö! ...“

Vier Gedichte / Von Ernſt Meſſerer

(Aus „Hochland“ Ein Roman in Tagebuchblättern / Romantik Verlag, Berlin, 1925)

Das war ein Duft ...
Akazien ſprühten
der Liebe Huld aus tauſend Blüten
in laue Luft.
Der gleiche Hauch
quillt aus dem Bronnen meiner Seele.
Und ob ſie Dir es auch verhehle:
Du fühlſt es auch ...

*

Nun kommt der Mond und malt ein Kreuz,
das Fenſterkreuz auf Silbergrund
ſchwarz an die Wand. Zur ſelben Stund
weiß ich: mich rief fernher voll Leid's
bang in die Nacht dein Fiebermund.

Das Bild durchſchreckt wie kalter Strahl —
Ich lauſche dein erſterbend Wort
und ſtarre, bis zum Fenſterbord
das Kreuz hinſchleicht. Doch bohrt die Qual
gleich einem Wurm im Holze fort.

Im Dorfgehege heult ein Hund,
als ob ein Menſch geſtorben wär'.
Wie lange noch — und ſolche Mär
wird dem gebrochenen Herzen kund?
Ein ſchwarzes Segel gleitet — ſinkt
und ſinkt ins Meer — —

*

Ich warte ... ſommerſchwer iſt die Natur —
Ein kleiner Amor echot an der Mauer
in Süd und Nord: Wo weilſt du nur?
Auf all den Schmelz legt ſich's wie Trauer
des Einſamen ...

Auf jenen Spuren wachſen Veilchen wild.
Kommſt du? Mich trügt das Sonnenflimmern.

Mir ſchwimmt das Auge, ſieht dein Bild,
dein helles Kleid durch das Geäſte ſchimmern.
Und iſt doch nichts. . . .

*

Was mir das Haar mit Aſche hat beſprengt,
Iſt nicht Gewinn verzückter Stunden,
in Stürme und in Glut getaucht.
Ich war ſo viel in Dumpfheit eingeengt.
Mich bleicht und bleicht der Nadelſtiche Wunden.
Ich bin vom Qualm verzagter Flämmlein angeraucht

Waſſer, Wald und Seele / Von Eduard Saenger

Das Waſſer erſcheint ſichtbar als Niederſchlag der Luft und iſt dieſer nicht nur verſchwimmend ähnlich, ſondern auch weſensgleich durch das relativ Hemmungs- und Reibungsloſe ſeines Elements; durch ſeine ſichtbare Glätte und Weiche und ſein Leerſein von Gegenſtänden, Widerſtänden, das man mit einem Gefühl der Freiheit genießt und in dem man doch ſicheren Halt findet, lockt und verführt es noch mehr als die nur mit feinſten Mitteln der Technik zu überwindende Luft. Seine ſtille Einſamkeit hebt alle Unglätte der Seele auf und erzeugt in ihr ein Gefühl der Freiheit, Reinheit und Ruhe, in der ſie von allen Bedrängniſſen Geneſung findet.

Das Meer iſt ein Ort der Seele. Tritt ſie träumend aus dem Leiblichen heraus, ſo iſt kein Wunder, daß ihr Scheinbild, von einer Sehnſucht gezogen, über die Wellen hinwegwandelt, ſolange bis ihr freies Bewußtſein aufhört und der Menſch in ſeiner alten Gebundenheit wieder erwacht. Die Seele aber bleibt unbewußt auf dem Meere in mancherlei wunderbar geheimen Erlebniſſen. Bisherige Märchen und Balladen erſchließen ihr Reich in der Tiefe des Waſſers. Wir aber wiſſen nun, daß die Tiefe des Waſſers hier nicht räumlich zu beſtimmen und zu verſtehen iſt, und ſehen als neue Dichter die Aufgabe, das Nirvana-Reich der Seele in der Unräumlichkeit jenes Elements und ganz eigentlich im „ewigen Tau“ zu finden, wo Goethe es geahnt hat. —

Der Wald iſt, wie das Meer, eine Sphäre ſtärkſter Weltabſcheidung. Weicher Boden, weiche Wipfel, harmoniſches Geräuſch heben auch hier innere Unglätten und Hemmungen auf. Aber man ſteht inmitten des Wachstums. Man kann an ein Treibhaus denken. Alles iſt Wurzel und Erde. Auch du. Aber du biſt mehr als Erde und Wurzel. Du wirſt rings benommen. Alles zieht an dir. Du biſt in Gefahr, mehr Kräfte zu verlieren

als zu gewinnen; weshalb auch mancher im Walde von Kopfschmerzen und Schwäche befallen wird, die meisten sich dort nach Ruhe und Schlaf sehnen.
Man sucht Loslösung der Seele, Traum; aber mit der Seele verliert sich auch Leibliches. Es ist ein Träumen ohne die rechte Lösung und Erlösung. Der Wald ist mehr ein Ort für todsehnende, romantische Wesen, die berauscht und benommen sein wollen. Klarer, heiterer Mut ist im Walde nur da, wo Lichtung, wo Sonne ist; sonst findest du dort allenfalls nur das Glück des Vergessens, ein Scheinglück.
Deshalb gibt es Naturen, die nur das freie, buntfarbige, wogende Feld, die Sonnenwege des Lebens lieben, die uns nur spenden, und nicht von uns nehmen, in deren gesundem Alltag unser Doppelwesen sich bejahend ausgleicht; wo nichts aus dem Kreis von Tod und Leben hinausstrebt, nichts zum auflösenden Traum, zum Todesgedanken sich neigt.
Oder sie wählen den Garten, den Park. Dort sammelt und entfaltet sich die Natur zum schönsten Augenschein; das blühende Leben hält seinen Feiertag, und steigernde Kunst zügelt die Vergänglichkeit. Je mehr du bestrebt bist, Pflanzen und Vögel zu kennen, und mit Namen zu nennen, umso diesseitiger ist dein Geist, umso bewußter aber wird er sich einst von den Äußerlichkeiten abkehren und dem tieferen Geheimnis hingeben, wenn die Stunde der Erkennung über ihn kommt. Denn das Namenlose verführt als Sehnsucht und Traum, das Benannte wird bewußt und löst sich auf, um das höhere Namenlose einzulassen bei dem, der es zu fassen vermag. —

Nachtlied / Von Paul Josef von der Heide

In tiefer Nacht geschehen all' die Dinge,
an denen träumend wir vorübergleiten,
indes aus Wundern sich erneut die Welt.
Du spürst ja, wie die Schatten dich umschreiten,
und ahnst, daß jeder dir vom Leben fällt.

Laß nur die Schicksalsnächte wandern,
die selbst der Schöpfer nicht versucht zu bannen.

Aus deinen Träumen heben sich die andern
Gedanken, die ins Licht sich spannen,
und brauchen nicht wie einsame Gebete
zur Nacht verstummt am Horizont zu stehen.
Sie dürfen gütig dir wie eine späte
Geliebte in die müde Seele sehen.

Zu Deinen Händen / Von Wilhelm Haas

Ich weiß, in Deinen Händen
ruht meines Seins erkannter Sinn.
Du warst in mir von Anbeginn.

Nun steigt in Opferbränden
mein überblühtes Dankgebet,
das nächtens leise zu Dir geht.

Ich weiß: zu Deinen Händen — — —

Ruhversunken / Von Willy Arndt

Sinke tief in Ruh zurück:
Traum tut auf verklärte Gärten,
spürest schauernd Stück um Stück
in Dir hell und heilig werden.

Bist in Gott hineingestellt,
betest mit erhobnen Händen
wie der Baum im Abendfeld
stumm in feierlichen Bränden.

Junge Romantik / Von Richard Hirsch

Bald nach Heines Tode war es, da sagte es ein Kollege, der den neuen Geist verstand und dennoch vergessen ist, den letzten Romantikern auf den Kopf zu, daß ihre Zeit vorüber sei. „An den Schienen der Eisenbahnen saßen sie und weinten." Nun, sei es, daß die Erdendrehung mit den versunkenen Blumen auch ihre blau blühende Schwester wieder einmal sonnenwärts geführt hat, sei es, daß Oberon, den der gute Poet in den letzten Zügen liegen sah (Titania war ihm schon vorangegangen) d o ch ein zäheres Leben hatte oder zu den Auferstehungsfähigen gehört: sein Horn tönt wieder durch die Lande, und nicht die schlechtesten, scheint mir, sind es, die dem Klange nachgehen, die den Musikanten, sofern sie es zu spielen, dem alten ewig neue Weisen zu entlocken verstehen, auch heute wieder gern und mit Wohlgefallen lauschen. D a s freilich tut not: die neue Weise für den alten Ton; das schwingende Rad, das aus dem Dunkel emportaucht, ist wohl noch das gleiche, wie es in Märchenzeiten schwang, aber es hat auf seinem Weg durch Höhen und Tiefen mancherlei angesetzt, Säure und Süßigkeit, Algen und Rosenkeime, Käfer und Würmlein, Erdenkruste und Lichtflecken. Seht, und all das gibt der Fee Romantik, die daraus hervorsteigt, ein verändertes Ansehen und so schaut sie aus anderen Augen in eine veränderte Welt. Nur das Verlangen bleibt,

das da ewig Unerreichbares zu erreichen strebt. Aber wie das Erkennen thront über dem Ergebnis, so das Streben über dem Ziel. Und darum bleibt die Fee Romantik jung trotz der Zahl ihrer Jahre (wie es ja uraltes Feenrecht ist) und sie blickt am Morgen nach verschlafener Nacht so strahlend wie tags zuvor. Gleichviel ob sie nur den Kopf aus der Erde steckt (wie die Alten oft den Quellgeist gebildet) oder ob sie sonnengleich und sonnenwarm aufgeht in Herrlichkeit, sie leuchtet und quillt und befruchtet, sie kommt, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, unserer Erwartung, die heimlich die Hände nach ihr ausstreckt, entgegen. Daß des Lebens Sinn nicht Erfüllung ist, sondern Sehnsucht, ist Grund und Geheimnis ihrer ewigen Jugend und Wiederkehr.

Bücherschau

Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik um 1925. In Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen. Mit kurzen Eigenbiographien und Angabe ihrer Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Sergel. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig 1924. M. 9,—.

Eine verdienstvolle Tat: umfassender Ausblick auf die hervorragendsten Dichter unserer Zeit und den heutigen Stand der deutschen Lyrik. Während die früheren Anthologien den subjektiven Geschmack ihres Herausgebers aufwiesen, tritt hier kein Vermittler zwischen Dichter und Publikum. Was jeder Lyriker selbst als sein Eigenstes, Bestes erkannt und für dieses Werk bestimmt hat, wird hier zu einem brausenden Chor von mehr als 120 Stimmen zusammengefaßt. In formvollendeten Gedichten von Gedankentiefe, Stimmungsgehalt und Wohllaut steigt die Welt modernen Geisteslebens empor. Daß ein großer Teil der Gedichte noch nicht veröffentlicht ist, verleiht „Saat und Ernte" einen besonderen Wert. Die kurzen Lebensläufe der Autoren tragen dazu bei, ihre Einzelbilder lebensvoller zu gestalten, und die Angaben ihrer lyrischen Werke weisen jeden Leser zu den Quellen hin. Ausstattung: würdiger Ganzleinenband.

Albrecht Jansen: „Das einsame Land". Verlag Richard Hermes, Hamburg. M. 3,25.

Ein Erzähler von starker Begabung. „Das einsame Land." Diese Bezeichnung ist Grundakkord des Buches. Friesland wird lebendig mit seinen weiten Marschen, mit Meer und Deich, mit seinen Marschhöfen und den sturen, trotzigen, stillen und innerlichen Menschen darauf. Wortkarge, aber deshalb umso eindringlicher wirkende Heimatkunst atmet jede Zeile. Äußerlich geruhig, aber innerlich durchdrungen von starker und heißer Leidenschaftlichkeit. Stets fesselnd und originell trotz der Einfachheit der Themen. „Das einsame Land" ist ein schlichtes, tief empfundenes Buch, aus Heimatsehnsucht und Heimatliebe geboren, mit den Augen eines Künstlers gesehen, der seine stärkste Note gerade darin hat, daß sein Blick stets auf das Wesentliche gerichtet ist, ohne daß dabei das blühende Geranke von köstlich gestrichelten Naturschilderungen, von allerhand fast verschollenem Märchen — und Sagengut vergessen ist, das den Novellen noch einen besonderen Reiz verleiht.

Prof. Dr. Richard Dohse.

Heinrich Eckmann, Der Weg ins Blau. Ein Buch der Sehnsucht. Verlag Richard Hermes, Hamburg. M. 3,50.
Aus den sieben Erzählungen des fein gebundenen Buches spricht der hochbegabte Lyriker zu dem Leser. Er erzählt von den Schönheiten der Marsch- und der Heidelandschaft, von dem Dunklen und Geheimnisvollen eines englischen Bergwaldes, von dem Garten menschlicher Freuden, von Liebe und Lebenslust. Aber durch alle Erzählungen windet sich wie ein leuchtender Klang ein Motiv hindurch, das bald leise verhalten, bald wie mit Sturmesgewalt anklingt, und dem der Mensch trotz aller Versuche niemals entrinnen kann: Das Motiv der Sehnsucht nach der Heimat, nach der angeborenen Scholle hier auf Erden und weiter nach der großen, ewigen Heimat und unendlichen Liebe und Seligkeit. Dr. Wilhelm Hahn.

Carl Lange, Harzbuch. Mit 18 Steinzeichnungen von Berthold Hellingrath. Dg. Georg Stilke, Berlin. M. 9,—.
Um prachtvoll eindringliche Landschafts- und Stadtbilder rahmt ein echter Dichter den blühenden Kranz seiner Lyrik, die über den Dank für tiefes Naturerlebnis hinauswächst in eine romantisch-gläubige Freude und Freiheit des deutschen Menschen. Das Gewand ist würdig des Gehaltes; so entstand das Harzbuch unserer Tage — hoffentlich siegreich gegenüber dem sattsam bekannten Andenkenplunder.

Hans Brandenburg, Friedrich Hölderlin. H. Haessel, Leipzig. M. 5,—.
Ein verwandter Geist schrieb dies Buch über Leben und Werk des genialen Vorromantikers, ein Geist, den dichterische Intuition beflügelte. Nur die Kunst Wilhelm Michels kann daneben bestehen. Diesem Werk aber gebührt der Vorzug als kleinem hutsamen Führer, der all die Vielen leitet zu der Offenbarung Hölderlins, zu reinen Welten, die ihnen noch verschlossen blieben.

A. J. Fischer, Ich suche Myriam... Roman. A. Polst Verlag, Salzburg. M. 5,—.
Ein qualvoll lebendiger Spuk, gestaltet mit der leidenschaftlichen Erlebniskraft eines E. T. A. Hoffmann, — hetzend in der geballten Sprache jüngster Wortkunst durch die Höllen der Großstadt, durch Paradies, Sünde, Traum und Tod. Getragen von erschütternder Erkenntnis, durchblüht von den Wundern der Sehnsucht und umgeistert von den Rätseln der verschleierten Seele. Ein Albdruck meinetwegen, aber kein narkotischer, sondern leibhaftig. Ausstattung gediegen-schlicht.

Walter Serner, Die Tigerin. Roman. Elena Gottschalk Dg., Berlin. M. 3,50.
Die kaltschnauzige Realität, brutal frech in der grellen Photographie großstädtischer — Pariser — Dirnen und Verbrecher. Sumpfbrodem. Ekelnd wahrhaftig. Sprunghaft wie Kino, absurd wie das Leben, dämonisch (auch sprachlich) — wie nur Dichtung ist. Ausstattung leider: Reißer. K. B.

Arthur Rimbaud's Sonnet, dessen Übertragung in diesem Heft gebracht wird, war bisher unbekannt. Das französische Original wurde erstmalig veröffentlicht in dem von Carl Einstein und Paul Westheim herausgegebenen Almanach Europa 1925, Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Bezugspreis: 6 Hefte M. 3.—
Romantik Verlag Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstraße 24
Postscheck Dr. K. Bock, Berlin 55048.
Druck: H. Plasnick, Großenhain i. Sa.

Romantik

Herausgeber Kurt Bock

Zeitſchrift der Arbeitsgemeinſchaft jungdeutſcher Verleger: Romantik-Verlag, Berlin · Iris-Verlag, Frankfurt a. M. · Phantaſus-Verlag, Heilbronn · Verlag der Schönheitsſiedlung Sonnenlicht Heide, Verden a. d. A. Organ der Deutſchen Dichter-Gilde und des Heinrich Mann-Bundes

6. Jahr * 1925 * Mai

Wandlung / Von Erich Kunter

Die Welt iſt tief zerklüftet und zerriſſen.
Drum muß ich alle lauten Feſte laſſen.
Ich werde wandern durch die ſchmalen Gaſſen,
Um die zu tröſten, die viel weinen müſſen.

Nur Demut kann von ſchwerer Schuld entſühnen,
Die aus des Fleiſches ſünd'ger Luſt erblühte.
Es gibt nur eine Größe. Das iſt: Güte.
Es gibt nur eine Hoheit. Die heißt: Dienen.

Ich muß der Stern ſein, der im Dunkel glüht.
Ich muß Oaſe ſein im Wüſtenſande.
Die Blume muß ich ſein am Wegesrande,
Die einſam-Wandernden zur Freude blüht.

Mein Leben ſei ein Geben und ein Tröſten,
Ein Tempel denen, die im Zweifel bangen.
Der Weg ſei hell, wo immer ich gegangen:
Ein heller Weg dem Chor der Unerlöſten.

Der Mönch / Von Erich Worbs

Das iſt die Geſchichte von Einem, der ſeinen Gott erſchlug, als er in ſein unendliches Angeſicht geſchaut.

Peter Sandhofer trug bunte Koſtbarkeiten ins Land. Mit ihnen hauſierte er in den kleinen Bergdörfern, die an den düſteren Waſſern der Iſer hockten. Da waren Gläſer zart und glitzernd, als wären ſie nur ein Hauch der Sonne, und wieder andere ſo bleich, als hätte ſie der Mondſchein der Berge gewoben. Die ſchönſten aber waren wie erſtarrt aus dem ſüßen Blut der Nachtigall. In den Glashütten der Berge hatte er ſie für geringes Geld gekauft. Und nun ließ er ſie in der Sonne ſchillern, daß kein Frauenauge dem berückenden Glanze widerſtehen konnte. Die Bauern ſahen Peter Sandhofer deshalb nicht gern durch die Dörfer ziehen; denn überdies hatte der Knabe durch die ſamtſchwarzen immer ſcheu flackernden Augen und die Verträumtheit ſeines Ganges eine mehr als gewöhnliche Macht über die Frauen, obſchon er freilich wenig von dieſer heimlichen Gewalt wußte.

Die Mutter Peters war ein feines zierliches Zirkusmädchen geweſen, die irgendwo unten aus Italien nach dem Norden gekommen — der Vater ein alter ſtruppiger Müllerknecht oben aus der Iſermühle. In einer Mondnacht hatten die beiden in heißer Umarmung die ſcheu flatternde Seele Peters aus der ewigen Stille des Alls in eine irdiſche Hülle gezwungen. Nun war ſie wie ein zarter in jedem Winde zitternder ſcheuer Falter.

Doch manchmal zog es ſie in die heiße Flamme ihrer Geburt zurück, wie ein ſolcher Abendfalter auch immer wieder in der Kerze Licht fliegt, obſchon es ihm die Flügel verſengt.

*

Es war die Zeit der ſtillen Dämmerſtunde. Aus allen Dingen kommt es da wie ein ſehr fernes Leuchten. Den Menſchen iſt es in den einſamen Stuben, als wären lauter goldene Spiegel um ſie geſtellt. Und als tanzten darin blaſſe Geſichter wie Blicke aus einer fernen Welt.

Auch die kleine Bauernſtube oben im Iſerdorf war voll von dieſem Leuchten. Und Roſe, die blonde Tochter des Heidebauern, ſann in den Abend, in den die bunten Steine Peter Sandhofers zitternde Fäden geſponnen. Zitternde Fäden, die oben am Himmel aufglühten als goldene Sterne.

Im Knieholz aber ſchlich die Nacht einher, ſchweigend mit tückiſcher Maske. Verwirrt ſtand der Knabe. Sein Haar hing in wirren Strähnen um den ſchmalen Kopf. In den Augen war ein Flackern, als wäre ein Stern fern von den Bergen hineingeſtürzt. Sodaß Roſes Blick, der von den blauen Sternenweiten in dieſe Augen zurückkehrte, den Knaben jäh in ſich

riß. Die bleiche Haut seiner Wangen glühte im Purpur ihrer Küsse. Die Sterne rasten durch den Raum, und die Nacht schrumpfte zu einem winzigen tanzenden Punkt. —
Als Rose endlich aus ihrem Traume aufschrak und nur den armen Knaben vor sich gewahrte, löste sie sich enttäuscht von ihm. Doch mild und gütig war ihre Stimme, als sie leise nur sprach: „Geh jetzt, Peter."
Da ging Peter hinaus in die Nacht.

*

Es war eine Nacht, klingend von einem verlorenen Glück Der Mond stand bleich in den Kiefern. Unten lag das Dorf. Über seinen Strohhütten lärmte der Mond. Ein Fest des Frühlings stieg aus den Wiesen empor. Karussels warfen tanzende Lichter. Eine verstimmte Harmonika stammelte ein Jauchzen. Der Knabe floh den Lärm. Seine Seele war beim leisesten Hauch, der sie rührte, eine zu schrill gespannte Saite. Es war, als verstünde sie nur die leise heimliche Musik, die oben im Bergwalde tönte. Hier wurde sie am ehesten erlöst, wenn irgend ein Erleben, das sie vielleicht nur fern gestreift, sie zum hellen Klingen gebracht.
Heute aber brauste Musik in ihm und fand keine Ruhe. Tönte wie ein Frühlingsgewitter, das ihn zu sprengen drohte mit süßer Gewalt. Lange irrte er auf den Höhen. Eine Riesengestalt in blutigrotem Gewand schritt breit über ihm in der Luft. Klein, winzig klein war er selbst unter ihr. Mit der mächtigen Hand langte sie an den Himmel, riß ihn auf, daß es rot aus ihm tropfte. Mit den Füßen aber rührte sie ständig an seine Stirn, daß er, in wilder Angst zertreten zu werden, immer wilder in die Nacht rannte. Doch verließ ihn nie die Gestalt.
Als er in Schweiß gebadet in das Dorf zurückkehrte, war es still dort. Auf dem Wiesenplane zerrte nur noch ein betrunkener Bursche wimmernde Töne aus einer zerbrochenen Geige. Die Nacht war schwül. Und aus dem blauen Zirkuszelt atmete der betäubende Duft von Raubtieren.

*

Um Mitternacht war der Knabe in seiner einsamen Stube. Die Wände waren kahl und weiß. Aber der Frühling leuchtete aus den weißen und rosa Blüten, und auf dem hölzernen Tisch blickten aus grauem Rahmen dunkle Frauenaugen in das schwelende Petroleumlicht. Denn Peter Sandhofer liebte die Schönheit mit einer fast fanatischen Gier. Schönheit war ihm Gott. Freudig litt er, wenn Schönheit im Leiden war. In ihr sah

er seine ferne Heimat, aus der er ausgestoßen in düstere Nacht. Peter Sandhofer lag lange wach auf der Ofenbank, wo ihm die Magd ein ärmliches Nachtlager bereitet. Er lauschte auf seine Seele, die uferlos hinausschwamm in ein unendliches blaues Meer.

Er wird sie nicht noch einmal in ihre ewige Heimat schauen lassen dürfen wie an diesem Abend, als sie in Roses Augen lag. Er hatte jäh Angst gefühlt, wie eine jähe süße Furcht in uns den glühenden Dolch kreisen würde, wenn wir Gott einen Augenblick in sein unendliches Angesicht schauten. —

Der Mond ging. Da fuhren auf den weiß geflaggten Frühlingsstraßen die bunten Wagen der Zirkusleute aus den schwarzen Iserbergen hinunter ins Böhmerland. Und in dem letzten Wagen floh Peter Sandhofer in einem glücklich triumphierenden Gefühl von der, die ihn in wahnsinniger Angst zitternd gemacht. Am fernen Duft der Erinnerungen würde er sich freuen können. Sie würden ihn nicht verbrennen.

Die Morgensonne färbte sein Haar rot. Er lächelte selig. Als die Wagen über das weiße Pflaster eines kleinen böhmischen Städtchens holperten und am Blumenbrunnen auf dem Marktplatz anhielten, schlich er sich leise davon — hinaus auf die Wiesen an der Elbe.

Durch die Fischerdörfer der Elbe trug er jetzt seine schimmernden Kostbarkeiten, immer in einem stillen heimlichen Gefühl, daß hier nun nichts mehr ihn in eine solch wilde Nacht stoßen könne wie oben in den düstern Iserwäldern. Oft spottete er der, die er geflohen. Oft ertappte er sich, wie er triumphierend vor sich hin sang, was er noch nie getan, solange er oben in den Bergen hausierte. Es gab Stunden, da er fast ausgelassen lustig sein konnte. Sie, die ihn zittern gemacht, war fern. Einmal, als man einen andern Jüngling vor ihm sehr rühmte, brach auch in ihm ein jäher Stolz ob seiner sieghaften Flucht auf, und immer kühner trug er seitdem den blassen Kopf.

*

Da war er eines Sommertags in ein kleines Fischerdorf gekommen. Die roten Fischerhäuschen träumten im Birkengrün. Fischerkähne und Netze sonnten sich am Ufer. Und Himmel und Wasser rauschten in einem lärmenden Blau durch das duftende Blut. Es war ein gewitterschwüler Tag. Ein Wind sprang von Süden. Die Wellen flatterten wie silberne Vögel vor ihm her in endlosem Zug. Auf einer Waldwiese hatten sie einen Festbaum errichtet. Bunte Bänder wimpelten. Jauchzer klangen durch die Nacht, die sich schwer auf die Wasser legte,

daß wie aus düsterem Traum ein Schiff in das Dunkel brüllte. Dann ward es wieder still. Auf den Wiesen am Fluß nur klapperte ein weißer Vogel. Es war, als wetze der Tod seine Sense. Dazwischen stach ein Schrei von so wilder Süßigkeit, daß sich das Dunkel, das sich weich gedehnt, entsetzt zusammenrollte. Aber eine Trompete riß es wieder auf, daß es rot klaffte, und aus dem blutenden Riß brüllte dumpf ferner Donner. Peter Sandhofer hatte in einem irren Schlaf am Fluß gelegen. In einem schweren Traum war wieder jene Riesengestalt aus den Bergen drohend über ihn hingeschritten. Vergeblich hatte er versucht, unter ihr fortzuschlüpfen. Sie war wie ein gewaltiger Tunnel, aus dem es keinen Ausweg gab. Und wie im Traume noch war er dann in das Dunkel der rasenden Nacht gerannt. Da sah er auf einer Waldwiese, auf die er sich müde niederlassen wollte, unter sich ein gieriges Männerantlitz. Noch nie hatte er ein menschliches Antlitz in dieser Verzerrung gesehen. Es beugte sich über eine rothaarige Dirne, die wie diese Nacht schwer aufstöhnte, daß der Knabe erschrak und tiefer in die Nacht stürzte. Er war wieder zitternde Seele in der Welt und floh vor dem alten struppigen Müllersknecht, der ihn auf die Erde zwingen wollte. Er war der heißen Flamme seiner Geburt in dieser Stunde ganz nahe. Und er stürzte immer tiefer in die Nacht — auf der Flucht vor seiner Geburt. —
Nun stand er in einem gelben Blütengarten. Einmal huschte der Mond durch die schwarzen Wetterwolken. Da blickte er in ein bleiches Mönchsgesicht, das steinern aus den gelben Blüten starrte, die Lippen blaß und zerbissen. Und das Mondlicht tropfte von den schmalen Händen, die Liebe irr im Dunkel suchten, zerquält in wahnsinniger Sehnsucht. Da zerfetzte ein greller Blitz die Nacht. Und eine Flamme sprang wie ein glühendes Schwert aus den Bäumen. Und der Schatten des Mönches zuckte groß, als wüchse er unendlich in die Nacht. —
Der Knabe war in den moosigen Waldboden gestürzt. Es war ihm, als steile sich ein wildes Lachen aus den blassen Lippen des Mönches, als der sich jetzt in den Flammen verzehrte. —
Als Peter wirr und wund die Augen aufschlug, lag das steinere Bild zertrümmert am Boden. Ein tiefes beseligtes Lächeln schien aus den eben noch starren Augen zu leuchten.

*

Diese Nacht ist die Geschichte von Einem, der mit seiner Geburt rang, der vor ihrer heißen Flamme floh und den es doch in sie zurückzog wie einen Abendfalter, der ums Licht fliegt.

*

Am Morgen war der Knabe schon auf der Straße, die nach Norden in die Berge führt. Vom Fluß wehte ein dunkler Morgenwind. Der Donner schlug noch fern an das schwere Tor der Nacht, das der Morgen dumpf zugeschlagen. Und in die düsteren Wälder rauschten die Blitze des Morgengewitters wie goldener Regen. Dann war es wieder dunkel. Und der Tag ging in grauen Wolken. Peter Sandhofer schritt im Traum. Sein Glück war gewesen, die Erinnerungen vor sich herzutragen. Immer war er am heitersten gewesen, nicht, wenn ihn ein volles Erleben gestreift, sondern erst, wenn er das Erinnern daran hinaustragen durfte in die Waldeinsamkeit. Nun aber waren ihm Erinnerungen, die Schatten des Lebens, nichts mehr nach dieser Nacht, die ihn hinausgeschleudert hatte in grellstes Licht. Wie eine goldene Kerze hatte er seine Liebe in die Ferne getragen, damit sie ihn nicht verglühe. Nun aber wußte er, er würde sich verbrennen müssen wie dieser Mönch im einsamen Park. Hatte der nicht selig gelächelt, als die Flamme in ihm aufzuckte?

*

Am Morgen des nächsten Tages — die Nacht hatte er durchwandert — sah er die Heimat wieder. Er empfand keine Freude, ging wie in einem bösen Traum. Der Tau lag noch auf den Wiesen wie weinende Blicke aus einer fernen Welt. Weit war es still. Nur ein Heuwagen tanzte zum Tal. Peter Sandhofer sah ihn nicht. Er rannte den Wiesenweg hinab an den Wiesenbach. Dort schimmerte ein gelbes Kleid, wie es nur Rose in dem kleinen Bergdorfe trug. Morgenglocken fielen auf den Weg. Und es war dem Knaben, als brächen alle diese Glocken aus seiner Seele in den Morgen. So wild durchbrauste es ihn in Angst und Glück. Rose stand auf der Wiese des Heidebauern und zog mit dem Rechen das Heu zu Schwaden. Ihr Gesicht glühte in der frühen Junisonne aus dem weißen Kopftuch. Sie war recht verträumt in diesen Tagen. Im Hause des Bauern wohnte diesen Sommer ein armer Student, der aus dem Lärm der Stadt geflohen in die Stille des fernen Bergdorfes. Am Tage lag er auf den sonnigen Felsen. Abends aber saß er schüchtern in der Bauernstube beim kärglichen Mahl, bei Kartoffeln und saurer Milch. Und bei den rohen Scherzen der Knechte und Mägde retteten sich seine Augen in Roses stille Blicke. Ihr heißes Blut blühte dunkel ihm entgegen. daß sie verträumt ihre Arbeit tat. Oft sah sie der Bote, der nachts ins Tal zurückging, vor dem Marienbild tief im Walde liegen. In den Augen ein banger

Glanz. So träumte sie auch heute in den heuduftenden Morgen. —
Als Peter hinter dem Weißdornbusch hervortritt, wirft er sich müde und verwirrt ins hohe Gras. Die Grillen zirpen. In Peters Augen ist ein unstetes Flackern. das über die Wiesen, vorbei an Rose, in die Berge springt. Seine Seele braust wie ein Meer. In seiner Angst sucht er Niedriges wie Gift in sie zu träufeln, das Singende in ihr zu töten. Als nun Rose leise sagt, wie traurig sie damals gewesen, als er fort sei, da lacht der Knabe so dunkel und wild heraus, als wäre er in einem fernen Meer voll schwarzer Traurigkeit und lache sich tiefer noch in die Fluten. Und schmäht sie mit bösen Worten, deren Sinn er nie erfaßt, die nur in Schenken, in denen er nächtigte, von fern an sein Ohr klangen. Rose aber, mild verstehend und verzeihend nach den einsamen Nächten vor dem Muttergottesbilde, beugt sich sanft nieder ins Heu und läßt einen warmen Blick wie einen goldenen Stern in die irren Augen des Knaben fallen. Da geht vor seinen Augen der Tag. Und es ist eine weiße Nacht. Und es ist ein trauriges Glück überall. Er fühlt weiße Arme und einen flammenden Mund. Und durch die endlose Nacht starrt der bleiche brennende Mönch. Ein blauer Vogel flattert in Angst durch zuckende Flammen.
Der Knabe fühlt, wie es heiß in ihm kriecht. Das sind Flammen. Sie werden ihn verbrennen. Er muß sie ersticken.
Peter Sandhofer ist wieder in seiner Geburt. Ihre heiße Flamme brennt in ihm..
In wilder Angst krampfen sich seine Hände um etwas Weiches, Zartes. — Dann stürzt er tief in einen schwarzen Grund.. tiefer.. immer tiefer. —

*

Als Peter Sandhofer erwacht, von weit.. weither, steilt sich Entsetzen wie ein glühender Dolch und schwingt wild lachend durch die blasse Luft des Abends.
Dann wird es still. Auch in dem Knaben. Die Stille des Sterbens. Tonlos irrt er in die bleiche Nacht, irrt nach der Heimat, die er nie mehr finden wird.
Immer sieht er jenes weiße Mädchenantlitz, wie es in seinen Umarmungen zerbrach in Nacht und Grauen.
Immer muß er es denken, wie es gewesen ist. Er sah es ja nicht. Dunkel und Angst war um ihn. Und wilder Rausch. Seinen Gott erschlug einer, als er zu tief in sein unendliches Angesicht geschaut.

Eine einsame knorrige Fichte krampft sich in das Dunkel. Durch das Knieholz singt der Nachtwind. Es klingt, als spiele sich der tote Gott selber eine alte traurige Weise...
Nach Mitternacht beginnt es vom Himmel zu sickern, leise.. ganz leise. Ein Schleier legt sich um die Welt. Und schwarze Augen starren darin wie Augen von Toten. Ganz still ist es. Auch das traurige Gotteslied ist verschwommen in den grauen Regen. —
Am Morgen stehen die Wälder verblichen und alt. Aber in ihr Nebelkleid sind geflochten grelle wilde Rosen, wie Blumen, die aus einem Grabe blühten.

Nach Sonnenuntergang / Von Wilhelm Haas

Die Sonne riß das Wolkenseil entwei,
das sich in Duft und roten Rosen schwang,
und durch den Purpur glitt ein ferner Schrei,
der traumverklärt in Licht und Lohe drang:

Nun geht die Güte fernen Demutweg
und steigt beseligt schön in Nacht und Dunkel,
und über Firmament und Sterngefunkel
spannt Gott der Sehnsucht hellen Silbersteg.

Lu und Li / Von Hans Pflug

Ich kenne ein dunkeläugiges Mädchen.
Li nenne ich es, weil mein Schatten Lu heißt. Die zwei Namen schmiegen sich so eng zusammen, wenn ich sie ausspreche, als liebten sie sich glühend. Ich sehe Li oft, wenn ich mit Lu durch die Straßen gehe. Ich lächle ihr zu. Und neulich habe ich ihr einen Vers geschrieben, der „Du" heißt. Seitdem weiß Li, daß ich ein Dichter bin. Sie sieht mich nun immer so rätselhaft an, als wollte sie fragen: „Warum machst Du denn so traurige Augen, wenn Du ein Dichter bist?"
Li ist schön. Und ich denke oft: sie müßte noch schöner sein, wenn sie in ihrem Bettchen liegt und ihr schwarzes Haar ihre marmorbleichen Schultern umflutet . . . Ich weiß es aber nicht!
Gestern habe ich Li erzählt, wie sehr ich Lu liebe. Es war an einem sonnigen Wiesenrain, an dem wir saßen. Lu war mitgegangen — wie immer — und kauerte links von mir. Rechts saß Li. Da habe ich es erzählt . . .
Die Lerchen jubilierten hinein in das Blau. — Und vor uns träumte ein Busch, der lauter kleine zarte Blüten hatte, blaß-

gelbe — unzählige blaßgelbe, und kein einziges Blättchen Grün. „Frühling" ſagten Lu und Li zuſammen. Und ich hätte am liebſten das Wort umarmt: Frühling.

*

Oft begegne ich, wenn ich mit Lu durch die Straßen gehe, Mädchen mit hungrigen Augen. Und ich ſehe ihnen an, daß ſie den Lenz ſchwer tragen. Sie wandeln ſo bange. Dann lächle ich leiſe, und möchte ihnen ſo gerne geben, was ſie mit keinem Namen nennen und was doch durch ihre Mädchenträume rauſcht, wie ein Märchenquell . . . Denn ich weiß: Es wird ihre Sehnſucht bald zerſtört ſein, wenn Männer danach greifen. . . . Denn nur wenige können Erfüllung geben.
Ich möchte Li gerne ſehen mit roten Roſen im Schwarzhaar. Mit roten Roſen am anſchmiegſamen Gürtel. Mit einer Schale roter Roſen in den ſüßen Händen.
Lu mußte dann weiße Lilien tragen. Weiße, bleiche, langgeſtielte Lilien. Und einen Reif im Haar. Und eine weiße, wallende Seidentoga. Und altrömiſche Sandalen an ihren bloßen Füßen.
So wollte ich mit Lu und Li gehen.

*

Bei Li bin ich nur am Tage. In der Nacht ſind Lu und ich allein. Dann ſperre ich meine Türe zu und zünde keine Lampe an. Dann ſetzen wir uns zuſammen an das Fenſter meiner ſchiefen Dachſtube und meinen, es wäre eine Veranda um uns und draußen ein Garten in der Nacht. Dann hören wir fernes Wipfelrauſchen am Geſtade unſerer Sehnſucht. Und wir ſehen in Sterne, die unendlich funkeln . . .
Dann greift mein Blick vielleicht nach weichen, ſchmeichelnden Kiſſen — —
Ich möchte auch einmal bei Li ſchlafen.

*

Ob Li wohl zu mir kommt?
Ich habe eine Vaſe mit blaßroſa Nelken, die ſie ſicher liebt. Und Lu iſt auch da. Lu iſt immer da. O, meine Wünſche, meine wilden Wünſche. Mein Blick hungert, wie Mädchenlachen in der Nacht... Mein Herz ſchreit. Meine Hände, meine ſehnenden Hände. Was wißt ihr Höhnenden von Li?
Ich aber habe Lu und Li, und laſſe den Päan meiner Sehnſucht ins Übermäßige gellen... Die Menſchen, die vielzuvielen, heißen es Wahn — Aber es iſt Liebe!

Erinnerung / Von Franz Alfons Gayda

Erinnerung...
ferner, tiefer.. leis rauſchender Brunnen
in Haſt verloren.. vom Lärm übertönt..
in Nächten ſinnender Seele...
wenn das Heute ſchwand in Dunkel und Stille
und verſchollne Wege zu dir
leuchtend ſich öffnen..
hört mein Herz deine Waſſer rauſchen
tief in Schwermut des Durchlittnen..
ſüß in Liebe wie Sage und Märchen...

Bei Frau Aja / Von Franz Mahlke

Wohnſtube des Frankfurter Goethehauſes. Dämmerſtunde am Kamin. Frau Rat im Armſtuhl ſchaut in die kniſternde Glut.

Frau Aja (im Selbſtgeſpräch): Ich muß einen haben, mit dem ich erzähle von ihm, die andern hören mir alle nicht ſo zu, und wenn ſie ſo ſchwätzt. — —

Bettina (kommt herein, knickſt und küßt Frau Ajas Hand): Liebſte Frau Rat!

Frau Aja (umfaßt mit beiden Händen Bettinas Rechte): Kommſt natürlich wieder hereingetollt wie ein Junge und lauter Blitze haſt in den Augen, Mädchen. Wenn Dich ſo der Wolfgang ſähe!

Bettina: Der Wolfgang, ja — Ich hab ihm was mitgebracht aus Köln. (Sie entſchnürt ein Paket.) Dieſen Krug, ſchenk Sie ihn Ihrem Sohn von ſich, das wird Ihr beſſer Freude machen.

Frau Aja: In Köln warſt ſchon wieder, Du Zigeuner?!

Bettina (wirft den Kopf etwas auf die Seite und nickt, daß ihr die Lockenkringel weit ins Geſicht fallen.)

Frau Aja: Setz dich, erzähl mal.

Bettina (holt ſich die Fußbank, ſetzt ſich zu Frau Ajas Füßen an den Kamin. Die Glut zaubert einen bronzenen Kranz um ihr ſchwarzes Haar und vergoldet ihr feines Profil. Zu Frau Aja aufſchauend): Das iſt eine wunderliche Stadt, Köln. Alle Augenblick hört man eine andere Glocke läuten, es klingt hoch und tief, dumpf und hell von allen Seiten durcheinander. Da ſpazieren Franziskaner, Minoriten, Kapuziner, Dominikaner, Benediktiner aneinander vorbei, die einen ſingen, die andern brummen eine Lithanei, und wenn ſie aneinander vorbeikommen, da begrüßen ſie ſich mit ihren Fahnen und Heiligtümern und verſchwinden in ihren Klöſtern. Im Dom war ich gerade bei Sonnenuntergang, da malten ſich die bunten Fenſterſcheiben durch die Sonne

auf den Boden ab, ich kletterte überall in dem Bauwerk herum und wiegte mich in den gesprengten Bögen.

Frau Aja (hebt drohend den Finger): Leichtfuß Du.

Bettina: Ich muß Ihr doch alles ehrlich erzählen, weil Sie meine Mutter ist. — Und da oben, ach, das wär Ihr recht gefährlich vorgekommen, wenn Sie mich vom Rhein aus in einer solchen gothischen Rose hätte sitzen sehen. Es war auch gar kein Spaß. Ein paarmal wollte mich der Schwindel antreten, aber ich dachte: sollte der stärker sein wollen als ich? — und expreß wagt' ich mich noch weiter. Wie die Dämmerung eintrat, da sah ich in Deutz eine Kirche mit bunten Scheiben von innen illuminiert, da tönte das Geläut herüber, der Mond trat hervor und einzelne Sterne. Da war ich so allein, rund um mich zwitscherte es in den Schwalbennestern, deren wohl tausende in den Gesimsen sind, auf dem Wasser sah ich einzelne Segel sich blähen. Die andern hatten unterdessen den ganzen Kirchbau examiniert, alle Monumente und Merkwürdigkeiten sich zeigen lassen. Ich hatte dafür einen stillen Augenblick, in dem meine Seele gesammelt war und die Natur, auch alles, was Menschenhände gemacht hatten und mich mit in die feierliche Stimmung des im Abendrot glühenden Himmels einschmolz. — Versteh Sie das, oder versteh Sie das nicht, es ist mir einerlei. Ich muß Sie freilich mit meinen übersichtigen Grillen behelligen, wem sollte ich sie sonst mitteilen.

Frau Aja (ganz ernst): Mädchen, manchmal krieg ich Angst um Dich.

Bettina: Mutter, hab sie keine Sorge um mich.

Frau Aja: Ja, Du bist mir so ein wilder Racker und manchmal wieder träumst Du so hin und fängst Grillen. Bald bist ein Nachtvogel, wo alle ehrlichen Leute schlafen, hast etwas zu bedenken und marschierst durch den Garten an den Rhein in der kalten, feuchten Nachtluft. Du hast eine Natur von Eisen und eine Einbildung wie eine Rakete, wenn die ein Funke berührt, so platzt sie los. Und was der Wolfgang wird sagen, wenn seinem Kind was zustoßen täte. Übrigens, der Wolfgang läßt Dir schöne Grüße sagen, hab gestern einen Brief von ihm kriegt.

Bettina (aufgeregt): Ja?

Frau Aja (zieht den Brief aus der Taille und reicht ihn Bettina.)

Bettina (rückt mit der Fußbank nahe an den Kamin und liest, läßt den Brief in den Schoß sinken und lacht auf): — — Die Staël. Sie mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist etwas Kurioses, keine andere

kann sich mit ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zung' und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Sämann in die gelockerte Erde, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus und dann übergrünt er die Erde und trägt goldene Ähren. Da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau und will doch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre.

Frau Aja: Ei, Du vorwitziges Mädchen, hüt' Deine Zunge und red' nicht so leichtfertig von Leuten, die Du nicht kennst.

Bettina (in überlegenem Ton): Frau Rat, jetzt werd' ich ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zur Nacht gegessen habe; keine Frau wollt' neben ihr sitzen bei Tisch, da hab ich mich neben sie gesetzt. Es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen und ihr ins Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich. Ich sagte: Vos adorateurs me suffoquent! Sie lachte. Nachher hörte ich ihr zu, wie sie von dem Wolfgang sprach. Sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt. Sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle. Frau Rat, ich wurd' zornig über diese Reden, ich wendete mich an Schlegel und sagte ihm auf deutsch, die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung: wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Ärmel schütteln kann, die den Franzosen so imponieren. Wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist. Der Schlegel hat unrecht, daß er ihr keinen besseren Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde. Ich trat darauf und schubste es mit dem Fuß auf die Seite und ging fort. Das war die Geschichte mit der berühmten Frau. Ich liebe Ihren Sohn, und die Andern sollen nur keine weiteren Prätensionen machen. Sie fragt zwar, ob ich ihn allein gepachtet habe. Ja, Frau Rat, darauf kann ich ihr antworten, ich glaub, daß es eine Art und Weise gibt, jemand zu besitzen, die niemand streitig machen kann; diese übe ich an Wolfgang. Vor ihm tue ich zwar sehr demütig, aber hinter seinem Rücken halte ich ihn fest. Und da müßte er stark zappeln, wenn er los will.

Frau Aja: Du sollst fleißig an ihn schreiben, hörst Du? und schreib ihm aber ordentlich.
Bettina: Tue ich das nicht? Sieben Briefe habe ich jetzt von ihm. Er hat mir an den Rhein geschrieben. (Sie kramt einen Brief hervor und liest): Halte meine Mutter warm und behalte mich lieb. — Diese lieben Zeilen sind in mich eingedrungen wie ein erster Frühlingsregen. Ich bin sehr vergnügt, daß er verlangt, ich soll ihn lieb behalten. Ich weiß es wohl, daß er die ganze Welt umfaßt, ich weiß, daß ihn die Menschen sehen wollen und sprechen, daß ganz Deutschland sagt: Unser Goethe! — Im Frühjahr blühte der Orangenbaum in meinem Zimmer. Ich ließ mir einen Tisch drum zimmern und eine Bank, und in seinem duftenden Schatten habe ich an meinen Freund geschrieben. Das war eine Lust, die keine Weisheit mir ersetzen konnte. Im Spiegel gegenüber sah ich den Baum noch einmal und wie die Sonnenstrahlen durch sein Laub brachen. Ich sah sie darüber sitzen, die Braune, Vermessene, — an den größten Dichter, an den Erhabenen über alle zu schreiben.
Frau Aja: Ei, Mädchen, mich wunderts, daß Du noch kein End finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzt, bloß um selbst zu erfahren, was alles noch in Deinem Kopfe steckt.
Bettina: Ach Gott, der Mensch hat ein Gewissen, das ihn mahnt, nichts zu fürchten und nichts zu versäumen, was das Herz von ihm fordert. Und die Liebe ist doch der einzige Schlüssel zur Welt, und da fühl ich, daß durch Ihren Sohn die Welt sich mir erst aufschließt. Was ich durch diese Liebe nicht lerne, das werde ich nie begreifen. Ich wollt', ich säß an seiner Tür, ein armes Bettelkind und nähm ein Stückchen Brot von ihm, und er erkennt dann an meinem Blick, wer ich bin. Da zög er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Ach, damals in der Sturmnacht, ja da trug er mich unter dem warmen Mantel in seinen Armen so weit.
Frau Aja: Du schenkst mir eine tiefe Stunde, Kind. Wolfgang ist bei uns.
Bettina: Frau Rat, Sie hat ihn geboren und Sie hat Ihren Sohn lieb. Mag er auch noch so weit fort sein, er ist doch immer auch bei mir. Und wenn meine leiblichen Augen ihn nicht sehen, wo ich geh und steh, da fühl ich heimlich sein Wandeln um mich. Und in der Nacht ist er die Decke, in die ich mich einhülle, und am Morgen ist er es, vor dem ich mich verhülle, wenn ich mich ankleide. Niemals mehr bin ich allein; in meiner einsamen Stube fühl ich mich erstanden und erkannt von seinem Geist.

Frau Aja: Werd mir nicht krank, Mädchen, steh auf aus Deinem Bett und nimms und wandle. So hat der Herr Christus gesagt zum Kranken, das sag ich Dir auch. Dein Bett ist Deine Liebe, in der Du krank liegst, nimm sie zusammen und erst am Abend breite sie aus und ruhe in ihr, wenn Du des Tages Last und Hitze ausgestanden hast.
Bettina (bettet ihren Kopf in Frau Ajas Schoß): O Mutter!
Frau Aja (liebkost ihren Scheitel.)

Den Müttern / Von Georg Wenzig

Wir müssen in der Mühle dieses Lebens
Scharwerken stets in bittrer, harter Fron.
Und fern und ferner scheint uns unsres Strebens
Ziel tagtäglich, schwerster Mühe Lohn.

In Scherben schlägt das Schicksal goldne Krüge,
Die unsrer Wünsche Wundertrank umhegt.
Im Kampf um Lebensdinge zeigt als Lüge
Sich mancher Traum, den unser Herz gepflegt.

Und die Erfüllung liegt uns in den Fernen,
Auf andern Welten, weit im lichten Raum...
Wir suchen letztes Glück in blauen Fernen. — —
Und nicht Gewißheit ist's uns, — — Ahnung kaum...

Wie viele suchen lebenslang vergebens
Nach diesen Sternen, — nach der Hoffnung Glück! — —
Nur Müttern strahlen sie als Leuchten ihres Lebens,
Verheißend, stärkend, tröstend — — in der Kinder Blick...

Bücherschau

A. De Nora, Die Tanzprinzessin. C. Staackmann, Leipzig.
Ein liebevoll ausgemalter Reigen teils lyrischer, teils balladesker Tanzszenen in wirkungsvoll plastischer Sprache. Märchen, Volkslied, Nachtspuk, Landsknechtsweise, Lachen und Klage einen sich zu guter Symphonie.

Johannes Hönig, Der Heimweg. Bergland-Gesellschaft, Schweidnitz. M. 1,—.
Ein episches Idyll beschaulicher Weltferne, schlicht, gesund, ehrlich. Kein Kunstwerk, aber Ausdruck starker Ethik, die einen Weg durch die Zeitwüste sucht, findet und weist.

Adalbert Reinwald, Menschen I. Band Männer. 3. Auflage. Verlag E. Haberland in Leipzig. M. 4,50.
Inhalt: Kleist. Beethoven. Emerson. Thoreau. Whitman. Carlyle. Wagner. Nietzsche. Dehmel. Liliencron. Fidus. Stefan George. Die erste Auflage, lebhaft begrüßt und geschätzt, war ein Jünglingsbuch. Noch suchend tastet die Hand des Künstlers nach der Form. Nun ist der

Jüngling zum Mann gereift, und klar und bestimmt ist der Stein gemeißelt. Die Frage nach dem Sinne des Menschseins hatte den Jüngling getrieben, zu forschen und den großen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nachzugehen mit heißer suchender Seele. Der Mann hat gefunden und gestaltet, was der Jüngling noch suchte. Und abermals forscht er, prüft und wägt ab bei jedem einzelnen der Reihe, ob das Bild erkannt ist und ob es Gestalt geworden. Unerbittlich zeigt er die Mängel auch der großen Menschen, und doch voll Ehrfurcht neigt er sich vor der unbestreitbaren wahren Größe. Stefan George, der in den früheren Anlagen fehlte, beschließt jetzt die Reihe. Hier leuchtet das Bild am reinsten, und sichtbar ragt die Gestalt. Freudigen Dankes voll bildet der Künstler diese Gestalt, er grüßt den Mitgeborenen und Bruder. Die „Menschen" von Reinwald werden dauern als kraftspendendes Andachts- und Lebensbuch, für die deutschen Jünglinge geschrieben. Sei das Buch ihnen Weiser in ihrem Kampf und Streitgenoß!

Emil L. Jordan, „Ostsee". Ein Ausflug mit Inge. Verlag E. Haberland, Leipzig.-R. M. 3,—.

Frohes bewußtes Jungsein ist dieses Buches stärkster Teil. Ein reizvolles kleines Gemälde, das lebhafte Naturschilderungen und launige Menschenbilder vom Strande mit einem hübschen eignen Erlebnis verbindet. Man glaubt, frische, reine Seeluft zu atmen, man spürt gleichsam ein paar lustige, leichte Wellenspritzer. Der Geist der starken, gestrafften, modernen Jugend weht durch dieses klare, sonnige Buch. Professor W. Tiemann hat den Bucheinband entworfen.

Echo der Seele. Dichtungen von Georg Feichtinger. Phantasus-Verlag Kunter, Heilbronn.

Diese kleinen, schlichten Gedichte sind Schöpfungen eines reinen, glühenden Herzens. Stille und leuchtende Verse, nur manchmal von leiser Melancholie umschattet. Eine tiefe Innigkeit, Liebe und Güte verbindet den Dichter mit seinen Mitmenschen, mit dem All und mit jeglicher Kreatur. Das ist erhebend in unserer heutigen, liebearmen Zeit.

K.

Neues von Heinrich Mann. Im März feierte Heinrich Mann seinen 54. Geburtstag. Wir dürfen nicht vorübergehen an diesem Tage, ohne des Schöpfers des europäischen Romans zu gedenken. Des Dichters, der den Geistesflug Flauberts fortsetzte und zur Erfüllung brachte. — Vor mir liegen drei neue Bücher von Heinrich Mann. „In einer Familie", des Dichters Jugendwerk, ein Roman, der in Filigran-Arbeit die Schicksale dreier Menschen gestaltet, die Liebesschicksale. Der Zündstoff ballt und Katastrophen entfesselt. Aber nur das eigene „Ich" ist es, um das es geht. Die Probleme, die aufgerollt werden, — außerhalb der vier Wände, zwischen denen sie sich abspielen, sind sie bedeutungslos. Aber der dies Buch schrieb, der Einundzwanzigjährige, war nach Heinrich Manns eigenen Worten, ein ganz anderer, der nicht wiederkommt. Doch nicht dies ist es, was uns Heutige, die wir die Werke Heinrich Manns voll genießen, an diesem Buche interessiert. Die überaus feine Beobachtung vielmehr und, in der Gestaltung der Menschen und Dinge des Romans, die schon fühlbare „Klaue des Löwen". — Das andere Buch: „Abrechnungen". Sieben Novellen. Hier ist das Gegenstück: Novellen aus Heinrich Manns Reifezeit. Zusammenflüsse von Schicksalen, Entladungen, — Abrechnungen: Liebender miteinander, eines in der Nachkriegszeit heruntergekommenen Offiziers mit seinen Verbrechergenossen, einer Künstlerin mit der Liebe, die sie am Empor-

flug hindert. Ein Spiegel sind diese Novellen, der des Dichters große Kunst in konzentriertester Form strahlt. — Dann aber das gewaltigste: der lang ersehnte dritte Roman der großen Zeitgemälde Manns. Die Fortsetzung des „Untertan“ über die „Armen“ hinweg. „Der Kopf“ (bei Paul Zsolnay erschienen) behandelt (nach dem Untertan und den Geführten) nun die Führer selbst. Das Gesicht der bis 1914 herrschenden Klasse ist es, das uns aus diesen Blättern ansieht. Es ist schwer, über das Werk zu sprechen. Weil alle Worte arm erscheinen gegenüber dem Großen, das uns hier wieder geschenkt worden ist. Heinrich Manns Stil hat sich noch gewandelt. Doch auf der gleichen Linie, die er vorher schon beschritten hatte. Er ist nur der absoluten Vollendung noch näher gerückt. Und die „Handlung“? Welch eine Fülle herrscht hier, welche überraschenden (und doch zutiefst logischen) Schlüsse, wie genial diese Verbindungen! Dieser neue Roman krönt das Werk Heinrich Manns, das dennoch — das ist er uns schuldig — nicht beschlossen sein darf. (Aber schon wird die Vorbereitung eines neuen Novellenbandes durch den Verleger Paul Zsolnay lautbar.) — Die große Kunst des Epikers Heinrich Mann wird bei uns immer noch nicht genügend gewürdigt. Aber die Zeit wird auch einmal kommen. Wann? Morgen? — Ich sage: in dreißig Jahren! Karl Lemke.

Quintessenz. Ausgewählte Schriften von Kurt Walter Goldschmidt. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. 284 S., geh. 4 M., geb. 6 M.

Fern dem lauten Branden am flachen Ufer der breiten Öffentlichkeit, dort, wo das Meer tief und die Oberfläche verschwiegen ist, schwimmen die Eisberge, die das Herkömmliche zertrümmern, ist der Ort der bedeutenden Geister. — Kurt Walter Goldschmidt — sein überragendes Schaffen findet zwar bei den wenigen Besten höchste Schätzung, stößt aber auf kopfschüttelnde Verständnislosigkeit beim großen Publikum, obschon seinem Geist nicht nur ein Sektor, ein ganzer Kreis des Könnens gegönnt ist. Z. B. enthalten die vorliegenden ausgewählten Schriften neben Lyrischem aller Farbe und Form Erzählerisches, Philosophisches, Aphoristisches, Dialogisches, Skizzen und Essays. Seine Lyrik kann man rückhaltlos zum Besten der Neuzeit zählen. Sie ist von einem vor Schwere herabhängenden Früchtereichtum erlesener Gedanken und von einer berückenden Blütenfülle von Lyrismen; Köstlichkeiten, nach denen künftig alle Hände langen werden, wenn nicht der Glaube an dem Erfolg des Guten ein Aberglaube ist. — Goldschmidts schöpferisches Denkertum hat eine seltene Horizontweite, ist mit einer feinen Spürnase für heimliche Verborgenheiten begabt, hat den Blick für das Metaphysische und Röntgenaugen um die Ecke der Dinge. Seine Tiefengedanken treten mit solcher Sprachkraft und -schönheit auf, wie sie sich seit Nietzsche in dieser stil-körperlichen Vollendung kaum haben sehen lassen. — Allemal zeigt er sich feind allen modernen Hohlspiegeleien und Verzerrungen, ist aber doch selbst synthetischer Brückenschläger vom Altertum zum guten Neuen, von Satz zu Gegensatz.

Die Gegenwart klagt: Hätten wir doch viele solche Geister! Wie sinnlos — — erschließen sich denn ihre Seelen dem Wirkensfegen ihrer wenigen zeitüberragenden Geister? Joh. Nacht.

Bezugspreis: 6 Hefte M. 3.— Nachdruck verboten
Schriftleitung: Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstraße 24
Druck: H. Plasnick, Großenhain i. Sa.

Romantik

Herausgeber Kurt Bock

Zeitſchrift der Arbeitsgemeinſchaft jungdeutſcher Verleger: Romantik-Verlag, Berlin · Iris-Verlag, Frankfurt a. M. · Phantaſus-Verlag, Heilbronn · Verlag der Schönheitsſiedlung Sonnenlicht Heide, Verden a. d. A. Organ der Deutſchen Dichter-Gilde und des Heinrich Mann-Bundes

6. Jahr * 1925 * Juli

Vorübergang / Von Willy Arndt

Über den Hügeln
ſpannt es ſich mit Feuerflügeln.

Fühlſt mit Grauen
purpurnes Auge auf dich ſchauen..

Bebſt mit den Bäumen,
Wind ſpringt auf in roten Räumen.

Willſt mit den Bächen
rennen durch flammende Flächen —

Kannſt nicht entfliehen,
betend liegſt du auf den Knieen:

An deinem Zittern
Gottes Feuer vorübergewittern...

Das Echo in der Sackgaſſe / Von Reinhold Zickel

Die Sackgaſſe lief von der großen Verkehrsſtraße rechtwinklig abbiegend, etwa hundert Meter weit in ſich hinein und ſchnürte ſich dann ab wie ein zugebundener Schlauch und Blinddarm. Die Gaſſe war eng, es gab hier keine Trams und keine Autos, nur einen Müllwagen, einen Milchkarren hie und da, gicht-

brüchige Kinderwägelchen, Betten morgens in den Fenstern, blau und rot gewürfelt und geblümt, lottrig angezogene Kinder auf den Bordsteinen oder vor den steinernen Haustreppen quärrend und sich balgend; Drehorgelmänner und Mandolinenspieler in den lichtlosen, feuchten Höfen und ein graues Männchen von etwa fünfzig Jahren, das die Fremden für ein Gespenst hielten, die Leute von der Sackgasse aber nur den Dollwisch nannten.
Der zündete jeden Abend die beiden Laternen der Sackgasse an. Die eine stand in der Mitte, die andere ganz am Ende vor einem windschiefen Häuschen, in dem er selber Parterre wohnte. Diese Laterne war sein Stolz, und er betrachtete sie gleichsam als sein Eigentum. Er putzte ihre Scheiben, daß die Sonne drin blinkte wie eine Königin im reinsten Kristallspiegel und daß die Schmutzlache, welche in der Regel mitten auf der Gasse im Dreck lag und die doch auch etwas auf Glanz und Schönheit hielt, sich ärgerte, wenn die Laterne aus ihrer vertikalen Giraffenhöhe auf ihre horizontale, öde Flachbrüstigkeit herunterſah.
Am zornigsten aber war die Lache doch, wenn bei Nacht in die stille Gasse hinein die Laterne ihr eigenes Licht leuchten ließ, sodaß der Lache nichts anderes übrig blieb, als in diesem Lichte sich zu spiegeln, um nur auch noch etwas von Glanz zu besitzen. Sie fühlte es wohl, daß der ganze Lichtplunder erborgt sei und zitterte und kräuselte sich am ganzen Leibe und spie giftig: „Hohler Kürbiskopf!“ zur Laterne hinauf.
Die Laterne aber sagte nur leicht in den Wind hinein, so, als existierte die Lache gar nicht:

„Bettelschmarutze,
sieh, wie ich mich putze!“

Quer vor der Sackgasse aber und sie abschließend stand ein Haus, das immer nur sein Hinterteil zeigte, eine wenig anständige Gebärde, die zur Genüge verriet, was sie von der ganzen Armseligkeit der Gasse halte. Dies Haus hatte an seiner Rückwand keine Fenster; es war eine Remise und barg in seinem Bauche zwei lackierte Kutschen und ein Auto, ihre Einfahrt ging in einen vornehmen Hof hinein, kein Wunder, daß sie hochmütig war.
Auf ihrer Rückwand hatte sich der Verputz breit hingelagert, aber er war nicht schöner als die anderen Bewohner der Gasse auch, vielmehr mochte er wohl der häßlichste von allen sein, sodaß ihn die Lache nur den Grindkopf nannte und sich allsogleich wieder in den flachen Sattel ihres Selbstbewußtseins hinaufschwang, sobald sie nur an ihn dachte und höhnisch das breite Maul verzog, wenn sie ihn einmal ansah.

Dieſer Verputz war ein Melancholiker, der das Reden verlernt hatte, weil er das Leben kannte. Sturm und Regen, Hitze und Froſt hatten ihm gezauſt und genagt; er war ſo riſſig wie eine Dornenhecke, unterhöhlt, grau, mager und fetzig, blatternnarbig am ganzen Leib und ſo häßlich wie Abſatzkot.
Unter ſeinen Höhlungen niſtete allerlei lichtſcheues Geſindel: Kanker und Kreuzſpinnen, Kelleraſſeln und Ohrwürmer, Miſtkäfer und Tauſendfüßler und anderes Geziefer, und wenn ſich einmal ein Marienkäferchen unter die andere nichtsnutzige Geſellſchaft verirrte, rotgetüpfelt, dann war es, als ſei ein Engel vom Himmel gekommen, um für eine Sekunde lang das ewige Licht in den Schmutz hineinblitzen zu laſſen.
Am jämmerlichſten aber, — und das war doch das traurigſte, — ſah der Verputz aus, wenn die Sonne ſich einmal herabließ, auf ihn zu ſcheinen. Dann kam erſt ſeine ganze abgrundſcheußliche Häßlichkeit zutage, und weil er es fühlte, verzog ſich dann immer ſein Geſicht zu einer ſolchen Fratze, gemiſcht aus Gram, Galle, Neid und ſchiefgequetſchter Scham, daß einem jeden, der es ſah, mitten im Sonnenlicht das Heulen zwiſchen die Zähne gekrochen kam.
Einen Hausgenoſſen aber hatte der Verputz, über den er ſich ſtündlich erboſte, weil er ihn weder erwürgen, noch totärgern, noch ſonſtwie los werden konnte, das war ein Echo, wenn anders man dieſen Namen für das verbogene und verbeulte Lumpen-Etwas, das da von der Wand lauerte und gelegentlich plärrte, noch gebrauchen durfte.
Dieſes Echo war gewiß ein Vierfüßler, dumm, ein Wirrkopf, kretinhaft vertrottelt, dabei immer aufgeregt und verärgert, immer geſchäftig, als wäre es der weiteſtgereiſte und begehrteſte Sonntagsprediger und Seelſorger, obwohl es doch ſein ganzes Leben lang auch nicht einen Schritt über die Sackgaſſe hinaus getan hatte.
Es plapperte und ſchrie und feixte jeden Laut nach, der irgend aus der Sackgaſſe ihm ins Ohr kam. Es blökte mit den Säuglingen, die da in ihren Lumpenkaroſſen herumkutſchiert wurden, es lärmte, brüllte und tobte mit den Kindern wie zwölf heulende Neger, es knarrte mit den Müllwagen, es rappelte blechern mit den Milchkannen, es ſchnatterte mit den Weibern, es hinkte dudelnd hinter der Drehorgel her wie eine lahme Maultrommel, und dabei war ſeine Stimme kurz, heiſer und hüſtelnd, wie von einem ewigen trockenen Katarrh geplagt; kurz, es war ein Gaſſenſchmarotzer mit ausgedörrtem Blaſebalg, ſo armſelig und nichtsnutzig, wie es nur je einen gegeben hat, und niemand hatte

eigentlich acht auf es, außer dem Verputz, der Lache und der Laterne, die es unaufhörlich bewitzelten, verkeilten und berotzten, die einzige Unterhaltung eigentlich, die sie sich in ihrem öden Dasein zu gönnen wußten.
Der Dollwisch war vielleicht der einzige, der unter Menschen das Echo noch kannte, es achtete und gelegentlich den Kindern einen Vortrag darüber hielt, die dann um ihn kreischten, ihn am Rock zupften und: „Dollwisch! Dollwisch! Licht raus! Die Latern' ist aus!" brüllten und lachten, daß das Echo wie ein kläffender Pinscher unter sie purzelte.
Der Dollwisch war Junggeselle und hielt etwas auf sich; er war so dürr wie ein Laternenpfahl, sein grauer Rock hing um ihn herum wie ein leerer Sack, und die langen Schöße flatterten manchmal im Winde wie magere Fledermäuse. Man hätte ihn für einen Quäker halten können, zumal er einen steifen Hut trug, der einmal schwarz gewesen war, und eine schwarze Halsbinde ohne Kragen.
Sein einziger Freund war der Flickschuster Gorks, der in der ganzen Sackgasse nur der Riester-Gorks hieß, weil sein Tagewerk fast nur im Verriestern von aufgeplatzten, elenden Schuhen bestanden, die sich in der Sackgasse krank getreten hatten, denn sein Kundenkreis ging nicht über die Sackgasse hinaus.
Jeden Tag ein halbes Stündchen vor seinem Rundgang pflegte der Dollwisch mit seiner Zündstange bei dem Gorks einzusprechen. Dann stülpte er seinen runden Fizhut über die immer noch ein nutzloses Dasein hier verdämmernde Glaskugel und hockte sich dem Schuster gegenüber auf den zweiten Dreifuß, der einmal in besseren Zeiten einem Gesellen das Gesäß gestützt haben mochte.
Diese Glaskugel war die Freundin des Dollwisch, denn er sah in ihr eine Art von Laterne und versäumte nie, mit seiner krummen Hand über ihre gläserne Haut zu streicheln, obwohl ihr Glanz schon längst erblindet war.
Dann hockte er sich nieder und guckte dem Gorks eine Weile auf die Finger, wie der mit der Ahle stach, die Pinnen einschlug, mit der Nadel durch das morsche, rissige Leder fuhr, es leimte, mit Glas abschürfend glättete und schwärzte und so mit Sohlen, Fleck und Riestern den gebrechlichen Schuh wieder heilte.
Eine Börse von Lumpen, Bettlern, Hausierern, Hintertreppenmusikanten und Schnorrern kann nicht krauser, abstruser und verrückter sich gebärden wie die Schuhherde, die da auf dem Podest um den Gorks herum sich flegelte und mit leeren Bäuchen zum Dollwisch hinaufblinzelte.

Der Gorks kannte sie alle der Reihe nach: „Die zwei nackten Ratten da", sagte er, „mit den langen, grauen Schwänzen schlappt der alte Müllkutscher Knaschbund an seinen Plattfüßen herum."

„Der wohnt sechs Schritt von der mittleren Laterne drei Treppen hoch", sagte der Dollwisch, „die Laterne scheint ihm schief an die Decke, durch die karrierte Gardine sieht man seine Alte immer vor dem Nähkasten herumkrabbeln."

„Der alten Spinne gehören die dürren Kellermäuse da —; die beiden aufgepumpten Frösche klumpen dem versoffenen Droschkenkutscher Pimpe um die Schweißfüße. Mit den Schildkröten dort klappert der Vogelsamenhändler Maus, hier hat die Grünkrambimmel ihre zwei Rüben und mit den Schweinsblasen da dudelt der blinde Drehorgel-Schorsch durch die Nacht!"

„Die wohnen alle in der Sackgasse um die zwei Laternen herum", dachte der Dollwisch, denn das war für ihn der Mittelpunkt der Welt.

Manchmal aber tauchte unter den ledernen Invaliden des Gorks ein kokettes, zierliches Pärchen aus Wild oder Lack auf, wie ein vom Winde vertriebenes Kanarienvogelduett, billig aber voll Chik, wie sie die Fräulein tragen. Dann fühlte der Dollwisch sich unbehaglich in der Werkstatt, der Gorks aber nahm sie in die Hand, lachte und blies sie an, als wollte er sie auseinanderpusten.

„Der Wandel ist von Pappe", sagte er, „aber die, der sie gehören, ist nicht von Pappe." Dann schüttelte der Dollwisch mißmutig den Kopf.

Der Gorks hatte einen Sohn von etwa 14 Jahren, der war der größte Lausbub und Schreier in der Sackgasse; er hieß nur Karl und war dem Dollwisch verhaßt, weil er ihm einmal mit der Spritzbüchse Wasser aus der Schmutzlache in den Hals gespritzt hatte.

Um so besser konnte er die Ilsa leiden, die Tochter, die zwei Jahre älter war, schon einen vollen Busen hatte, Sonntags Schuhe mit Lackspitzen trug und ein rosarotes, halblanges Kattunkleid. Er brachte ihr oft billiges Zuckerzeug zum Lutschen mit, und wenn er seine Laternen anzündete, dachte er immer, jetzt schleiche sie sich in seine leere Wohnung und koche ihm die Abendsuppe, und wenn er heimkomme, warte sie auf ihn. Er hatte also trotz seiner fünfzig Jahre sein Augenmerk auf sie, und manchmal glaubte er, es könnte doch noch einmal geschehen, daß er ein weißes Myrthensträußchen sich ins Knopfloch stecke und einen Rundtanz mit ihr mache.

Allein die Ilſa dachte nicht an Rundtänze mit dem Dollwiſch; ſie lutſchte die Zuckerſtangen, die er ihr ſchenkte, ſchwänzelte ihn an, wenn er in der Werkſtatt hockte, aber guckte über ſeinen ſchwarzen Filz weg in die leere Luft, wenn er ſeine Laternenparade machte und ſtreifte in der Dämmerung durch die Sackgaſſe wie eine Katze, die Vögel mauſt.

Der Karl aber wollte nicht Flickſchuſter werden und kam daher in die Lehre in einem Engros-Schuhhaus am Königsplatz. Von dem Tage an, wo er ſein erſtes Geld einſtrich, trug er nur noch Halbſchuhe, bunte Florſtrümpfe, Zephirhemden und einen grauen, weichen Filzhut, der ſchief und verwegen über ſeiner frechen Naſe ſaß wie eine Veranda für liederliche Goldkäfer und ging des Abends mit ſeinen Freunden ins Café! Seinen Alten nannte er nur noch den Gorks und ſagte, wenn er Likör getrunken hatte, zu den anderen Kommis, er werde die Sackgaſſe noch einmal einreißen oder anſtecken und eine Schuhfabrik dort aufmachen.

Und wie er, ſo kam auch die Ilſa über die Sackgaſſe hinaus.

Es war das gerade, als der Dollwiſch an einem Huſten, ſeinem alten Leiden, krank im Bette lag und Fieber hatte. Er phantaſierte im Fiebertraum von einem goldenen Laternenpfahl und ſah die Ilſa auf dem Kopf der Laterne in ſeidenen Pumphoſen balanzieren wie eine Kunſtreiterin. Er ſelber hatte einen roten Frack an mit langen Schößen wie ein Stallmeiſter und knallte mit der Peitſche, während ſie ihm Zuckerſteine zuwarf. Er wunderte ſich über ſich ſelbſt und lachte gurgelnd in ſich hinein. Als er wieder aufſtehen konnte, war ſein erſter Gang zum Gorks hinüber. Er hatte die beſten Säuerlinge gekauft, jeden in ein grünes Papierchen gewickelt, — die wollte er der Ilſa ſchenken.

Als er in die ſchmierige Werkſtatt kam, hockte der Gorks auf ſeinem Dreifuß noch bucklicher als ſonſt und ſah kaum auf. Als der Dollwiſch ſeinen Steifhut über die Glaskugel ſtülpen wollte, merkte er, daß ſie nicht mehr da war.

„Wo iſt ſie?“ fragte er.

„Fort, kommt nicht mehr wieder.“

„Wieſo?“

„Hab ſie zur Tür hinausgeſchmiſſen.“

„Warum?“

„War mir zu glänzend geworden, ſchwänzelte aus der ſoliden Wirtſchaft, duftete nach Veilchen und Reſeda und ſpuckte mir auf die Pechnaſe!“

„Wer? — Die Glaskugel?“

„Die Glaskugel? — Was? — die Glaskugel?! — freilich, die Glaskugel auch! — Die Glaskugel, die hab ich ihr nachgeschmissen, aber sie fuhr gegen den Türpfosten, und seit gestern hat sie der Müllkutscher Knaschbund."
„Wem hast du sie denn nachgeschmissen?"
„Nun ihr — der Ilsa!"
„Wo ist sie denn jetzt die Ilsa? Ich hab ihr doch da — — —", und er zog seine Säuerlinge aus der Rocktasche.
„Auf dem Strich", schnarrte der Gorks und spuckte aus.
Dann ging der Dollwisch hinaus, warf die Säuerlinge in die Schmutzlache, daß sie aufspritzte und vergaß die Laternen anzuzünden.
Als er aus der Sackgasse in die große Straße einbog, rauschte etwas an ihm vorbei: es war die Ilsa leibhaftig. Sie trippelte in Seidenstrümpfchen und Spangenschuhen, hatte einen glänzend schwarzen Seidenhut auf und duftete. Er erkannte sie gleich, aber sie sah ihn nicht. An der ersten Laterne stand ein Galan, der schnüffelte und pirschte sich hinter ihr her. Eine Laterne weiter gingen sie schon miteinander und bogen lachend in ein Café!
Der Dollwisch guckte hinein. Zum ersten Male in seinem Leben sah er und wußte nun, was ein Café ist. Er hörte himmlisch-verführerische Geigenmusik und erblickte elegante Damen und schlanke Herren an weißen, marmornen Tischchen. An einem solchen Tischchen ließ auch Ilsa mit ihrem Freund sich nieder. Der süße Kerl beugte sich vor und tuschelte ihr offenbar etwas ins Ohr, denn sie lachte laut auf. Gleich danach aber sah sie wieder wunderschön aus.
Der Dollwisch schütterte am ganzen Leibe, und es wurde ihm schwarz vor den Augen. Da vergaß er auch, die anderen Laternen anzuzünden, ging in eine Wirtschaft, hockte dort bis Mitternacht und trank und trank und glotzte vor sich hin.
Als der letzte Gast gegangen war, kam auch er aus der verräucherten Butike und schwankte, im Zickzack torkelnd, in die Sackgasse hinein. Es war Nacht dort, keine Laterne brannte.
Als er ungefähr in der Mitte der Gasse war, blieb er plötzlich stehn, hob die Hände wie eine Schallmuschel vor den Mund und brüllte wie ein Irrsinniger in die Sackgasse hinein:
„Dollwisch, — wo bist du?
Ilsa, — — wo bist du? — Ilsa! — Ilsa!"
und schreckhaft, verscheucht und leer kam es vom Ende der Sackgasse zurück:
„Ilsa, wo bist du?! — Ilsa! — Ilsa!" sang das Echo verloren in die schwarze Stille der Gasse hinein, so, als klagte es sein

eigenes, nie erkanntes, unſagbares Leid. Es war wach geworden, das Echo, zum erſten Male, mitten in der Nacht, und ſeine öde Klage ſtaute ſich zwiſchen den finſteren Häuſern.
Immer noch brüllend trottelte der Dollwiſch weiter, immer kurzatmiger, immer kläglicher wurde das Echo, bis es zuletzt ins Nichts zuſammengeſchrumpft war.
Jetzt ſtand der Dollwiſch am Ende der Sackgaſſe, ballte die Fäuſte und trommelte wie ein Irrſinniger gegen den Verputz, bis ihn die Kräfte verließen. Da fiel er um wie ein Klotz und rollte in die Lache, die ſchweigend, ſtumpf und verbiſſen in der Finſternis lag.
Die Laterne, die ſchon lange eingeſchlafen war, ſchrak auf; klatſch! fuhr ihr die Lache ins Geſicht.
„Pfi“ flüſterte ſie, noch halb im Traum.

Licht weg!
alles Dreck!“

ziſchte es ihr ins Ohr.
„Wie kommt die hier herauf?!“ klirrte die Laterne entſetzt in ſich hinein.

„Bettelſchmarutze,
ſieh, wie ich mich putze“,

wollte ſie ſchon höhnen, da merkte ſie, daß kein Licht mehr in ihrem Kopfe brannte, und ſie ſchwieg.
Leiſe hörte ſie's unter ſich feixen:

„Licht aus! Licht aus!
kein Fünkchen mehr im Haus!“

Da guckte der Mond übers Dach der Remiſe, rund und voll. Schlaftrunken röchelte der Verputz:

„Hetz, hetz,
Flieg' im Netz!“

Da ſah die Laterne, die einen Strahl des Mondes aufgefangen hatte, daß der Dollwiſch in der Pfütze lag, die Arme und Beine kreuz und quer gewinkelt, wie eine große ſchwarze Fliege, die, von der Kälte verkrümmt, eingeſchlafen iſt, und entſetzt ſtiert ſie auf den armen Klumpen von Körper, über den der Mond leiſe ſeinen Schleier breitete. Die Lache aber ſchielte grünlich mit dem Reſt ihrer wäſſerigen Armſeligkeit zur Laterne hinauf.

„Saufaus, lichtaus, hauchaus“,

röchelte der Verputz.

„Herzaus“,

hauchte das Echo.

Da kam ein Wind, fuhr dem Verputz übers grindige Gesicht, rüttelte die Laterne, daß sie leise klirrte, pfiff in die Pfütze hinein, blies dem Dollwisch um den morschen Schädel und wehte das arme Echo mit sich fort.
Da schwiegen sie alle miteinander still.

(Aus dem soeben im Iris-Verlag Frankfurt am Main erschienenen Novellenband von Reinhold Zickel: Das Lirileirapodragü oder die neun Geschichten vom Echo. Ganzleinen 4,80 M.)

Lieder um Leonore / Von Heinzludwig Raymann

Mille piacer' non vaglione un tormento Petrace

I.

Der Tag geht müd zur Neige
Und ist doch stolz und schön gewesen —
Du hebst ans Kinn die Geige
Und bist urplötzlich fremdes Wesen.
Die Augen flackern grünes Licht,
Dämonisch finstert dein Gesicht.

Der Bogen bebt, dann faßt ihn fest die Hand:
Die ersten Töne kommen mächtig her.
Wir stoßen ab vom grauen Erdenstrand,
Mit goldnen Wimpeln segeln wir ins Meer
Auf gläsern runden Tönen
Auf windgewiegten Wellen
Darunter Tiefen dröhnen
Delphine silbrig schnellen
Meerungeheuer glotzend schwellen.

Dein Schiff pflügt tief der Wellen Glas,
Die Wasser orgeln dunkles Lied.
Dein Auge sucht ohn Unterlaß
Den Wunderstrand, dein Land — Orplid.
Ich höre deinen Sehnsuchtssang,
Der auf den Wellen hüpft und brennt.
Wild rauscht der Bug durch Schaum und Tang,
Das Segel prallt, das Schiffchen rennt.
Die Ferne flimmert leer — blauleer
Nur Meer — Meer — Meer.

Die Klänge suchen bang den ewgen Tag.
So ziehen rote Wundervögel nachtgeschreckt
Der Sonne nach mit schwerem Flügelschlag
Die Sehnsuchtsschnäbel starr ins Licht gereckt.
Die Sonne sinkt verblutend tief ins Meer — —
Die Vögel klagen irr in Nacht umher.

Die Klage endet ſcharf ein Stoß.
Du ſchauſt aus Augen wundergroß.
Wir ſind auf Strand getrieben —
Du ſenkſt die Geige, ſtehſt gebannt:
Iſt dies Orplid, der Sehnſucht Land? —
Wir ſind im alten Land geblieben.

Die Nacht ſchaut ſchwarz ins Fenſter
Uns ſchaudert vor dem Dunkeln —
Doch ſieh, die Fernen funkeln,
Die Nacht ſteigt ſterndurchglänzter.

Der Weg iſt weit, das Leben leer,
Wir finden wohl Orplid nicht mehr.

II.

Alle Waſſer müſſen Wolken werden:
Meere, Seen und kleine Silbertropfen,
Reingeſpült im Blau vom Schlamm der Erden
Kühl auf Blätterdach und Krume klopfen.
Stetig ſteigt aus Strom und Wäldertalen
Ballt ſich über Felſenſchroffen Nebelfeuchte,
Silbrig taut es von den Ätherwieſen —
Stürzen Tropfen aus den dunklen Schalen
In der ſieben Farben Urgeleuchte.
Plötzlich ſchütten Fäuſte grauer Rieſen
Ströme blitzdurchflackt mit Weltdachkrachen
Auf die Fluren die beim Trinken lachen.

Wein von wunder Seele weg das Weh,
Das den Glanz aus deinen Augen nagt,
Das dein frohes Leuchten trüb erſtickt!
Taue auf des Herzens Gletſcherſchnee,
Scheuche das Geſpenſt das dunkel ragt,
Das viele rote Lebensblüten knickt!
Sieh, auch deine Tränen werden nächtlich tauen
Kühl auf heiße Herzen, kühl auf trockne Auen.

Alle Waſſer müſſen Wolken werden
Meere Bäche Tränen dieſer Erden.

III.

Unſer junges Blut hat Sturm geklungen
Tönte tief mit dunklen Bronzezungen
Unſrer Liebe ſchwere Not.
Vögel haben wild in uns geſungen
Lieder blau und leuchtendrot.

Süße Lieder von dem Wundergarten
Drin viel Purpurfrüchte unſer harrten
Prall und ſaftig jungem Mund.
Ach wie ſelig wir ins Prunken ſtarrten,
Schwanenteich und Roſenrund.

Unſern Garten ſperrte Schmiedegitter
Maßlos bot er Bluſt und reichen Flitter,
Früchte platzten ungepflückt
Leuchtend in der Sonne Goldgezitter —
Doch wir ſchieden unbeglückt.

Nimmer wußten wir das Tor zu finden
Zu den Blütentrauben Fruchtgewinden
Zu des Glückes Roſenſchoß.
Blutgeſang verklang in böſen Winden —
Tränen beute unſer Los.

IV.

Du gabſt meinen Tagen ſprühend Licht
Das große Geleucht entflammter Herzen
Den blutheißen Glutkuß reifer Schmerzen
Darüber der Sinn des Lebens zerbricht.

Wir trafen uns jäh auf großer Bahn,
Du ſchienſt mir ſeit Urzeit zugeboren —
Ein Funken Urlicht in Nacht verloren — —
Zwei Sternfunken wiegte wilder Wahn.

Ich ſuchte in dir den höchſten Traum:
Wir wuchſen in rotem Glanz zuſammen,
Wir fanden im Ineinanderflammen
Der purpurnen Gärten erſehnten Saum.

Nun löſen wir tiefen Leids uns los,
Die Augen verdunkeln bittre Tränen.
Es flattert dein Haar in wirren Strähnen —
Und Unheil erwächſt uns rieſengroß.

V.

Lächle noch einmal, du Wunderſüße,
Tiefe der Seele erſtrahle, lebe!
Eh ich die blutenden Büßerfüße
Ueber die Steine von hinnen hebe.

Reich mir noch einmal der Lippen Säume,
Die in verzehrenden Gluten brennen,

Daß ſie erglühn durch rote Träume —
Dann will ich deinen Namen nicht mehr nennen!

VI.

Weiß ſchwamm der Mond und Herbſtwind blies.
Wie Silber glomm das Dach am Tore
Da heimlich ich die Stadt verließ
Die Stadt der weißen Leonore
Darin ich einſt mich ſelig pries.

Verloht der Augen ſündig Licht,
Verſtummt der Bronzeſtimmen Glocken,
Verblaßt das ſüße Angeſicht,
Vertan das Spiel mit braunen Locken,
Der Liebe rauſchtoll Glutgedicht!

Wie Nacht für Nacht der Sternenbaum
Hochſteigt und leuchtet unermeſſen,
So ſtrahlt ſie hell durch Tag und Traum —
Und ſchwer wird mir, ganz zu vergeſſen
Das ſüße Bild aus Licht und Schaum.

VII.

Ein Cello ſchluchzt in der Nacht
Von Triſtan die Weiſe.
Das Totgeglaubte erwacht
Umflüſtert mich leiſe.
Sternlicht beſprüht meinen Hut
Mit zinngrünen Funken.
Ich ſteh mit brennendem Blut
In Tränen verſunken.

Herbſtfeier / Von Otto Heinz Palm

Um eine ſtille Herbſtſtunde bin ich hinausgegangen.

— — — — — — — — — —

Alle Natur duftet nach welkem Laub. Hier wühlt der Wind noch in faſt vollen Kronen, dort reißt er bereits an letzten Blattfetzen, die ſich verzweifelt wehren gegen das Grab, das ihnen droht. Papierfetzen narren mich und gaukeln mir Blumen vor. Hagebutten leuchten ihr ſchönſtes Rot. Und da — kaum wag' ich's zu denken — ſtecken ihre Sternenköpfchen grüßend in die Höhe: letzte Margueritten! Und ich raffe alles zuſammen, was meinen Händen erreichbar iſt, Margueritten und Hagebutten ... Roſenblätter und Margueritten . . . raffe alles zuſammen, um es hinüberzuretten . . . letzte Grüße eines Sommers.

Und die Sonne ſinkt. Und die Stunde hält mich gebannt. Der Tag verdichtet ſich zum Abend. Wolkenwände türmen ſich auf . . . weit . . . weit im Weſten. Alles wird zu einem rotdunſtenden Meer von Feuer und ſpiegelt ſich prächtig in den dunkeln Waſſern des Fluſſes.
Strahlenbündel durchbrechen die Wolkenwände, deren gezackte und geſchwungene Ränder in glänzendes Gold geſäumt ſind. Wolkenballen um Wolkenballen löſt ſich aus dem roten Dunſt atmenden Feuermeer und ſteigt in den Strahlenbündeln empor in glühendem, webendem Wallen.
Und die Sonne ſinkt. Und das Bild beginnt zu blaſſen . . . mählich . . . langſam . . . ganz ſacht . . .
Und ich wende mich, um es in all ſeiner flammenden Farbenpracht in der Seele zu behalten, um es ſo — auch das — hinüberzuretten . . . hinüber . . .
Aber in meiner Stube ſtehn Margueritten, Roſenblätter und Hagebutten und ſagen mir eines Sommers lockendletzte Grüße.

Novalis / Von Otto Gillen-Godesberg

Das Mädchen entſchwebte, ein Engel zu werden,
Du wirſt ihr Unendliches nicht mehr los,
Und wanderſt durch Gärten und kannſt nicht ſterben —
Roſen ſtehn rot, ein tiefer Schoß.

Schon geht dir des Kindes Weſen ein,
Wie Atem belebt dich ihr anderes Sein,
Biſt herzlich umfangen von Worten und Winden,
Und Hände ſind, die im Schlaf dich finden.

Die Sterne ſtehn immer zu Paaren im Raum,
Lichtlilien erſchließen ſich dir im Traum.
Nicht iſt mehr Wort und Gebärde dein,
Will alles der Welt verſchenket ſein.

Die Melodie / Von D. Luſchnat

Der Garten war ganz ſtumm vor Sonne. Über der grünen Helligkeit ſchwebte Duft von Mandelblüten. Traumhaft leicht ſtieg ein Flötenton aus dem Gebüſch und breitete ſich aus. Er klang wie zielloſe Sehnſucht, die in ſich ſelber zerrinnt.
Nach einer Weile kam ein neuer Ton, dann noch einer und wieder einer. Und nun war Melodie da. Die Seele des Gartens ſpielte ihr Lied in ſich zurück, um zu fühlen, welcher Art ſie ſei.

Allerdings, der da ſpielte, war ein Menſch. Aber er wußte nicht, was er ſpielte. Er hatte ſich ſo leer geſchwiegen, daß die Seele des Gartens in ihm zu ſingen begann.
Ein Weib ging auf den gelben Kieswegen. Der ſüße Duft und das Spiel hatten ſie herbeigelockt. Sie ging langſam und ihr Herz klopfte vor Erwartung, ob wohl noch Wunderbareres käme, als dieſe Melodie über der Regloſigkeit des Mittags.
In der Tiefe des Gebüſches fand ſie den Mann. Sie lächelte, wie man lächelt, wenn nach dunklem Schlaf das Frühlicht die Augen berührt.
Er ſah ſie an und erſchrak vor der Schönheit dieſes Lächelns. Die Flöte ſank ihm von den Lippen. Glühend dufteten die Mandelbäume. Der Garten verſtummte noch tiefer, als wäre er in ein Meer verſunken, und ferner geworden.
Irgendwo, für Ohren nicht hörbar, erwachte neue Melodie. Die beiden Menſchen ſpielten das Lied ihrer Seele in ſich zurück, um zu fühlen, welcher Art ſie ſei. Der Unbekannte, der auf ihnen ſpielte, hatte ſich ſo leer geſchwiegen, daß ihre Seelen in ihm zu ſingen begannen. War irgendwo etwas anderes, das ihm zuhörte, das herbeigelockt wurde?

Heimat / Von Robert von Radetzky

Das biſt Du, Heimat — Erde,
Du tief ſchaffende,
Du in meiner Seele ſchaffende.
Ich lege meine Wange und meine Bruſt
an Deine Bruſt und atme Dich.
So, nun kann ich von der Mutter träumen —

Märchen vom Vagabunden / Von Robert von Radetzky

An der Landſtraße lag ein Knabe, der aus ſeinem Dorfe fortgelaufen war. Anfangs hatte ihn das weite Land lachen gelehrt, Lerchen hatten ihn begleitet.
Nicht der verſoffene Bauer, nicht der Schulmeiſter quälte ihn, und, was die Hauptſache war, würde ihn auch morgen nicht quälen — übermorgen — nie, nie wieder.
Ihm gehörte das Land und der Himmel, ihm die eigene Seele.
Als es dunkel wurde, begann er ſich jedoch zu fürchten.
Und wie ſollte er ſeinen Hunger ſtillen?
Da vernahm er Schritte auf der Straße. Er warf ſich flach in den Graben. Keine Beruhigung war für ihn das Nahen von Menſchen.

Es waren ihrer mehrere. Sie sprachen nicht — sie wanderten nur daher.
Als sie ganz dicht heran waren, hörte der Knabe den einen sagen: „Wir sind genug gegangen. Hier, denke ich, wollen wir bleiben."
Die übrigen stimmten zu. Der Knabe drückte seinen Kopf tiefer in das Gras.
Sie fanden ihn.
„He, Jung, was ist mit Dir?"
Der Knabe hebt den Kopf. Er hat sich Erde über die Backen geschmiert. Sie beleuchten ihn mit einem Streichholz und lachen.
„Bist wohl auch auf der Walze? Hab keine Angst, hier findet uns keiner."
Es sind Männer, Jünglinge, ja, Frauen sogar.
Sie nehmen ihn in ihre Mitte. Er erzählt seine Geschichte. Sie teilen ihr Brot mit ihm.
Und während die Gefährten allmählich einschlafen, bleibt der Knabe mit klopfendem Herzen wach.
Er hat keine Furcht mehr.
Nur, daß die Sterne so dicht bei der Erde sind, heute Nacht — Das erfüllt ihn mit Unruhe und Entzücken.

Bücherschau

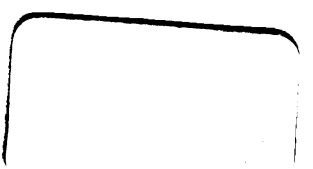
Reinhold Zickel, Das Lirileirapodragü oder Die neun Geschichten vom Echo. Ein phantastisches Karussell. Iris-Verlag, Frankfurt am Main. Ganzleinen M. 4,80.

Diese neun Geschichten vom Echo sind in ihrer sonderlichen Mischung von Humor, Witz, Satire, Tragik und Phantastik eine Schöpfung von unbezweifelbarer Originalität, von ganz spezifischem, lockendem Reize; köstlich ursprünglich, einmalig. Als Widerhall einer tanzenden, weinenden, küssenden, lachenden, sterbenden und auferstehenden Schönheit klingt das Echo durch diese Geschichten. Darüber hinaus aber erzeugt der aus Geist, Herz und Phantasie in gleicher Kraft geborene Stil die originale Einheit des Ganzen. Reinhold Zickel hat durch seine Dramen in der literarischen Welt Deutschlands bereits seinen Platz erobert. Hier nun aber, wo der Dramatiker als Erzähler gleichsam im freien Bezirk der Phantasie sich ergeht, zeigt er sich auf einer solchen Höhe künstlerischen Könnens und schöpferischen Gestaltens, da der volle und zugleich echte und dauernde Erfolg als verbürgt gelten kann. Denn dieser Novellenband vom „Lirileirapodragü" ist von so starkem literarischen Reiz, so voll von Grazie und Genie, und beweist eine so reife Künstlerschaft, daß er jeden Leser spielend und doch innerlichst packen und mitreißen muß. — „Das Lirileirapodragü" ist ein Buch aus unserer Zeit und für sie gewonnen, zwingendes Zeugnis für ein tiefes, humanes Verstehen des menschlichen Herzens in all seinen bunten und wirren Regungen, hier aber entwirrt und zu Musik geworden, Musik der Sprache, Musik des Gefühls.

Hans Pflug, Geliebte Landschaft. Ein Skizzenbuch. Verlag der Schönheitssiedlung „Sonnenlicht Heide", Verden (Aller). Preis brosch. M. 1,75 geb. 2,75.

Hans Pflug liebt die Erde, mit der er als Siedler mehr verbunden ist, als die Menschen der „großen Stadt". Er sieht die Tagtäglichkeiten, in denen die anderen Menschen aufgehen, mit dem reinen verstehenden Auge des Dichters. Was er hier in diesem schmucken Bändchen kurzer lebendiger Skizzen dem anspruchsvollen Leser bietet, ist sein Bekenntnis zur Natur, zu Gott und den Menschen. Leben, freudiges, bejahendes, diesseitiges Leben, pulst durch jede der kleinen Plaudereien. Man kann sich das Büchlein gut denken: hinausgetragen an „Sonnensonntagen" von Großstadtmenschen, die die Landschaft lieben und die Verbindung mit ihr noch nicht verloren haben, gelesen in göttlichen Stunden des Ausruhens und Stillewerdens und Sichfindens, am verträumten Ufer des Flusses, in sonniger duftender Heide, am Blütenhang des Berges, in wipfelrauschenden Wäldern. Wir wollen dem fränkischen Dichter dankbar sein für diese kleinen Gaben aus dem Schatz seiner „geliebten Landschaft".

Den Weltschlüssel kann man mit Recht den Kleinen Brockhaus nennen, das Handbuch des Wissens in einem Band, der soeben zu erscheinen beginnt. Die Kunst, die Handbücher des Wissens in Formen zu bringen, wie sie das deutsche Volk entsprechend dem Fortschreiten von Wissen und Können nötig hat, ist gewissermaßen ein altes Erbteil der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig. Deren Gründer hat vor mehr als hundert Jahren das erste allgemein brauchbare Werk dieser Art geschaffen, das man damals langatmig Konversationslexikon nannte. Heute ist das Werk in aller Welt als „Der Brockhaus" bekannt und geschätzt. Gleich nach dem Krieg erschien der „Neue Brockhaus", das Handbuch des Wissens in vier Bänden; er erwies sich rasch als eine unerschöpfliche und unentbehrliche Wissensquelle. Für alle, die die Ausgabe für ein vierbändiges Werk scheuen, ist der Einbänder entstanden, der Kleine Brockhaus. Die uns vorliegende erste Lieferung umfaßt mit den Stichwörtern A—Bolschewismus eine überreiche Fülle von Stichwörtern aller Art und ist geschmückt mit vielen wertvollen und lehrreichen Bildertafeln und Karten, in und außer dem Text; auch prächtige bunte Bilder sind dabei. Außerdem enthalten die 80 Seiten der ersten Lieferung nicht weniger als 443 klar ausgeführte Textabbildungen. Zu unserer Freude sehen wir, daß der Kleine Brockhaus sich erstmalig einer neuen Aussprachebezeichnung befleißigt, der eine leichtverständliche Schreibung zugrunde gelegt ist. Nur mit Hilfe eines geschickt ausgedachten Systems schnell einzuprägender Abkürzungen und Zeichen ist es möglich geworden, die unglaubliche Zahl von Angaben unterzubringen. Besonders aufmerksam machen möchten wir auf die Diagramme, die wirtschaftliche Verhältnisse darstellen, z. B. die Arbeitslosigkeit und Auswanderung mit dem stürmischen Auf und Ab ihrer Linien. Die Lieferung kostet nur M. 1,90, und ungefähr alle vierzehn Tage soll eine neue Lieferung erscheinen bis zur zehnten, mit der das Werk abschließt. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf den billigen Subskriptionspreis, der baldige Bestellung nahelegt, aufmerksam zu machen.

Bezugspreis: 6 Hefte M. 3.— Nachdruck verboten
Schriftleitung: Dr. Kurt Bock, Berlin NW. 87, Elberfelderstraße 24
Druck: H. Plasnick, Großenhain i. Sa.

FEB 1 '78